This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

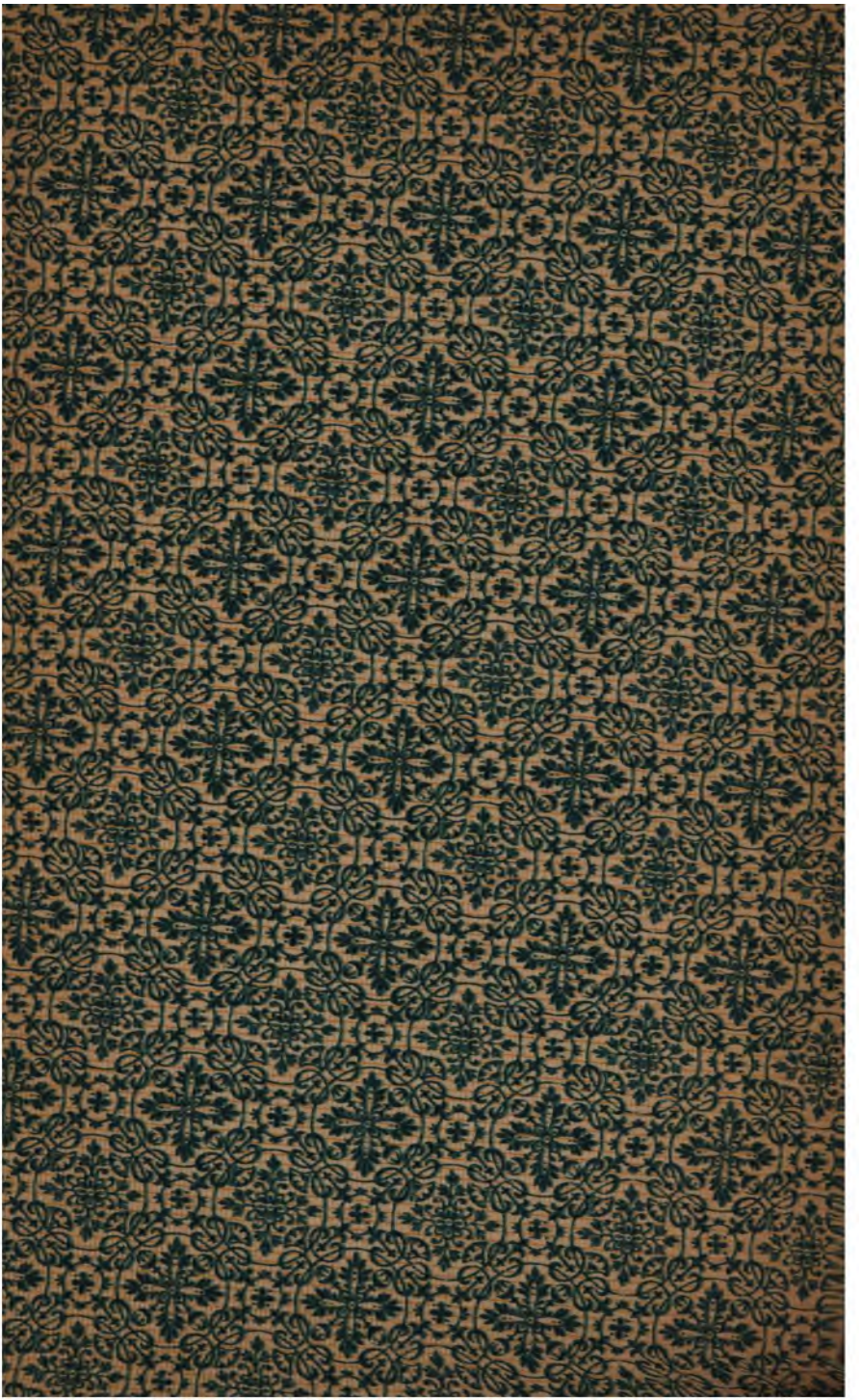
A 437934

Ch. G. Salzmanns
Ausgewählte Schriften

Herausgegeben von

Eduard Ackermann.

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



575
S19
1897

Ch. G. Salzmann.

Bibliothek Pädagogischer Klassiker.

Eine Sammlung

der

bedeutendsten pädagogischen Schriften

älterer und neuerer Zeit,

herausgegeben

von

Friedrich Mann.

Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.
1897.

Chr. G. Salzmanns

Ausgewählte Schriften.

Mit Salzmanns Lebensbeschreibung

herausgegeben

von

Eduard Ackermann.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.
1897.

Vorwort zur ersten Auflage.

In einer „Bibliothek pädagogischer Klassiker" dürfen die wichtigsten pädagogischen Schriften Chr. Gotth. Salzmanns nicht fehlen. Stehen diese auch in Bezug auf Neuheit, Tiefe und Wissenschaftlichkeit der Gedanken denen nach, die als Marksteine in der Entwickelung des pädagogischen Denkens betrachtet werden dürfen, so haben sie doch vor den letzteren auch wieder etwas voraus. Das ist der ihnen mehr als gerade den geistvollsten Werken der pädagogischen Klassiker eigene Boden, auf dem sie erwachsen sind, der Boden einer sorgfältigen Beobachtung des Lebens und der an der Hand einer gewissenhaften Praxis gewonnenen Erfahrung. Die Grundgedanken der neuen pädagogischen Bewegung, welche der „Aufklärung" ihre Entstehung verdankte, hat Salzmann, dem Zuge seiner Zeit folgend und von der gesammelten Erfahrung geleitet, in besonnener Überlegung nicht nur theoretisch auszugestalten gesucht, sondern auch selbständig praktisch durchzuführen sich bemüht, so daß seine Schriften von der philanthropistischen Denkweise überhaupt, wie auch von dem Einflusse derselben auf Erziehung und Unterricht ein deutliches Bild geben.

Nicht allen pädagogischen Schriften Salzmanns gebührt eine Stelle in der Bibliothek pädagogischer Klassiker. Auf dieses Recht haben nach unserer Meinung nur folgende Anspruch: 1. Krebsbüchlein, 2. Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen, 3. Noch etwas über die Erziehung nebst Ankündigung einer Erziehungsanstalt, 4. Konrad Kiefer, 5. Ameisenbüchlein Diese 5 Schriften genügen zugleich, um die Grundsätze, die Salzmann befolgte, und die Weise ihrer Durchführung erkennen zu lassen.

Unserer Ausgabe liegen, soweit diese Schriften Salzmanns überhaupt bei seinen Lebzeiten neue Auflagen erlebt haben, in der Hauptsache die letzten derselben zu Grunde. Nur inbetreff der Orthographie und der Interpunktion haben wir den dermaligen Bestimmungen gerecht

170086

werden zu müssen geglaubt, die Ausdrucksweise Salzmanns aber unverändert gelassen, auch da, wo stilistische Härten sich finden.

Daß die in den Ausgaben von Karl Richter (Leipzig, Siegismund & Volkening), wie von Richard Bosse und Johannes Meyer (Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn) und in den zum hundertjährigen Jubelfest der Anstalt Schnepfenthal von einem Urenkel Salzmanns neu bearbeiteten und ergänzten „Erinnerungen aus dem Leben Chr. Gotth. Salzmanns“ (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung) vorliegenden verdienstvollen Arbeiten nicht unberücksichtigt geblieben sind, war selbstverständlich. Wer sich die Mühe geben will, diese Arbeiten und unsere Ausgabe zu vergleichen, wird der letzteren trotzdem die Selbständigkeit nicht absprechen.

Eisenach, im Oktober 1889.

Der Herausgeber.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Daß schon nach wenigen Jahren eine zweite Auflage des ersten Bandes von Salzmanns ausgewählten Schriften sich nötig macht, ist der beste Beweis für den Wert, den man mit Recht diesen Schriften noch heute beimißt. Es ist zugleich ein erfreuliches Zeichen, daß das Studium der historischen Pädagogik in seiner besten und lehrreichsten Form in Lehrerkreisen weit verbreitet ist. Wer die Mühe nicht scheut, in die pädagogischen Klassiker vergangener Zeiten sich zu vertiefen, sichert sich als Nebenerfolg einen zweifachen Gewinn: die Anerkennung, daß es mühsamer Arbeit bedurft hat, richtige pädagogische Ansichten zu gewinnen, und die Einsicht, daß mancher gute Gedanke, den man heute vielleicht als neue Weisheit ankündet, von klar schauenden Geistern schon vor langer Zeit ausgesprochen worden ist.

Wesentliche Veränderungen vorzunehmen, lag bei der neuen Auflage ein Bedürfnis nicht vor.

Eisenach, im September 1896.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Salzmanns Leben und Wirken. IX

I. Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder 1

Vorbemerkungen 3
Mittel, sich bei den Kindern verhaßt zu machen 21
Mittel, Kinder gegen sich mißtrauisch zu machen 29
Mittel, sich bei den Kindern verächtlich zu machen 30
Mittel, Kindern frühzeitig Haß und Neid gegen ihre Geschwister einzuflößen 33
Mittel, bei Kindern die Menschenliebe zu ersticken 37
Mittel, Kindern die Grausamkeit zu lehren 40
Mittel, die Kinder rachgierig zu machen 42
Mittel, Kindern den Neid zu lehren 46
Mittel, Kindern Schadenfreude beizubringen 48
Mittel, Kindern Abscheu gegen gewisse Tiere einzuflößen 49
Mittel, Kindern Abneigung gegen fremde Religionsverwandte einzuflößen 50
Mittel, die Kinder gegen die Schönheiten der Natur unempfindlich zu machen 52
Mittel, wie man Kindern kann lehren, Gespenster zu sehen 55
Mittel, Kindern Furcht vor Gewittern beizubringen 57
Mittel, den Kindern Todesfurcht einzuflößen 59
Mittel, den Kindern die Religion verhaßt zu machen 60
Mittel, die Kinder eigensinnig zu machen 63
Mittel, Kindern das Lügen zu lehren 65
Mittel, Kinder fein frühzeitig zur Verleumdung zu gewöhnen . . . 72
Mittel, Kinder verdrießlich und mit ihrem Zustande mißvergnügt zu machen 74
Mittel, die Kinder zum Trotze zu gewöhnen 76
Mittel, die Kinder für die Welt unbrauchbar und ihr Leben freudenlos zu machen 78
Mittel, Kindern die Unzucht zu lehren 80
Mittel, Kinder naschhaftig zu machen 83
Mittel, Kinder gefräßig zu machen 86

Seite

Mittel, die Kinder zum Guten verdroſſen zu machen 87
Mittel, die Kinder dumm zu machen 88
Mittel, die Kinder ungeſchickt zu machen 91
Mittel, Kindern die Unordnung zu lehren 92
Mittel, Kinder eitel zu machen 93
Mittel, Kindern Geſchmack am Müßiggang beizubringen 98
Mittel, den Kindern den Geiz beizubringen 99
Mittel, Kinder gegen gute Lehren unempfindlich zu machen . . . 102
Noch ein paar Univerſalmittel, den Kindern allerlei Untugenden beizubringen 103
Allgemeine Mittel, die Kinder um Geſundheit und Leben zu bringen 110
Ein ſchönes Mittel, ſeine Kinder zu Krüppeln zu machen 121

II. Über die wirkſamſten Mittel, Kindern Religion beizubringen . . 123
Vorbemerkungen 125
Erſter Abſchnitt. Was Religion ſei? 149
Zweiter Abſchnitt. Erſter Unterricht in der Religion 162
Dritter Abſchnitt. Zweiter Grad des Unterrichts in der Religion . 202
Vierter Abſchnitt. Dritter Grad des Unterrichts in der Religion . . 230
Fünfter Abſchnitt. Vierter Grad des Unterrichts in der Religion . 245

Balzmanns Leben und Wirken.

Es ist kein bloßer Zufall, daß unter allen Anstalten, die die Philanthropisten in ihrer Begeisterung für Menschenwohl und Jugendbildung ins Leben gerufen haben, nur die eine von Salzmann gegründete so viele Lebenskraft besessen hat, daß sie dem Schicksale ihrer Schwesteranstalten, bald wieder einzugehen, entgangen ist. Der Begründer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal hat mit klarem Geiste die vielen richtigen Gedanken, die die von England ausgehende, in Frankreich weiter entwickelte und in Deutschland namentlich für die Reform des Schulwesens verwertete Geistesbewegung der „Aufklärung" in sich barg, erfaßt; er hat in seiner besonnenen Weise die neuen Ideen vorsichtig in die Praxis überzuführen sich bemüht; er hat stets verstanden vor Übereilungen und Übertreibungen sich zu bewahren und dadurch die Enttäuschungen sich erspart, die den Prahlereien eines Basedow als eine nicht unverdiente Strafe folgen mußten; er hat vor allen Dingen mit der hohen Begeisterung für seinen Beruf und mit der Überzeugung von der Richtigkeit der Ideen, die ihn leiteten, eine unerschütterliche Pflichttreue, eine unermüdliche Thätigkeit und eine Festigkeit des Wesens verbunden, die für das Gelingen menschlicher Arbeit nun einmal die unerläßlichen Voraussetzungen sind.

Kann auch Salzmann nicht als ein Reformator des Erziehungswesens bezeichnet werden, da er, selbst wo er seine Gedanken nur aus dem eigenen Nachdenken zu schöpfen glaubt, doch nur den schon von anderen ausgesprochenen Ideen Ausdruck giebt; die maßvolle praktische Ausgestaltung und Durchführung der letzteren bleibt sein unbestreitbares Verdienst. Nicht bloß das historische Interesse, sondern auch die Thatsache, daß viele berechtigte Forderungen des Philanthropinismus auch heute noch bei der Erziehung in Schule und Haus nicht die verdiente Beachtung finden, machen eine nähere Bekanntschaft mit dem Leben und Wirken Salzmanns, dieses Patriarchen unter den Philanthropisten, wünschenswert und verleihen dem Studium der pädagogischen Schriften Salzmanns seine Bedeutung.

Salzmanns Großeltern waren wenig bemittelte Landleute in dem Dorfe Schwerstedt bei Straußfurt. Hauptsächlich der Aufopferung seiner Mutter verdankte es der Vater Salzmanns, daß er, wenn auch unter harten Entbehrungen, Theologie studieren konnte. Er wurde im Jahre 1741 Diakonus und im Jahre 1747 Pastor zu Sömmerda. Am 1. Juni 1744 wurde ihm als erstes Kind ein Sohn geboren, der in der tags darauf vollzogenen Taufe die Namen Christian Gotthilf erhielt. Der etwas schwächliche Knabe lernte schon in frühen Jahren bei seiner Mutter Lesen. Außerdem ließ sie ihn frühzeitig

kleine Verse auswendig lernen, in denen Sittenregeln ausgesprochen waren. Die Erinnerung an jene Verse benutzte sie als Erziehungsmittel. Bald erhielt der begabte Knabe von seinem strengen Vater auch lateinischen Unterricht. Auf den gemeinsamen Spaziergängen erzählte ihm der Vater seine Lebensgeschichte, machte ihn auf die unleugbaren Spuren der Vorsehung, die darin sichtbar waren, aufmerksam und ermahnte ihn, immer auf Gottes Wegen zu gehen, auf ihn sein Vertrauen zu setzen und sich fleißig mit ihm im Gebet zu unterhalten.[1]) Dadurch, wie durch das fleißige Lesen der Bibel, zu dem ihn der Vater anhielt, und wozu namentlich die langen Winterabende benutzt wurden, während die Mutter spann und der Vater wohl auch das Garn weifte, entstand in dem empfänglichen Herzen des Kindes ein tief religiöser Sinn, der sein ganzes Leben lang Salzmann eigen blieb und in all seinem Thun, wie in seinen Schriften, trotz der Nüchternheit seiner religiösen Anschauungen, sich kundgiebt. Zur Erweckung und Pflege dieses Sinnes hat der Religionsunterricht, den der Knabe in der Schule genoß, und der nur im Bibellesen und dem Auswendiglernen von Katechismus, Bibelsprüchen und Psalmen ohne alle Erklärung bestand, und die keineswegs bessere „Kinderlehre" bei dem Geistlichen, wobei die Kinder auch bei der strengsten Kälte in der Kirche über ganz unverstandene Dinge examiniert wurden, jedenfalls nichts beigetragen. Es hat sich vielmehr frühzeitig gegen solch unpädagogisches Verfahren eine tiefe Abneigung festgesetzt.

Da der Knabe in der Schule, in die er im sechsten Lebensjahre eingetreten war, rasche Fortschritte gemacht hatte, kam er im Alter von 12 Jahren auf das Lyceum zu Langensalza, wo er in dem Hause des trefflichen Konrektors Lindner, eines tüchtigen Philologen und Schulmannes, dessen er später mit herzlichstem Danke gedenkt, Aufnahme fand. Wegen einer gewissen Unbeholfenheit hatte Salzmann von seinen meist älteren Mitschülern manche Neckereien zu erdulden, die manchmal wegen seiner von vielen seiner Mitschüler nicht geteilten Begeisterung für Friedrich den Großen auch einen ernsteren Charakter annahmen. Nur an seinen Stubengenossen G. G. Ausfeld schloß er sich inniger an und gewann in ihm einen vertrauten Freund. Diese Freundschaft währte bis zum Tode Ausfelds und wurde später die Veranlassung zu der innigen Verbindung der Familien Salzmann und Ausfeld.

Da Salzmanns Vater im Jahre 1758 nach Erfurt versetzt wurde, nahm er seinen Sohn von Langensalza weg, ließ ihn aber nicht die Schule zu Erfurt besuchen, sondern durch Privatunterricht zur Universität vorbereiten. Während dieser Zeit machte unser Salzmann

[1]) Salzmann hat im „Boten aus Thüringen" S. 194 ff. eine leider nur seine Knabenjahre umfassende Selbstbiographie veröffentlicht.

auch die ersten Unterrichtsversuche, indem er einem seiner Brüder Unterricht im Latein erteilte. Weil es damals auf der Erfurter Universität eine eigentliche evangelisch-theologische Fakultät nicht gab, ging Salzmann im Jahre 1761 nach Jena, um daselbst Theologie zu studieren. Von dem rohen studentischen Treiben der damaligen Zeit abgestoßen, lebte er, im Verkehr mit einem kleinen Freundeskreise, eifrig seinen Studien. Von einer tieferen Einwirkung auf den Jüngling durch seine Lehrer, von denen J. G. Walch, der Herausgeber von Luthers Schriften, und Hofrat Daries, ein Anhänger der Wolffschen Philosophie, die bedeutendsten waren, erfahren wir nichts, wohl aber übte die freundliche Umgebung Jenas, in der ihn namentlich das später durch die Schlacht bei Jena allgemein bekannt gewordene Rauthal anzog, einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus. „Die innige Freude," sagt er selbst, „welche ich bei meinen einsamen Spaziergängen durch das Rauthal an dem Aufmerken auf die mich umgebenden Naturgegenstände, an der genauen Betrachtung und Beobachtung derselben finden lernte, war mir bis dahin noch unbekannt gewesen. Ich sah die Schöpfung und ihren Urheber in einem neuen Lichte." Er hat diese Umwandlung in seiner Naturbetrachtung gern als seine „Wiedergeburt" bezeichnet. Auf diese „Wiedergeburt" ist es denn auch mit zurückzuführen, wenn er später bei der Erziehung der Jugend der sorgfältigen Naturbetrachtung eine so hohe Bedeutung zuwies.

Nachdem Salzmann im Jahre 1764 in Erfurt sein Examen bestanden hatte, verblieb er weitere vier Jahre im elterlichen Hause, unterstützte seinen Vater in dessen Berufsgeschäften, erteilte Privatunterricht und setzte seine theologischen Studien fort, bei denen er zunächst noch an den auch von seinem Vater geteilten orthodoxen Anschauungen festgehalten zu haben scheint.

Im Jahre 1768 erhielt er die Pfarrstelle zu Rohrborn, einem kleinen, damals sehr verarmten Dörfchen in der Nähe von Erfurt. Obwohl seine Einnahme eine überaus bescheidene war,[1]) verheiratete er sich doch im Jahre 1770 und zwar mit der vierzehnjährigen vortrefflichen Tochter des Pfarrers Schnell in Schloß-Vippach, einem benachbarten Dorfe, und nahm, als seine Schwiegereltern an einem epidemischen Fieber starben, noch die zwei jüngeren Schwestern seiner Frau in sein Haus. Es konnte nicht ausbleiben, daß damals manche materielle Sorge ihn bedrückte. Dazu kam noch, daß eine schwere Krankheit ihn heimsuchte, und daß ihm sein Vater und sein erstes Kind, ein Knabe, durch den Tod entrissen wurden.

Als eifriger Seelsorger in erster Linie auf das Wohl seiner Pfarr-

[1]) „Meine Einnahme," erzählt Salzmann, „wenn ich sie hoch anschlug, bestand in 100 Thalern." Auch diese gingen nur sehr unsicher ein.

kinder bedacht, hatte er Gelegenheit, die sozialen Zustände des Volkes, seine Unwissenheit, seinen Aberglauben, seine sittlichen Schäden kennen zu lernen und aus diesem Studium, zu dem noch seine Gepflogenheit kam, alles, was er beobachtete, sich denkend zurechtzulegen, die Einsicht zu gewinnen, die er später in seinen Volksschriften verwertet hat. In Rohrborn schon hat er, vielleicht durch Basedows Schriften angeregt, mit dem Gedanken sich getragen, eine Erziehungsanstalt zu gründen, für die er schon damals die ländliche Abgeschiedenheit als den gesündesten Boden ansah.

Ehe er der Ausführung dieses Planes näher treten konnte, erhielt er die Aufforderung, die Stelle eines Diakonus an der Andreaskirche zu Erfurt anzunehmen. Nur dem Zureden seiner Frau nachgebend, entschloß er sich zur Annahme dieser Stelle, die er bald darauf mit der eines Pfarrers an dieser Kirche vertauschte. Da Erfurt durch den siebenjährigen Krieg, durch Hungersnot und Epidemieen schwer heimgesucht war, brachte ihm sein neues Amt ein Übermaß von Arbeit, dabei aber auch Veranlassung, der Aufgabe der materiellen und sittlichen Hebung des Volkes mit immer tieferem Verständnis sich zu widmen. Hier wohl erst, wo er die geringen Erfolge der üblichen dogmatischen Lehr- und Predigtweise näher kennen lernte, hat sich in ihm die Umwandlung zu einer freieren theologischen Anschauung vollzogen. Darauf deuten die Worte eines Briefes hin, den er an seinen Freund Ausfeld, damals Diakonus in Langensalza, schrieb: „Es ist mir eine herzliche Freude, daß ich in Ihnen einen Mann gefunden habe, der mein Glaubensgenosse ist. Lassen Sie uns doch ja fortfahren, mit Beobachtung der Behutsamkeit, die Sie anempfehlen, den rechten Sinn der christlichen Lehre unseren Zuhörern recht deutlich zu machen. Ich zweifele ja nicht an den guten Wirkungen dieser Bemühungen. Denn die echte christliche Lehre ist so schön und liebenswürdig, daß ihrem Reize nicht kann widerstanden werden. Ach, sie ist, das glaube ich immer, den mehresten eine ganz fremde Sache; wie können sie dann nach derselben Verlangen tragen? Ich sage es frei heraus, ich glaube, sie ist zeither von den mehresten Geistlichen in einer ganz falschen Gestalt gezeigt worden. Man hat bei Nebendingen sich aufgehalten und die Hauptsache vernachlässigt. Die Lehre von der Gottheit Jesu, der Erbsünde, der Gnade, dem Verdienste Christi, sind's nicht immer die Lieblingsmaterien der Predigten gewesen? Und gehören diese Dinge nicht mehr fürs Katheder als für die Kanzel? Ganz dürfen sie von der Kanzel nicht wegbleiben, aber sie müssen nur immer als Prolegomina von wichtigeren, zum Heil des Menschen nötigeren Wahrheiten angesehen werden. Ist's nun recht, wenn man immer bei den Prolegominis stehen bleibt? Auch freut es mich, daß Sie in dem, was Jesus für uns gethan hat, so starke Bewegungsgründe zur Frömmigkeit finden. Ich bekenne, daß ich sonst den wichtigen Einfluß davon nicht deutlich

genug gedacht habe. Seit etlicher Zeit verbessern sich aber meine Einsichten."

Salzmanns Predigtweise ist aus zwei Predigtsammlungen, die er während seiner Erfurter Zeit und zwar anonym erscheinen ließ, „Predigten für Hypochondristen" und „Beyträge zur Aufklärung des menschlichen Verstandes in Predigten", zu erkennen. Ohne rhetorischen Schmuck spricht er in herzlichen, eindringenden Worten zu seiner Gemeinde, die trotz der Anfeindung seiner orthodoxen Amtsbrüder stets eine sehr zahlreiche war.

Zu seinen Berufspflichten gehörte auch die Aufsicht über die Schulen seiner Gemeinde. Da konnte er sich denn bald überzeugen, wie traurig es um die Erziehung und den Unterricht bestellt war. Daß er nicht bloß diese Schäden zu erkennen, sondern zugleich auch den Weg zum Besseren zu weisen vermochte, dazu hatte ihm die Erfahrung, die er bei der Erziehung seiner eigenen Kinder sammelte, Anleitung gegeben. Die Zeit, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, widmete er zum größten Teil seiner Familie. An der Beobachtung von der Entwickelung der kindlichen Natur gewann er die Kenntnis derselben; in der Verwertung der philanthropischen Ideen und des durch eigenes Nachdenken Gefundenen bei der Erziehung seiner Kinder ging ihm das Verständnis auf für ein naturgemäßeres Verfahren bei der Einwirkung auf die jugendlichen Geister. Der Wunsch, auch andere Leute von der Richtigkeit seiner Gedanken zu überzeugen, gab ihm den Anlaß zu schriftstellerischer Thätigkeit.

Das erste Schriftchen, das Salzmann verfaßte, war der im Jahre 1778 erschienene erste Teil der „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde",[1]) mit denen er seinen Lesern „Ehrfurcht vor Gott, Liebe zu ihren Mitmenschen, Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter und Gefühl für das Natürliche, Gute und Schöne beizubringen" die Absicht hatte, und für die ihm nach vergeblichen anderweitigen Versuchen Chr. Fel. Weiße, der Herausgeber des „Jugendfreundes", in S. L. Crusius in Leipzig einen Verleger verschaffte. In kurzen Geschichten, Unterredungen und Briefen bespricht er die Unarten der Kinder und sucht durch die Darstellung der üblen Folgen jene Unarten zu bekämpfen, durch Schilderung guter Handlungen die Liebe zum Guten, durch religiöse Unterhaltungen die Liebe zu Gott zu erwecken, durch Rätsel den Scharfsinn zu üben. Das für das Schriftchen erhaltene Honorar verwendete Salzmann zum großen Teile zu Prämien für solche Kinder, die sich bei den Schulprüfungen durch ihre Leistungen ausgezeichnet hatten.

[1]) Die erste Auflage der „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde" erschien in 7 Bändchen in den Jahren 1778—88 bei S. L. Crusius, eine neue verbesserte Auflage in 4 Bändchen 1811—12 bei dem Nachfolger von Crusius, Fr. Chr. Wilh. Vogel.

Um den Eltern in recht wirksamer Weise die Thorheiten, die er viele bei der Erziehung begehen sah, ans Herz zu legen und somit zu ihrer Verhütung beizutragen, schrieb er im Jahre 1780 die an erster Stelle dieser Ausgabe abgedruckte und unter dem Namen „Krebsbüchlein" bekannte „Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung der Kinder". Vergl. Nr. I unserer Ausgabe.

In der Absicht, zur Verbesserung des wichtigsten Zweiges des Jugendunterrichtes, des Religionsunterrichtes, Anregung zu geben, veröffentlichte er in demselben Jahre, in welchem das „Krebsbüchlein" erschien, seine Schrift: „Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen". Dieselbe ist unter Nr. II unserer Ausgabe abgedruckt.

Die Verurteilung der bisherigen Lehrweise und die freien religiösen Anschauungen, die Salzmann in dieser Schrift aussprach, riefen einen Sturm der Entrüstung bei seinen Amtsbrüdern hervor, von denen einer sogar von der Kanzel herab gegen ihn eiferte. Der Versuch zwar, ihn bei dem kurfürstlichen Statthalter Karl Theodor von Dalberg zu verdächtigen, scheiterte an dem edlen Sinn dieses Mannes, der Salzmann zu sich entbot und ihm über sein Buch, wie über seine pfarramtliche Thätigkeit seinen Beifall aussprach. Auch seine Gemeinde hielt treu zu ihm und bewies ihm das durch den Zudrang zu seinen Predigten. Trotzdem mußte sich der friedfertige Salzmann nach einer Veränderung seiner Thätigkeit sehnen. Da kam ihm denn eine durch seine Schrift über den Religionsunterricht veranlaßte Berufung nach Dessau an das Philanthropinum sehr gelegen, zumal da sie ihm Gelegenheit bot, seiner Lieblingsbeschäftigung, der Erziehung der Jugend, sich ganz zu widmen. Nachdem er durch einen Besuch in Dessau die Überzeugung gewonnen hatte, daß die angebotene Stellung seinen Wünschen entsprechend sei, gab er seine Pfarrstelle in Erfurt auf und siedelte nach rührendem und sehr ehrenvollem Abschiede von seiner Gemeinde und anderen Verehrern und Freunden im Frühjahre 1781 nach Dessau über.

Salzmann war als Religionslehrer und Liturg, d. h. Leiter des Gottesdienstes, nach Dessau berufen worden. Seine Aufgabe bestand darin, daß er täglich „eine Lehrstunde vom evangelisch-apostolischen Christentum und von der vermischten philosophischen und christlichen Sittenlehre" gab, und daß er die täglichen aus Gebet und Vermahnung bestehenden Morgenandachten und an Sonn- und Feiertagen in dem Betsaale des Philanthropinums den Gottesdienst, „Gottesverehrung" genannt, hielt. In welchem Geist und Sinn er den Religiosunterricht erteilte, erfahren wir am besten aus seiner Schrift, die seine Berufung nach Dessau veranlaßt hatte, und von der er in den von Basedow herausgegebenen „Pädagogischen Unterhaltungen" vom Jahre 1781 einen Auszug veröffentlichte. Daß er es verstand, durch seinen herzlichen Ton, seine schlichte und eindringliche Sprache bald die

Herzen seiner Schüler sich zu gewinnen, dafür zeugt die große Anhänglichkeit, die ihm viele derselben auch später noch bewahrten. Über seine liturgische Thätigkeit aber geben die von ihm herausgegebenen 5 Sammlungen von „Gottesverehrungen“ [1]) Auskunft. Die schon vorher am Philanthropinum übliche Sitte, die Ansprachen durch Gemeinde- und Chorgesang zu unterbrechen, behielt er bei und bildete sie, dabei durch musikverständige Männer unterstützt, weiter. Wenn uns erzählt wird, daß die „Gottesverehrungen“ auch von anderen Einwohnern der Stadt, ja auch von dem Fürsten und seiner Familie häufig besucht wurden, so ist das der beste Beweis für die Beliebtheit, deren sich Salzmann auch als „Liturg“ erfreute. Gegen die schwülstigen Reden eines Basedow stachen die einfachen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worte Salzmanns, trotzdem auch sie den nüchternen Geist der Aufklärungsperiode nicht verleugnen konnten, vorteilhaft ab.

Salzmann war durch seine amtliche Thätigkeit an dem Philanthropinum nicht so in Anspruch genommen, daß er nicht Zeit gehabt hätte, seine schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen. Außer den „Gottesverehrungen“ erschien ein drittes Bändchen seiner „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“, „Moralisches Elementarbuch“ 1. und 2. Teil [2]) und eine „Sammlung von Charaden für die Jugend“. Auch begann er in Dessau seinen in Briefform verfaßten Roman „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend“, in dem er die bei seiner seelsorgerischen Thätigkeit in Erfurt gesammelten reichen Erfahrungen inbetreff des menschlichen Elendes verwertete und die Mittel zu seiner Abhilfe besprach, die Schrift „Reisen der Salzmannschen Zöglinge“ und in Verbindung mit Konsistorialrat Hermes in Quedlinburg und Rektor Fischer an der Domschule in Halberstadt die „Beyträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen“. Dabei vernachlässigte er keineswegs seine Familie, sondern unterrichtete seine Kinder, von denen die Knaben auch das Philanthropinum besuchten, täglich mehrere Stunden.

Während seines Aufenthaltes in Dessau knüpfte Salzmann Beziehungen an zu mehreren hervorragenden Persönlichkeiten. So lernte er auf einer Reise nach Halberstadt Gleim kennen und besuchte den Freiherrn von Rochow in Rekahn.

Trotzdem ihm seine Thätigkeit an dem Philanthropinum und sein Verkehr mit strebsamen Fachgenossen sehr zusagten, trotzdem er sich der Zuneigung seiner Zöglinge, der allgemeinen Verehrung und der

[1]) „Gottesverehrungen, gehalten im Betsaale des Dessauischen Philanthropins von Chr. Gotth. Salzmann“, 1.—4. Sammlung. Dessau 1781—83. „Verehrungen Jesu, gehalten im Betsaale des Dessauischen Philanthropins von Chr. Gotth. Salzmann. Frankfurt und Leipzig 1784. Nachdruck 1787.

[2]) Vergl. dazu die Vorbemerkung zu Nr. II unserer Ausgabe.

besonderen Gunst des hochherzigen Fürsten von Dessau erfreute, fehlte es auf der andern Seite doch auch nicht an mancherlei Reibungen, die Salzmann bald seine Stellung verleiteten. Dahin ist zu rechnen die zu mancherlei Verdrießlichkeiten Anlaß gebende Einrichtung des Philanthropinums, daß die Leitung desselben nicht in einer Hand lag, sondern eine kollegialische war, Verdrießlichkeiten, die auch dem besonnenen Salzmann trotz seiner Friedensliebe nicht ganz erspart blieben. Sodann die zu mancherlei Zwiespalt führende Weigerung Salzmanns, der durch einen früher mit seinem Verleger Crusius abgeschlossenen Vertrag daran verhindert war, seine Schriften in der mit dem Philanthropin verbundenen „Buchhandlung der Gelehrten", die den Schriftstellern den Ertrag ihrer Arbeit unverkürzt sichern wollte und später einen sehr unerfreulichen Ausgang nahm, erscheinen zu lassen. Dazu kam, daß der klarschauende Salzmann in dem Dessauer Philanthropinum manches vermißte, was ihm für die Verwirklichung der philanthropischen Ideen notwendige Voraussetzung schien. Das war einmal ein geeigneter Ort für eine solche Anstalt und dann der der Dessauer Anstalt fehlende Familiencharakter. So reifte denn allmählich der Gedanke in ihm, Dessau zu verlassen und eine seinen eigenen Ideen entsprechende Erziehungsanstalt zu gründen Den ursprünglichen Plan, dies in der Weise zu thun, daß er sich mit einigen „thätigen Freunden" verband, „um mit ihnen die Lasten des Geschäfts zu teilen", war er genötigt worden aufzugeben. Er sah sich darum auf seine eigene Kraft allein angewiesen.

Von seinem Landsmann R. Z. Becker, der für das Philanthopinum die „Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde" herausgab, wurde er auf das Herzogtum Gotha aufmerksam gemacht, wo der treffliche Herzog Ernst II., ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft, regierte. Eine Anfrage an denselben, ob er ein derartiges Unternehmen zu unterstützen gesonnen sei, beantwortete der Fürst mit der Erklärung, daß er bereit sei, „einem so großen Endzweck alle mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen." Als nun Salzmann auf des Herzogs Wunsch im Frühjahr 1783 selbst nach Gotha kam, um seinen Plan ihm persönlich auseinanderzusetzen, erbot sich der hochherzige Fürst, dem Salzmann jedenfalls sehr wohl gefallen hatte, ihm für seinen Zweck eines seiner Lustschlösser zu überlassen, und als Salzmann, der seine völlige Unabhängigkeit sich sichern wollte, das großmütige Anerbieten ablehnte, stellte ihm jener ein Geschenck von 4000 Thalern zum Ankauf eines geeigneten Landgutes in Aussicht. Die Wahl desselben überließ Salzmann dem ihm befreundeten Hofgärtner Wehmeyer in Gotha. Derselbe richtete sein Augenwerk auf das zwischen Waltershausen und Reinhardsbrunn gelegene Gut Schnepfenthal und kaufte es mit Salzmanns Zustimmung, ohne daß dieser den Ort gesehen hatte, zu dem Preise von etwa

7000 Thalern. Wer die Lage von Schnepfenthal kennt, wird einräumen, daß sich schwerlich ein für die Verwirklichung des Salzmannschen Planes geeigneterer Orte hätte finden lassen.

Am 29. Februar 1784 verließ Salzmann nach bewegtem Abschied Dessau und kam nach kurzem Aufenthalt in Gotha am Abend des 7. März mit den Seinen an dem Ort, der noch 27 Jahre der Schauplatz seiner gesegneten Wirksamkeit werden sollte, glücklich an. Bei der Ermüdung von der damals noch sehr beschwerlichen Reise und bei dem Blick auf eine ungewisse Zukunft war es natürlich, daß eine ernste Stimmung der älteren Familienglieder sich bemächtigte. Salzmann hat uns in seinen „Nachrichten für Kinder aus Schnepfenthal" selbst darüber berichtet. Da dieser Bericht für seine Denkweise charakteristisch ist, führen wir seine Worte an:

„Die Kleinen gähnten und sehnten sich nach Ruhe, und die Größeren — versanken in Traurigkeit. Geheimer Kummer, ängstliche Sorgen, die man nicht gern öffentlich beschreibt, beunruhigten die Herzen. Auf allen unsern Gesichtern war die Traurigkeit sichtbar. Da ich nun immer lieber fröhliche als traurige Gesichter sehe, so konnte ich den Anblick nicht länger aushalten, sondern stand auf und trat kummervoll an das Fenster. Gott! welch' herrlichen Anblick hatte ich da! Der volle Mond ging in seiner ganzen Pracht gerade über dem Wäldchen auf, das zu unserm Gut gehört. Freudig rief ich aus: ‚O meine Geliebten, seht diesen Anblick!' Alles sprang auf, schlug in die Hände und freute sich. Die Kleinen vergaßen ihren Schlaf und die Erwachsenen ihren Kummer. Der Anblick war auch gar zu schön; der ganze Wald war erleuchtet und sah aus, wie wenn er im Feuer stände. Ich hatte dabei noch ganz besondere Gedanken, wendete mich zu meinen Lieben, faßte so viele Hände und Händchen zusammen, als ich fassen konnte, und sagte:

‚Schau über dich! wer der trägt Himmel Heere?
Merk auf! wer spricht: bis hierher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch dein Helfer und Berater,
Ewig dein Vater?

Lasset uns Mut fassen, meine Lieben! Der Gott, der diesen schönen Mond geschaffen hat, kann alles möglich machen. Er wird mit uns sein; er wird uns schützen und segnen, wenn wir immer rechtschaffen handeln und der Tugend treu bleiben.' Dies verursachte eine allgemeine Rührung und manche wehmütige Thräne entfloß den Augen, die den Mond ansahen."

Die neue Erziehungsanstalt bestand zunächst nur aus den 4 ältesten Kindern Salzmanns und dem Sohne seines im Jahre 1782 als Professor in Jena verstorbenen Freundes Ausfeld.[1]) Denselben hatte

[1]) Aus dem Zögling wurde später ein treuer Mitarbeiter. Johann Wilhelm Ausfeld ist 1795 als Lehrer in die Erziehungsanstalt eingetreten und hat an derselben 55 Jahre segensreich gewirkt.

Salzmann, um die Sorgen der Witwe zu erleichtern, schon in Dessau in sein Haus aufgenommen. Den größten Teil des Unterrichts übertrug Salzmann, da er selbst durch die Bewirtschaftung seines Gutes, für das er einen geeigneten Pächter nicht sogleich fand, zunächst sehr in Anspruch genommen war, dem Kandidaten Beutler aus Zella bei Suhl. Zu der ungewohnten Arbeit, das etwas vernachlässigte Landgut zu verbessern und zu bewirtschaften, wobei ihm seine in Rohrborn gesammelten landwirtschaftlichen Erfahrungen zu gute kamen, trotzdem aber manches Lehrgeld bezahlt werden mußte, gesellte sich eine neue Sorge. Die Lage und die Räume des Gutshauses erwiesen sich als ungeeignet für eine Erziehungsanstalt, auch wenn diese auf den ursprünglich geplanten kleinen Umfang sich beschränken sollte. Noch ehe ihm ein Zögling von auswärts angemeldet war, entschloß Salzmann sich, im Vertrauen auf Gott, und trotzdem ihm nur ganz bescheidene Mittel zu Gebote standen, zur Errichtung eines neuen Gebäudes. Als passendster Platz dazu erschien ihm eine hinter seinem Gutshause liegende Anhöhe, von der man die nach Norden zu sich ausdehnende Thüringer Hügellandschaft, das liebliche Reinhardsbrunner Thal und die Höhen des Thüringer Waldes überschaute. Nachdem Salzmann den dem Herzoge von Gotha gehörigen Teil des Grundstückes von dem edlen Fürsten geschenkt erhalten und den andern Teil käuflich erworben hatte, wurde am 18. Juni der Grundstein gelegt. Da die Kosten des Baus den Anschlag weit überstiegen, waren bald Salzmanns Mittel erschöpft. Da fehlte es nicht an trüben Stunden. Aber sein Gottvertrauen und die Hilfe guter Freunde, zu denen der hochherzige Fürst von Gotha gerechnet werden muß, hielten ihn aufrecht. War ihm das Herz schwer, dann suchte und fand er, wie schon in Jena, in Gottes schöner Natur neuen Mut und neue Kraft. Und diese bedurfte er um so mehr, da er neben seinen vielen Mühen und Sorgen, die auf ihm lagen und durch den Neubau sehr vermehrt wurden, teils um die öffentliche Aufmerksamkeit auf die neue Anstalt zu ziehen, teils auch um seine Einkünfte zu vermehren, seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetzen mußte.[1]) So erschien denn noch im Jahre 1784 die unter Nr. III unserer Ausgabe abgedruckte Schrift: „Noch etwas über die Erziehung, nebst Ankündigung einer Erziehungsanstalt".

Wie wenig die schweren Sorgen, die der Anfang in Schnepfenthal mit sich brachte, das edle Herz des trefflichen Mannes niederzudrücken vermochten, beweist die Thatsache, daß der erste Zögling, der in das neue Institut eintrat, ein solcher war, den Salzmann unentgeltlich zu erziehen sich bereit erklärte. Derselbe war kein geringerer als Karl Ritter, der Sohn des kurz vorher verstorbenen Arztes Ritter

[1]) „Ich mußte", sagt er, „einige Zeit Lehrer, Erzieher, Schriftsteller, Ökonomieverwalter und Baudirektor sein."

in Quedlinburg. Daß in ihm die Neigung zur Geographie schon frühzeitig sich ausbildete, dazu hat wohl die Lage von Schnepfenthal und die dort heimische Gewohnheit, in den Zöglingen ein lebhaftes Interesse für die Natur, für Land und Leute zu erwecken, ihr gutes Teil beigetragen. Karl Ritter kam mit seinem älteren Bruder und seinem Lehrer Guts-Muths im Frühjahre 1785 nach Schnepfenthal. Die Knaben und der Lehrer gefielen Salzmann so gut, daß dieser sich entschloß, auch den älteren Bruder zu behalten, und Guts-Muths aufforderte, nach Schnepfenthal zu kommen und sein Mitarbeiter zu werden. Guts-Muths ging gern auf den Vorschlag ein und ist bis zu seinem Tode einer der hervorragendsten Lehrer der Anstalt gewesen. Nachdem er schon wenige Wochen nach seinem Besuch in Schnepfenthal dorthin übergesiedelt war, zeigte ihm Salzmann auf einer nahen Anhöhe, der Harth, einen von Eichen und Buchen beschatteten Platz und sagte ihm: „Hier ist unsere Gymnastik, wo die Knaben unter meiner Leitung ihre körperlichen Übungen machen." Dieser Platz ist die Stätte gewesen, wo Guts-Muths Gelegenheit fand, in die körperlichen Übungen Methode zu bringen und so der Begründer des deutschen Turnens zu werden.

Vor Guts-Muths war auch ein Kandidat Bechstein aus Waltershausen als Lehrer angenommen worden. Bevor er seine Arbeit in Schnepfenthal begann, suchte er auf einer Reise nach Leipzig, Dessau und Rekahn mit der neuen Unterrichtsmethode sich vertraut zu machen.[1])

Bald kamen mehr Zöglinge. Zu Salzmann war der als Erzieher zu Arolsen lebende Rat Andre in Beziehung getreten, der in Arolsen eine nach philanthropischen Grundsätzen einzurichtende Erziehungsanstalt ins Leben rufen wollte. Da sich dieser Plan wieder zerschlug, entschloß sich Andre, mit Salzmann sich zu vereinigen. Im Herbst 1785 kam er mit 5 Zöglingen nach Schnepfenthal. Schon im Mai desselben Jahres war ein neuer Lehrer, Solger aus Nürnberg, dort eingetroffen, um auf seine Kosten sich daselbst als Erzieher auszubilden.

Als das neue Gebäude fertig war und bezogen werden konnte, wurde in dem freigewordenen Gutshause auch eine kleine Erziehungsanstalt für Mädchen gegründet und der speciellen Leitung Andres übertragen. Später (im Jahre 1790) wurde dieselbe von Andre, der sich mit Salzmanns Schwägerin verheiratet hatte, nach Gotha verlegt.[2])

Der gute Ruf, den sich die Schnepfenthaler Erziehungsanstalt

---

[1]) Bechstein hat sich später um die Forstkultur große Verdienste erworben und ist 1822 als Herzogl. Meiningenscher Kammerrat und Direktor der Forstakademie zu Dreißigacker gestorben.

[2]) Andre ging 1798 als Direktor der protestantischen Schulen nach Brünn, wurde dann als Wirtschaftsrat des Fürsten Solm ebendaselbst und nach kurzem Aufenthalt in Ungarn Sekretär der Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins in Stuttgart, wo er im Jahre 1831 gestorben ist.

bald erwarb, und die rege litterarische Thätigkeit Salzmanns, von deren Ergebnissen hier nur die „Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher, 1. Bd. 1786, 2. Bd. 1788, genannt werden mögen, weil sie die beste Quelle sind für das Kennenlernen des dort waltenden Geistes, erklären das rasche Wachsen der Anstalt. Im Jahre 1789 zählte dieselbe 15 Zöglinge; es war also bereits die ursprünglich ins Auge gefaßte Zahl 12 überschritten worden. Im Jahre 1790 stieg die Zahl auf 29. Dies machte die Erbauung eines zweiten Gebäudes nötig, das, nachdem im Jahre 1791 dazu der Grund gelegt worden war, gegen Ende 1792 bezogen wurde. Die höchste Ziffer erreichte der Besuch der Anstalt im Jahre 1803, wo die Zahl der Zöglinge 61 betrug. Diese Zunahme der Frequenz hatte die Beschaffung weiterer Wohnräume nötig gemacht. Salzmann erwarb deshalb zwei Häuser, das „dritte" und „vierte Haus", welche der Buchdrucker Müller[1]) erbaut hatte, und baute im Jahre 1804, zum Teil auch, um den notleidenden Bewohnern der Umgegend Verdienst zu verschaffen, eine große Reitbahn. Trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse behielt die Anstalt bis zum Jahre 1808 ihre hohe Frequenz, und nur in den letzten 3 Jahren vor Salzmanns Tod ging diese, eine Folge der ungünstigen Zeitlage, die namentlich Ausländer fernhielt, erheblich zurück. Die Anstalt selbst wurde von den Kriegsstürmen direkt nicht berührt.

Nicht bloß Zöglinge rief der immer bekannter werdende Name Salzmanns nach Schnepfenthal, sondern auch eine Menge Leute, die Salzmanns Lehr- und Erziehungsweise mit eigenen Augen kennen lernen wollten. Damit die Unruhe, die mit solchem Besuche notwendig verknüpft war, der Anstalt so wenig als möglich schade, wurden, nachdem durch die Verlegung der Erziehungsanstalt für Mädchen nach Gotha das Gutshaus freigeworden war, die längere Zeit in Schnepfenthal verweilenden Gäste in jenem untergebracht und von dem Gutspächter bewirtet. Unter den Gästen befanden sich auch fürstliche Personen; so die Fürstin von Schaumburg-Lippe, die ihren Sohn, den Erbgraf Georg von Schaumburg-Lippe, der Salzmannschen Erziehungsanstalt anvertraut hatte, der Landgraf Adolf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, dessen beiden Söhne Karl August und Friedrich Wilhelm Salzmanns Zöglinge wurden, und der Fürst Leopold Friedrich Franz zu Anhalt-Dessau. Häufige Gäste waren in Schnepfenthal auch der Herzog Ernst von Gotha und seine Gemahlin, die von dem nahen Reinhardsbrunn aus auch auf diese Weise Salzmann ihre Teilnahme an seinen Bestrebungen zum Ausdruck brachten. Auch Goethes Name glänzt in der Reihe der Besucher von Schnepfenthal.

[1]) Um für die mancherlei Drucksachen sofort eine Druckerei zur Hand zu haben, hatte Salzmann eine Erfurter Buchdruckerei veranlaßt, in Schnepfenthal eine Filiale zu errichten.

Die Fächer, in denen in Schnepfenthal Unterricht erteilt wurde, waren Religion, Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik, Technologie, Arithmetik, Geometrie, Buchhalten, Zeichnen, Singen, Klavier- und Violinspiel, Turnen, Schwimmen, Tanzen und Reiten. Am Unterricht in Deutsch, Lateinisch und Französisch nahmen alle Zöglinge teil, wenn sie im 8.—10. Jahre eintraten. Diejenigen, welche später eintraten und zum Gelehrtenberufe nicht bestimmt waren, hatten keinen lateinischen Unterricht. Nur die, welche für diesen Beruf bestimmt waren, genossen griechischen Unterricht, die künftigen Kaufleute Buchführung, die künftigen Offiziere viel Mathematik. Englisch und noch mehr Italienisch lernten wohl nur einzelne. Die Teilnahme an den Fertigkeiten, besonders in Musik, beschränkte sich nur auf die, welche dazu Lust und Fähigkeit hatten. Reiten lernten nur die, deren Eltern es ausdrücklich verlangten. Doch galt als Grundsatz, daß die Zöglinge nicht „ausschließungsweise" für einen gewissen Stand, z. B. für den Gelehrten-, Soldaten- und Kaufmannsstand bestimmt sein, sondern daß allen gelehrt wurde, „was ein junger Mensch wissen muß, der sich zu den gebildeten Ständen rechnet."

Was man in unseren Tagen erst in weiteren Kreisen zu würdigen beginnt, die große Bedeutung des Handfertigkeitsunterrichts auch für die männliche Jugend, das hatte schon der klarblickende Salzmann erkannt. Er hat deshalb seinen Zöglingen Unterricht in Papparbeiten, Drechseln, Tischlerarbeiten, Modellieren und Korbflechten erteilen lassen. In den feineren derartigen Arbeiten unterrichtete der in diesen Dingen erfahrene Lehrer Blasche, in den Jahren 1796—1810. Derselbe ist auch litterarisch thätig gewesen. Er schrieb z. B.: „Der Papparbeiter," „Grundsätze der Jugendbildung zur Industrie."

Der Unterricht wurde anfänglich nur in zwei Klassen erteilt, von denen die eine die Kinder von 6—11 Jahren, die andere die älteren umfaßte. Als die Frequenz wuchs, wurden drei Klassen eingerichtet. Dem Unterricht waren täglich sechs Stunden gewidmet. Für jedes Lehrfach bestanden besondere Klassen, so daß die Zöglinge den nach ihrer Befähigung und ihren Fortschritten in den verschiedenen Fächern für sie passenden Klassen zugewiesen werden konnten.

Die in Schnepfenthal eingehaltene Unterrichtsmethode war im ganzen dieselbe, wie sie von den Dessauer Philanthropen befolgt worden war. Der besonnene und durchaus praktische Salzmann hat aber mehr, als jene es gethan haben, Übertreibungen und Künsteleien fernzuhalten gewußt. Nur über den Religionsunterricht, den Anschauungsunterricht, die Naturkunde und den Sprachunterricht giebt uns die vorliegende Litteratur nähere Auskunft. Indessen, was wir über diese Unterrichtszweige erfahren, genügt, um uns erkennen zu lassen, in welcher Weise wohl auch in den übrigen Unterrichtsfächern verfahren worden ist.

Das aber um so mehr, da sich Salzmann über einige wichtige Gesichtspunkte, die er bei dem Unterricht, abweichend von dem sonst üblichen Verfahren, eingehalten wissen will, klar ausgesprochen hat. So, wenn er verlangt, man solle die Aufmerksamkeit der Kinder nicht von den gegenwärtigen Dingen abziehen, um sie auf Abwesendes zu lenken, ein Grundsatz, zu dem ihn das dann noch näher zu besprechende Prinzip der Anschaulichkeit führte; oder wenn er an Stelle des Nachsprechenlassens fremder Urteile — bei einem Unterricht, der das Hauptgewicht auf das Memorieren legte, — das Heranziehen der eigenen Kräfte der Kinder fordert, indem man diese anleitet, selbst zu sehen, zu suchen, zu denken.

Weil Salzmann „die Erziehung zur Glückseligkeit durch Entwickelung und Übung der jugendlichen Kräfte" als die höchste Aufgabe seiner pädagogischen Thätigkeit betrachtet, erschienen ihm die Kenntnisse als solche nicht als der Hauptzweck des Unterrichts. Trotzdem verwahrt er sich dagegen, daß die letzteren in seiner Anstalt vernachlässigt würden. Wohl aber ergaben sich ihm aus dem Hauptzweck, den er auch dem Unterrichte setzt, speciell aus der Betonung seiner formalen Seite — Entwickelung und Übung der jugendlichen Kräfte — und aus seiner sorgfältigen Beobachtung der Kindesnatur für den Unterrichtsbetrieb, wie für die übrigen Erziehungsmaßregeln gewichtige Folgerungen, die er in seinen pädagogischen Schriften hervorzuheben und zu begründen nicht müde wird.

Die erste Folgerung ist seine Forderung, daß der erste Unterricht Anschauungsunterricht sein müsse. „Da wir", sagt er,[1]) „alle unsere Kenntnisse durch die Sinne bekommen, die den Stoff liefern, aus dem die Vernunft ihre Begriffe abzieht, so ist es wohl sehr nötig, daß zuerst die Sinne geübt werden; und da der Sinn des Gesichts derjenige ist, durch den wir das Mehrste in der Sinnenwelt wahrnehmen, so ist die Übung desselben wohl die notwendigste. Sehen thun alle Menschen, die gesunde Augen haben; aber Sehen und Sehen ist zweierlei. Leute, die ein ungeübtes Gesicht haben, verhalten sich bei dem Sehen mehrenteils nur leidend. Die sichtbaren Gegenstände bilden sich in ihrem Auge ab, sie nehmen dieselben aber nicht wahr. Sie sehen nur das Ganze, aber nicht die Teile, nicht die Merkmale, wodurch sich ein Gegenstand von dem andern unterscheidet; nur den Wald, aber nicht die verschiedenen Arten von Bäumen, Gesträuchern und Kräutern, die in demselben wachsen. Daher stimmen die mehrsten Erzieher darin überein, daß der erste Unterricht, den die Jugend erhält, anschaulich sein müsse." Als die Gegenstände, die zur Anschauung zu benutzen sind, wurden in erster Linie die Erzeugnisse der Natur, erst Tiere, dann Pflanzen, benutzt.

Es ist nur eine Fortsetzung dieses Unterrichts, wenn dann auch

[1]) Über die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Abschnitt 3.

weiter in Schnepfenthal auf die Naturbetrachtung großes Gewicht gelegt und durch Anleitung zu genauer Beobachtung der Naturgegenstände, zum Umgang mit der umgebenden Natur, durch Beschäftigung in Garten und Feld gründliche Naturkenntnis erstrebt, die Liebe zur Natur gepflegt, die Zöglinge in die Werkstätten der Handwerker geführt, auf die Werke der Kunst aufmerksam gemacht und auf diese Weise Verständnis und Interesse auch für diese Dinge angebahnt wurde. In der „anschaulichen Erkenntnis der Dinge, die nahe um uns sind", erblickte Salzmann die Grundlage, auf der erst mit Erfolg eine Kenntnis auch der Dinge auferbaut werden kann, die außerhalb des Gesichtskreises unserer Anschauung liegen.

Damit sich der Gesichtskreis seiner Zöglinge durch deren eigene Anschauung auch über die nächste Heimat hinaus erweitere, unternahm Salzmann mit ihnen Ausflüge und Reisen, auf denen, wie wir aus den „Reisen der Salzmannschen Zöglinge" und den „Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal"[1]) ersehen, Geographisches und Naturkundliches, Historisches und Technologisches genau studiert und zugleich Beziehungen zu solchen Personen angeknüpft wurden, von denen Salzmann selbst bei einem nur kurzen Verkehr einen vorteilhaften Einfluß auf seine Zöglinge sich zu verschaffen hoffte. Um das letztere zu erreichen, versäumte man nicht, nachträglich noch auf die Seiten in dem Wesen jener Personen aufmerksam zu machen, die sich die Zöglinge zum Muster nehmen sollten, bei der Unachtsamkeit der Jugend gewiß eine sehr empfehlenswerte Maßregel.

Das Prinzip der Anschaulichkeit für den Unterricht will Salzmann aber nicht nur für die Unterrichtsfächer, wo es sich eigentlich ganz von selbst bietet, so daß man schwer begreifen kann, warum man jahrhundertelang mit bloßen Worten sich begnügte, wo doch die Sachen sich gewissermaßen selbst aufdrängen, angewendet sehen, sondern auch auf Unterrichtszweige ausdehnen, denen es ferner liegt. Darum fordert er für den Religionsunterricht statt der bisher üblichen gedächtnismäßigen Aneignung des dogmatischen Lehrsystems die Form der Erzählung, worüber er in seiner Schrift „Über die wirksamsten Mittel,

[1]) Reisen der Salzmannschen Zöglinge. Leipzig, bei S. L. Crusius, in 6 Bänden. 1784, 1786, 1787, 1793. Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal. Schnepfenthaler Buchhandlung. 1. Bdchn. 1799, 2. Bdchn. 1803.

Solche Reisen hatte Salzmann schon von Dessau aus nach Halberstadt und Quedlinburg, wie nach Barby unternommen. Von Schnepfenthal aus wurde auf der ersten Reise Gotha, Langensalza, Mühlhausen und Eisenach, auf der zweiten Frankfurt a. M., Mainz und der Rhein, auf der dritten Schmalkalden, auf der vierten Erfurt, Weimar, Apolda, Jena, Gera und Rudolstadt besucht. Die sehr ausführlichen Reisebeschreibungen, in denen namentlich das Technologische sehr eingehend dargestellt wird, sind teils von Salzmann, teils von seinen Lehrern Andre und Guts-Muths geschrieben und waren zugleich dazu bestimmt, belehrende Unterhaltungsschriften für die Jugend zu sein.

Kindern Religion beizubringen" (vergl. auch unsere Vorbemerkungen dazu) des näheren sich ausspricht. Ja sogar beim Sprachunterricht und besonders wieder beim fremdsprachlichen Unterricht hält er die Methode der „anschauenden Erkenntnis" für die richtigste und verspricht von seiner „Naturmethode" bessere Erfolge, als der gewohnte Unterricht, welcher mit der Grammatik begann, trotz der vielen Zeit, welche er in Anspruch nahm, aufzuweisen hatte.

Der Weg, den Salzmann bei der Naturkunde und im Religionsunterricht einschlug, ist in den in unsere Ausgabe aufgenommenen Schriften Salzmanns zur Genüge beschrieben. Nicht so ist das der Fall mit seiner Methode des fremdsprachlichen Unterrichts. Deshalb empfiehlt sich hier ein etwas näheres Eingehen auf dieselbe. Wir entnehmen unsere Darstellung den „Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher" und zwar hauptsächlich einem den lateinischen Unterricht behandelnden Aufsatze von Lenz, in dessen Hand längere Zeit der lateinische Unterricht gelegen hat. Vorauszubemerken ist dabei nur, daß Salzmann, der anfangs kein Freund des von Lenz empfohlenen Weges war, bald aber dafür gewonnen wurde, selbst den von Lenz beschriebenen Weg nur unter der Voraussetzung für richtig und rascher zum Ziele führend bezeichnet, daß der Lehrer der alten Sprache so mächtig ist, daß er sich „in derselben ohne Anstoß auszudrücken" vermag und „eine vorzügliche Gabe besitzt, seinen Unwillen bei den anfänglich notwendigen häufigen Verstoßungen der Kinder gegen die Regeln der Sprachlehre zu mäßigen".

Der in Schnepfenthal nach der „sinnlichen Sprachmethode", die, nur eine Wiederholung der von Comenius aufgestellten Sprachregeln, auch in Dessau üblich war, erteilte lateinische Unterricht — das Französische soll in gleicher Weise betrieben werden, und inbetreff dieser Sprache erwartet der Verfasser des Aufsatzes eher Zustimmung zu seinem Verfahren und Nachfolge als bei der toten lateinischen Sprache — begann „mit dem Gebrauche der zu lernenden Sprache bei Unterredungen mit lateinischen Gesprächen über sichtbare und zwar wirklich anwesende Gegenstände der Natur, der Künste, der Handwerker, der Gewerbe, der Haus- und Landwirtschaft und des gesamten gemeinen Lebens". „Man bespricht sich mit den Zöglingen über solcher Gegenstände innere und äußere Beschaffenheit und Teile, über ihren Stoff, ihre Zusammenfügung, Wirkungen, ihren Gebrauch und Zweck, Nutzen oder Schaden." Die vorhandenen Gegenstände geben dann auch Gelegenheit, „von vielerlei anderen mit derselben in Verbindung oder Ähnlichkeit stehenden Dingen sich zu unterhalten". Nur im Notfall bedient man sich statt der wirklichen Dinge der Modelle und Abbildungen. Der Schüler soll also nur „mit und unter dem Anschauen oder einer andern sinnlichen Wahrnehmung zugleich die lateinische Benennung der

einzelnen Dinge oder des Ausdrucks ganzer Sätze, und zwar ohne hinzukommende deutsche Übersetzung, hören und lernen". Zuerst wurden bloß einige Benennungen sinnlicher Hauptwörter gelehrt. Dann wurden damit die sinnlichen Beiwörter verbunden, durch est und sunt kleine Sätze gebildet und so nach und nach mit immer mehr Verbindung und Zusammenhang gesprochen, ziemlich spät aber erst „allmählich immer mehr und mehr solche Worte, Redensarten und Begriffe, besonders Zeitwörter" eingemischt, „die gar nicht zum Gegenstand der Anschauung oder anderer Sinne gemacht werden können". Die gehörten Namen und Worte werden mehrmals laut nachgesprochen. Dasselbe geschieht mit den gehörten Sätzen. Man beschränkt sich in einer Lehrstunde auf „wenige neue Gegenstände, Nomenklaturen, Begriffe, Ausdrücke, auf die unentbehrlichsten, in Schriften und Umgang am häufigsten vorkommenden Benennungen und Worte" und sorgt durch Wiederholung für feste Einprägung. Die neugelernten Worte werden aufgeschrieben und am Schlusse der Stunde und am Anfange der folgenden Lehrstunde wieder abgefragt. Dabei ist eine wohlüberlegte Ordnung einzuhalten. „Alle relativen, von sinnlichen Wahrnehmungen abgezogenen Begriffe aber lehrt man unter Vergleichung und Entgegensetzung wirklich herbeigeschaffter Gegenstände lateinisch ausdrücken." Indem der Lehrer nur lateinisch spricht, veranlaßt er den Zögling, „den Sinn seiner unübersetzten Worte aus der dabei vorgenommenen Versinnlichung oder auch aus dem Zusammenhange zu erraten". Um sicher zu sein, daß der Schüler das Richtige erraten hat, „lasse sich der Lehrer die Worte, wegen deren er zweifelhaft ist, von den Schülern selbst übersetzen", nur in seltenen Fällen aber darf er die Übersetzung selbst einschalten. Läßt sich der fremde Ausdruck nicht durch Versinnlichung deutlich machen, so soll er „durch anderes, der Jugend schon verständliches Latein, durch Synonymen und Variationen oder auch durch lateinische Umschreibung oder Beschreibung" erklärt werden. Der Lehrer soll sich überhaupt bei dem „sinnlichen Elementarunterricht" gerade so benehmen, „wie ein zu solcher Unterweisung geschickter Deutscher handeln müßte und handeln würde, wenn er seine deutsche Sprache einem Ausländer lehren sollte und doch die Muttersprache des Ausländers ebensowenig verstände als irgend eine andere demselben bekannte, wo also eingeschaltete Übersetzung des Deutschgesprochenen unmöglich wäre". Dabei seien die Schüler anzuhalten, möglichst viel zu fragen, und nicht wegen ihrer Unwissenheit zu beschämen oder zu tadeln. Außerdem hat der Lehrer auf Reinheit und Echtheit des Ausdrucks, wie auf vollkommene grammatische Richtigkeit sorgsam zu achten.

Die „Versinnlichung" wird hauptsächlich im Anfang des Sprachunterrichts angewendet, aber auch später immer wieder gebraucht, wo neue sinnliche Benennungen und Ausdrücke vorkommen. Nicht in einem

„bloßen Vorsagen und Hineinlehren“ darf diese „sinnliche Sprachmethode“ bestehen, sondern in einer beständigen vertraulichen Unterredung mit den Lehrlingen, die immer antworten, immer selbst urteilen, immer selbst mitsprechen müssen“. Da diese Methode den Schüler viel mehr anstrengt, als die alte Grammatikmethode, wird sie demnach „unter der Hand eines geschickten Lehres zu einer trefflichen Gymnastik der Seelenfähigkeiten, zu einem vorzüglichen Mittel, nicht nur das Gedächtnis, sondern ebensosehr den Beobachtungsgeist, den Scharfsinn, das eigene Nachdenken zu üben“. Nachdem hinlänglich über wirkliche Gegenstände lateinisch gesprochen worden ist, sollen Gemälde und Zeichnungen lateinisch erklärt, bezüglich die Jugend angehalten werden, dies selbständig zu thun.

Ist nun „Ohr und Mund der Schüler etwas lange zum Latein gewöhnt“, dann „muß die Sprachmethode schlechterdings mit fleißigem Lesen und Vorlesen, Übersetzen und Erklären lateinischer Schriftsteller verbunden werden“. „Denn das viele und zwar mit sorgfältiger Auslegung verknüpfte Lesen der Schriftsteller, besonders der vollkommensten unter den klassischen, bleibt immer die Hauptsache bei dem Sprachstudium.“ Da indessen der sachliche Inhalt der Klassiker für die unreife Jugend wenig geeignet ist, jene vielmehr nur für das höhere Jünglingsalter paßt, soll das Verstehen der Klassiker erst durch das Lesen einer lateinischen Jugendschrift — an solchen fehle es freilich noch sehr — vorbereitet, soll durch solches Bücherlesen vornehmlich auch auf die Verbesserung des Herzens, der Gesinnung und des Willens der Jugend gewirkt und die hierbei gegebene Gelegenheit dazu möglichst benutzt werden. Ohne solche Wirkung könne der Mensch, je mehr er „Verstand, Anlagen und Geschicklichkeit“ besitze, um so viel „schädlicher, und demnach verabscheuungswürdiger“ sein. „Leider ist es nur allzuwahr, daß bei der jetzigen hochgepriesenen Aufklärung, die hier und da eine sehr verkehrte und schädliche Richtung genommen hat, die Besserung, Vervollkommnung und Veredelung der Sittlichkeit des Menschengeschlechts im ganzen nur noch sehr schwache Fortschritte gethan hat; und daß die sittliche Vollkommenheit unserer Zeitgenossen noch lange nicht im richtigen Verhältnisse mit ihrer übrigen Aufklärung steht.“ [1])

Wenn vieles Lesen empfohlen wird, so doch nicht vielerlei. Im Gegenteil, es war die Ansicht der Schnepfenthaler, daß nur einige wenige Schriften, diese aber ganz gelesen werden sollten, nachdem aus denselben alles entfernt war, was der Jugend Schaden bringen konnte. Dabei wird für die Anlegung mögliche Kürze empfohlen und davor gewarnt, daß man nicht Unnötiges und Überflüssiges sage. „Überall gehöriges

[1]) Wenn diese Worte auch nicht Salzmann selbst, sondern Andre ausspricht, so dürfen wir bei der Einmütigkeit beider Männer doch annehmen, daß damit auch Salzmanns Auffassung von der Bedeutung der „Aufklärungsperiode“ ausgedrückt ist.

Maß zu halten, kann den Pädagogen, die mehrenteils bei jeder Art der Unterweisung, mündlich sowohl als in Schriften, dieses Maß so sehr überschritten, nicht angelegentlich genug empfohlen werden." Dabei wird gefordert, daß die Schüler selbst so viel als möglich die Konstruktion und den Sinn einer jeden Stelle selbst herausforschen und den Autor einander selbst vorerklären sollen. „Was der eine nicht herauszubringen weiß, das wird der andere finden. Man erlaube nur jedem, ja man ermuntere alle, ihre Meinung zu sagen, sobald der Aufgerufene nicht fortkommt oder ihnen zu irren scheint. Man hilft den Schülern dabei im Notfall bloß auf die Spur, erklärt ihnen aber selten oder nie zuerst die Stelle vor." Nicht bloß im Herausfinden des Sinnes der Worte sollen sie geübt, sondern es soll zugleich „ihr Geschmack, das Gefühl für das Natürliche und Wahre, das Schöne und Edlere, sowohl in der prosaischen Darstellung, als in der dichterischen Verschönerung der Sachen" gestärkt werden.

Schon der Umstand, daß Salzmann den Andreschen Aufsatz über den lateinischen Unterricht in die „Nachrichten aus Schnepfenthal" aufgenommen hat, bürgt dafür, daß es zugleich die Gedanken Salzmanns sind, welche Andre in vortrefflicher Weise ausgeführt hat. Stimmen sie doch auch völlig mit den auch sonst von jenem eingehaltenen didaktischen Regeln überein. Und wie viel Wahrheit enthalten jene Ausführungen! Auch wenn die Folgezeit in dem lateinischen Unterricht, zumal da es sich hier um eine tote Sprache handelt, und da man mehr und mehr davon abgekommen ist, in dem Lateinischsprechenlernen die Krone dieses Unterrichtes zu erkennen, mit Recht die in Schnepfenthal eingeführte „sinnliche Sprachmethode" nicht nachgeahmt hat — auch im französischen Unterricht hat diese Methode trotz wiederholter Versuche in unseren Tagen allgemeine Geltung sich nicht zu erringen vermocht, da man auch hier keineswegs allgemein das Sprechenlernen als letztes Ziel ansieht —; die übrigen methodischen Winke, die in reicher Fülle gegeben werden, verlieren dadurch nicht ihren Wert. Da viele von ihnen entweder schon von der gegenwärtigen Praxis des fremdsprachlichen Unterrichts befolgt, andere wenigstens von der Theorie als berechtigt anerkannt werden, können wir uns ersparen, darüber noch viele Worte zu machen. Das aber um so mehr, da manches, was allgemeineren Charakter hat, später noch zu erwähnen ist.

Wird auch nicht speciell die bei der Erlernung der lateinischen Grammatik in Schnepfenthal eingehaltene Methode ausgeführt, so fehlt es doch nicht an Andeutungen darüber, wie man den Unterricht in der Sprachlehre betrieb. In der „Naturmethode" findet die Grammatik zunächst keine Stelle. Grammatik, besonders vieles aus dem syntaktischen Teile derselben, gehört nach der Ansicht der Schnepfenthaler nicht in den Anfang des Sprachunterrichtes. Wohl aber suchte

man durch beständiges Korrigieren der von den Schülern beim Sprechen gemachten Fehler das grammatische Gefühl zu bilden. Nur die Deklinationen und Konjugationen werden schon einige Monate nach dem Anfange des Unterrichts im Latein gelernt und geübt. Aber auch sie „müssen durch möglichst sinnliche Beispiele an wirklich sichtbaren Gegenständen und Handlungen (also nie vereinzelt, sondern jedesmal im Zusammenhange mit mehreren Worten) erläutert und der Jugend beigebracht werden. Nun erst, wenn dieses vorher geschehen ist, lasse man jene Formen auswendig lernen." Das übrige grammatische Material wird anfangs nur gelegentlich angebracht, indem es aus den vorliegenden Beispielen abstrahiert wird. Späterhin erst bekommen die Schüler eine Grammatik in die Hände. Man sieht also, die Unterrichtsmethode, die in unseren Tagen allmählich erst als die allein naturgemäße erkannt zu werden und die sogenannte „grammatische Methode" zu verdrängen anfängt, ist keine neue Erfindung.

Auch manch anderer Gedanke, den Andre, und gewiß in voller Übereinstimmung mit Salzmann, über den fremdsprachlichen Unterricht ausspricht, verdient unsere volle Beachtung. So wenn er, abweichend von dem in Dessau üblichen Verfahren, vor dem zu frühen Betreiben der fremden Sprache warnt. „Man sollte vor dem 12. Jahre gar keine fremde Sprache mit dem Kinde treiben." Hoffentlich kommt bald einmal die Zeit, wo man die Wahrheit dieses Satzes allgemein einsieht und den von den Schnepfenthalern gegebenen Rat befolgt, „die Jugend bis dahin in ihrer Muttersprache recht grammatisch tüchtig zu machen und sie im guten mündlichen und schriftlichen Vortrag viel zu üben." Was man an Zeit für die fremdsprachliche Schulung verliert, wird durch das dann mögliche schnellere Lernen wieder eingebracht werden. Wie richtig ist es, wenn darauf hingewiesen wird, wie sehr der fremdsprachliche Unterricht unterstützt wird, wenn die Jugend „recht viel Realkenntnisse und an den wirklichen Dingen entwickelte Begriffe, auch abstrakte" mit zu dem Unterricht in der fremden Sprache bringt; wenn er verlangt, daß der Unterricht in der fremden Sprache recht viele Anknüpfungen suche in der Muttersprache; wenn er vorschlägt, die Entscheidung, ob ein Kind dem Gelehrtenberufe sich widmen soll, bis zum 14. Lebensjahre zu verschieben, weil man früher nicht in der Lage ist, zu beurteilen, ob es sich dazu eigne.

Mit viel Nachdruck wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Sprachunterricht mit dem Sachunterricht zu verbinden, betont, daß der Sprachunterricht nur als Mittel angesehen werden dürfe, die Sachen zu verstehen, nicht also einen Selbstzweck habe, sondern zugleich Sachunterricht sein müsse, und schon hervorgehoben, daß zwischen den einzelnen Wissensgebieten möglichst ein Zusammenhang hergestellt werde. Wie fein ist die Bemerkung, daß alles Moralische nur in der Mutter-

sprache zu pflegen sei; wie richtig die Forderung, man solle im Sprachunterricht, wie bei jeder andern Unterweisung, der Jugend „weit mehr, als es bisher gewöhnlich war, zu thun und zu arbeiten geben, sie nötigen und gewöhnen, überall recht viel selbst zu urteilen, zu entdecken, zu erfinden, herauszubringen und ihre eigene Geisteskraft mehr anzustrengen". Wie wahr ist es, was von den Schnepfenthalern behauptet wird, „daß die Polyhistorie überhaupt, ganz besonders die frühe Vielwisserei die Fähigkeit des menschlichen Geistes, viel zu lernen, im ganzen und für die Folgezeit schwäche, daß die Überhäufung, besonders die frühe Überhäufung des Gedächtnisses mit einer übertriebenen Menge verschiedenartiger und zu gleicher Zeit unordentlich durcheinander gelernter nicht anschaulicher Kenntnisse das Allernotwendigste und Wichtigere: die Entwickelung, Ausbildung und Stärkung des gesunden Verstandes, der Urteilskraft, der Wahrheitsliebe und des eigenen Nachdenkens verhindere und abhalte." Wie treffend ist die Bemerkung, „die Schule und der Unterricht sollten überall nur Wegweiser zu eigene" Privatstudien der Sprache und Wissenschaft sein, den Schüler bloß in den Stand setzen, sich alsdann selbst zu helfen, sich selbst zu vervollkommnen.

Wie der Sprachunterricht vor allem dazu dienen sollte, die „Kräfte des Erkenntnisvermögens" zu stärken, den Geschmack zu bilden, das Gefühl für das Schöne zu üben, so ist auch bei den übrigen Unterrichtsfächern weniger das Maß des Wissens das, was in erster Linie erstrebt wird, sondern die Vermehrung und Schulung der Geisteskräfte, und man irrt gewiß nicht, wenn man annimmt, daß die dabei eingehaltene Methode dieselben Grundsätze befolgte, die für den Sprachunterricht die maßgebenden waren.

Fehlt uns auch inbetreff der übrigen Unterrichtsfächer die genaue Kenntnis über den Betrieb, so enthält doch seine Schrift „Noch etwas über die Erziehung nebst Ankündigung einer Erziehungsanstalt" manche Notiz, die unter Hinzunahme der im vorhergehenden entwickelten allgemeinen didaktischen Gesetze erkennen läßt, wie sie in Salzmanns Anstalt behandelt worden sind. Da diese Schrift in unsere Ausgabe aufgenommen ist, dürfte ein näheres Eingehen auf jene Mitteilungen hier wohl nicht nötig sein.

Während die Philanthropisten sonst, im Gegensatz zu der vor ihrer Zeit üblichen Weise des bloß gedächtnismäßigen Lernens, die Gedächtnisthätigkeit vernachlässigten, erkannte Salzmann bald die Übertreibung, deren sich „die verbesserte Erziehung" darin jetzt schuldig machte, und sorgte dafür, daß es an Gedächtnisübungen nicht fehlte.

Nimmt man zu dem bisher Ausgeführten noch hinzu das eifrige Bestreben, den Unterricht, der vorher vielfach geradezu eine Qual für die Jugend gewesen war, zu einer angenehmen Beschäftigung zu machen, wobei man doch auch wieder in Schnepfenthal manche kindische Spielerei

des Dessauer Philanthropinums und die Charlatanerie eines Basedow, eines Bahrdt taktvoll vermied, so wird man Salzmann das Verdienst nicht absprechen dürfen, daß er, auch wenn er nicht der Schöpfer neuer Ideen und der Bahnbrecher einer neuen Unterrichtsmethode genannt werden kann, zum Verlassen des alten naturwidrigen Unterrichtsverfahrens und zur Gangbarmachung neuer, richtigerer Wege sein gutes Teil beigetragen hat.

So interessant aber auch alles ist, was wir über den Unterrichtsbetrieb in Schnepfenthal erfahren, unser Interesse wird doch noch mehr in Anspruch genommen durch die anderen Erziehungsmittel, mit denen man, was Salzmann als Erziehungszweck vorschwebte, zu erreichen suchte.

In einer öffentlichen Anzeige hat Salzmann als sein Erziehungsziel bezeichnet: „Gesunde und frohe, verständige und gute Menschen zu bilden, sie dadurch an sich glücklich zu machen und zu befähigen, zur Förderung des Wohles ihrer Mitmenschen kräftig mitzuwirken.“ Da er die hohe Bedeutung der leiblichen Gesundheit für das geistige Wohlbefinden zu würdigen verstand, war seine erste Sorge der körperlichen Pflege seiner Zöglinge gewidmet. Trug dazu schon die gesunde Lage von Schnepfenthal, die hellen, freundlichen Wohn-, Schul- und Schlafzimmer, das gute Wasser, die einfache und nahrhafte Kost bei, so fehlte es außerdem nicht an besonderen Veranstaltungen, die diesem Zwecke dienten. Dahin gehörten das frühe Aufstehen, das regelmäßige zeitige Zubettgehen, die Pausen von 10 Minuten zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden, wobei die Zöglinge sich im Freien tummelten, auch sonst viele Bewegung in freier Luft — durchschnittlich täglich 3 Stunden —, Arbeiten im Garten (in den ersten Jahren das sogenannte Schanzen[1]), Baden, Schwimmen, Schneeballwerfen, Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen, Schulreisen, vor allem täglich 1 Stunde gymnastische Übungen.

Im Gegensatz zu der Unnatur und Verzärtelung der damaligen Erziehungspraxis suchte Salzmann seine Zöglinge gegen die Einflüsse des Klimas und der Witterung soviel als möglich abzuhärten. Darum mußten sich dieselben auch bei ungünstiger Witterung im Freien aufhalten, trugen nur leichte Kleidung, gingen ohne Kopfbedeckung — nur auf Reisen wurden Hüte getragen —, schliefen stets in ungeheizten Zimmern, auf hartem Lager und nicht unter dicken Federbetten. Gewiß durfte er es dieser Abhärtungsmethode mit zuschreiben, daß der Gesundheitszustand in seiner Anstalt ein vorzüglicher war, daß Krankheiten, von denen auch Schnepfenthal nicht verschont blieb, glücklich

[1]) So nannte man das Anlegen von Terrassen auf der Anhöhe hinter dem neuen Anstaltsgebäude und das Auffüllen derselben mit Gartenerde. Von dem so entstandenen Gartenland erhielt jeder Zögling ein Stück zur Bebauung.

überstanden wurden, daß überhaupt keiner seiner Zöglinge gestorben ist. Besondere Sorgfalt verwendete Salzmann auf die Verhütung eines schlimmen Lasters, auf dessen Verbreitung Salzmann zuerst unter den Pädagogen energisch hingewiesen hat, nämlich der heimlichen Jugendsünden. Wir werden darauf noch zurückkommen, wenn wir später Salzmanns litterarische Thätigkeit noch besprechen. Der körperlichen Ausbildung diente auch der Handfertigkeitsunterricht, von dem oben die Rede war. Auch auf Belehrungen über die Pflege des Körpers und die Erhaltung der Gesundheit wurde großes Gewicht gelegt.

Das wichtige Erziehungsmittel der Aufsicht wurde in Schnepfenthal in der gewissenhaftesten Weise angewendet. Mit welchem pädagogischen Takte Salzmann aber auch hier verfuhr, beweist seine Behauptung, wenn er hervorhebt, daß eine zu ängstliche Aufsicht über die jugendlichen Handlungen, eine zu strenge Prüfung ihres Innern, eine zu scharfe Beurteilung jeder jugendlichen Äußerung dem innern Menschen so gefährlich und nachteilig werden kann, als die zu ängstliche Aufsicht zärtlicher Mütter auf die Gesundheitspflege ihrer Söhne dem äußeren Menschen. Das bekundet die Schnepfenthaler Erziehungspraxis, nach der den Zöglingen bei ihren Spielen eine wohlthuende Freiheit gelassen wurde. Auch dadurch suchte man dem im Ameisenbüchlein aufgestellten Grundsatze, daß jeder Zögling seinen eigenen Willen thun oder daß er seine Pflicht aus eigener Überzeugung erfüllen müsse, gerecht zu werden.

Daß seine Zöglinge das lernten, das wollte Salzmann auch damit erreichen, daß er ihnen, so oft ihnen etwas zur Pflicht gemacht wurde, die Gründe nannte, warum es so sein müsse, ein Verfahren, dem man freilich nicht für alle Fälle zustimmen kann. Salzmann nähert sich damit der Anschauung Rousseaus, wenn dieser vom Gehorsam überhaupt wenig wissen will und noch weniger vom blinden Gehorsam. Zugleich liegt darin die den Philanthropisten eigene Überschätzung von der Wirkung der bloßen Belehrung in sittlichen Dingen.

Was schon der Unterricht im Turnen und im Tanzen bewirken sollte, die Gewöhnung an gute Körperhaltung und an anständiges äußeres Benehmen, das suchte man auch noch auf andere Weise zu erreichen. So, wenn bei Tische die Lehrer zwischen den ihrer speciellen Pflege anvertrauten Zöglingen sitzen und sie leise auf jedes Zuwiderhandeln gegen die gute Sitte aufmerksam machen.

Das Anstaltsleben brachte es von selbst mit sich, daß der wichtige Erziehungsfaktor, die streng geregelte Ordnung, nicht fehlte. Um die einzelnen Abschnitte in der täglichen Beschäftigung zu markieren, wurde dabei ein Zeichen mit der Trommel gegeben und damit die strenge Tagesordnung auch sinnlich eingeprägt.

Wie die Behandlung der Zöglinge überhaupt eine väterliche und milde war, so wurden auch die etwa nötigen Strafen nicht nur auf

ein möglichst niedriges Maß zurückgeführt, sondern auch diese Strafen in das rechte Verhältnis gesetzt zu den Vergehen, welche bestraft werden sollten. Salzmann unterscheidet natürliche und positive Strafen.[1]) „Jene entspringen aus der Natur der gesetzwidrigen Handlungen. So wird z. B. ein Zögling, der das gesellschaftliche Vergnügen stört, von demselben ausgeschlossen; wer in den Lehrstunden Störungen verursacht, wird an einen besonderen Tisch gesetzt; wer eine schlechte Ausarbeitung liefert, muß sie noch einmal verfertigen; wer unreinlich zu Tische kommt, wird fortgeschickt, um sich zu reinigen." Als positive Strafen werden diejenigen bezeichnet, „die nicht unmittelbar aus pflichtwidrigen Handlungen hervorgehen, sondern von dem Vorsteher der Gesellschaft verordnet sind". Über diese positiven Strafen spricht sich Salzmann folgendermaßen aus: „Fehler gegen die Ordnung und Reinlichkeit werden bei uns mit Gelde bestraft, welches man anwendet, um die durch den Leichtsinn der Zöglinge beschädigten Hausgeräte wieder ausbessern zu lassen. Die übrigen pflichtwidrigen Handlungen werden durch den Verlust der (unten beschriebenen) Billets[2]) bestraft. Thut dieses Strafmittel bei diesem oder jenem aber nicht die gewünschte Wirkung, so wird es durch den Lehrer bei der öffentlichen Censur bekannt gemacht, und der Saumselige bekommt einen Verweis. Sollte ein Kind gegen diese Behandlung zu wenig Sinn zeigen, so beweist es dadurch, daß es noch zu sinnlich ist. Man muß also zu einem Strafmittel seine Zuflucht nehmen, das der Sinnlichkeit wehe thut, und dies ist der Verlust einer Mahlzeit. Dieses Mittels bedient man sich aber ungern und nur im Notfalle." Die körperliche Züchtigung, die Salzmann früher für unentbehrlich gehalten hatte,[3]) wurde später von ihm für unstatthaft bezeichnet. In seinem „Ameisenbüchlein" sagt er: „Körperliche Züchtigung dulde ich in dem Kreise meiner Zöglinge nicht." Er muß also

[1]) Ursprünglich wollte Salzmann nur die natürlichen Strafen gelten lassen. „Ich werde stets den Strafen eine solche Gestalt zu geben suchen, daß sie aus den schlechten Handlungen der Zöglinge zu entspringen scheinen." („Noch etwas über die Erziehung".) Später hat er aber eingesehen, daß man damit nicht ausreicht. „Vielleicht wäre es gut, wenn alle Strafen natürlich wären. Mancher, der über die Erziehung schrieb, wird dies vielleicht auch gefordert haben; wer aber selbst erzogen hat, der wird schon wissen, daß die Umstände es nicht immer erlauben, von dieser Art Strafen Gebrauch zu machen." So spricht er im Jahre 1808 in seiner Schrift „Über die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal".

[2]) Außer den Billets gab es in den ersten Jahren noch Marken, von denen jeder Zögling am Anfang der Woche 6 Stück mit seiner Nummer erhielt. Für ein Vergehen wurde ihm eine oder auch mehrere Marken abgenommen und am Schlusse der Woche die Zahl der noch vorhandenen kontrolliert. Später wurde diese Markeneinrichtung mit einer Sittentabelle vertauscht.

[3]) „Strafen der Bosheit und des vorsätzlichen Ungehorsams sind bei Kindern einige Rutenhiebe, die ihnen ganz geheim nach vorhergegangener wehmütiger Ermahnung gegeben werden, mit dem Bedrohen einer öffentlichen Züchtigung auf den Fall, daß die Besserung nicht erfolgt." (Vergl. „Noch etwas über die Erziehung.")

wohl die Erfahrung gemacht haben, daß in einer Erziehungsanstalt, die über so viele Erziehungsmittel verfügt, diese ultima ratio entbehrt werden konnte.

Es war die Folge der eudämonistischen Anschauung, die Salzmann mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen teilte, wenn er unter den Erziehungsmitteln der Belohnung einen sehr hohen Rang einräumte. Wie durch die Strafen den jungen Leuten von Zeit zu Zeit „die Unregelmäßigkeit ihrer Handlung fühlbar gemacht werden" soll, so sollen „die Belohnungen den Geisteskräften von außen einen Reiz geben, ihre Schuldigkeit zu thun". Auch hierbei unterschied er zwischen natürlichen und positiven. Den Beifall des Lehrers bei Beweisen guter Gesinnung, das Recht, die Arbeiten anderer zu korrigieren, bei besonderem Fleiß und erfreulichen Fortschritten, die Erteilung der Aufsicht über andere an den, der einen festen, energischen Charakter zeigt, führt er als Beispiele für die natürlichen Belohnungen an. Positive Belohnungen waren die für Beweise von Aufmerksamkeit und Fleiß erteilten „Billets des Fleißes". Wer sich 50 solcher Billets erworben hatte, erhielt dafür einen „goldenen Punkt" auf der „Meritentafel". Das war eine Tafel, die im Betsaal hing und die Namen aller Zöglinge enthielt. Wer 50 solcher Nägel sich erworben hatte, bekam den „Orden des Fleißes". Dieser war ein goldenes Kreuz mit einem erhaben gearbeiteten Grabscheit, auf dem die Buchstaben D. D. H. (Denken, Dulden, Handeln) standen. Dieser Orden wurde in feierlichster Weise dem Zögling überreicht und von diesem an Sonn- und Festtagen getragen. Diese Ordensdekoration bezeichnete zugleich den Übergang von der Kindheit zum Jünglingsalter. Die Ordensritter genossen allerlei Vorrechte. Später hat Salzmann die Erteilung des Ordens, durch die der Ehrgeiz in bedenklicher Weise angestachelt wurde, wohl weil er von dieser Wirkung sich zu überzeugen reichlich Gelegenheit gehabt hatte, eingestellt. Dazu hat wahrscheinlich auch der Umstand beigetragen, daß später eintretende Zöglinge, die eben deshalb nicht rechtzeitig 50 Nägel auf der Meritentafel sich erwerben konnten, hinter den lange schon in der Anstalt verweilenden unverdient zurückstanden.

Etwas Ähnliches war es, wenn derjenige, der sich bei den gymnastischen Übungen besonders hervorgethan hatte, mit einem Eichenkranz geschmückt wurde, den er dann auch während des Mittagsessens tragen durfte.

Als eine Belohnung, die solchen bedenklichen Charakter nicht hatte, sondern vielmehr eine sehr segensreiche Wirkung zeigte, muß auch die Erteilung von allerlei Ämtern angesehen werden, in deren Errichtung Salzmann außerordentlich erfinderisch war. Solcher Ämter führt er in seinen „Nachrichten aus Schnepfenthal" nicht weniger als 17 an. 1. Trommler. 2. Kammerherr (demselben war der Schlüssel zu den Lesezimmern und zum Schlafsaal anvertraut). 3. Kopist (derselbe hatte allerlei abzuschreiben). 4. Tabellenverfertiger. 5. Kornschreiber

(stellt in Einnahme und Ausgabe die gesammelten und verbrauchten Früchte des Bodens). 6. Papierhandel. 7. Papphandel. 8. Historiograph (trägt merkwürdige Begebenheiten in ein besonderes Buch ein). 9. Tintenhandel, 10. Hausverwalter (führt ein genaues Verzeichnis über das sämtliche Eigentum des Instituts). 11. Sekretär (schrieb Salzmanns Briefe ab oder verfaßte auch Briefe im Namen des Instituts). 12. Das Eintragen eines neuen Morgenliedes in das Liederbuch. 13. Buchhandel (besorgt den Verkauf von Salzmanns Schriften an kauflustige Liebhaber aus der Umgegend oder Besucher der Anstalt). 14. Mundschenk (ein Amt für einen der Kleinen, der die leeren Gläser zu füllen hat). 15. Kustos (führt die Aufsicht über die Ordnung). 16. Siegellack- und Federhandel. 17. Lektor (hat Mittags die Tischgesellschaft durch Vorlesen zu unterhalten). Um diese Ämter noch begehrter zu machen, war eine kleine Besoldung damit verbunden. Allmonatlich wurde über die Verwaltung des Amtes Rechenschaft abgelegt. Die Auferlegung einer besonderen Pflicht, ein Ausdruck der Anerkennung von einer speciellen Leistungsfähigkeit, erhöht in berechtigter Weise das Selbstbewußtsein und ist ein Sporn für das Bestreben, das geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen; die Treue im kleinen aber ist die beste Schule für gewissenhafte Pflichterfüllung überhaupt.

Brachte die Erteilung eines solchen Amtes auch eine gewisse Bevorzugung, freilich nur eine verdiente, mit sich, so galt doch im allgemeinen völlige Gleichheit in der Behandlung der Zöglinge, mochten sie Kinder „vornehmer oder unangesehener, reicher oder weniger vermögender Eltern“ sein. „Wer unter uns“, sagt Salzmann, „mehr gelten will, muß von innen heraus seinen Wert nach unveränderlichen Gesetzen höher bestimmen, und er kann sich dann unserer größeren Achtung versichert halten.“ Die Dessauer „Standestage“ und „Reichtumstage“ hat Salzmann also nicht nachgeahmt.

Um den Belohnungen und den Strafen eine größere Wirkung zu sichern, wurden Sonntags nach der „Gottesverehrung“ und später, weil die häufige Teilnahme Fremder an der sonntäglichen Feier dies nicht mehr ratsam erscheinen ließ, am Sonnabend Abend ein „Senat“ gehalten — eine Einrichtung, die auch in Dessau gebräuchlich war —, bei dem über das sittliche Verhalten der Zöglinge in der verflossenen Woche Rechenschaft abgelegt wurde. Salzmann saß vor einem Tische mit einem großen Buche, die Lehrer ihm zur Seite. Die Schüler brachten nun der Reihe nach ihre Billets, deren Zahl in das Buch eingetragen wurde. Hatte sich ein Zögling durch 50 Billets das Recht auf einen goldenen Nagel erworben, dann wurde dieser in der Senatssitzung in die Meritentafel eingeschlagen. Was über das Verhalten der Zöglinge Lobenswertes gesagt werden konnte, und ebenso, was dabei zu tadeln war, wurde hervorgehoben, in dem Buch notiert und mit den früheren

Eintragungen verglichen. Das sie selbst betreffende Ergebnis der Senatssitzung mußten die Zöglinge dann in ihre Tagebücher eintragen.

Wenn mit der Verwaltung der Ämter eine kleine Besoldung verbunden war, so erklärt sich das aus Salzmanns Überzeugung, daß die Jugend frühzeitig zur rechten Schätzung des Besitzes und zur sparsamen Verwendung des Geldes anzuleiten sei. Nach seiner Meinung ist das nur möglich, wenn die Kinder Gelegenheit haben, sich etwas zu erwerben. In welcher Weise Salzmann seinen Zöglingen zu solchem Erwerb Gelegenheit bot, und wie der Vermögensstand der einzelnen streng kontrolliert wurde, darüber hat er sich in dem zweiten Teil seiner Schrift „Noch etwas über die Erziehung" eingehend ausgesprochen. Die Vorteile aber, die er davon erwartet, zählt er in der Schrift „Über die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal" 1808 folgendermaßen auf:

1. „Sie lernen den Wert des Geldes kennen, weil sie es selbst verdienen müssen.

2. Sie werden gewöhnt, bei ihren Ausgaben ihre Wünsche zu beschränken. Ein Bankerott verursacht ihnen so unangenehme Gefühle, daß ich gewiß weiß, mancher, der hier die Schmerzen des Bankerotts empfand, werde dadurch vor künftigem selbstverschuldeten Bankerott bewahrt.

3. Man kann durch Geldstrafen sie von manchen Fehlern abbringen. Wird dies wohl geschehen, wenn die Eltern das Geld bezahlen? Dann straft man ja nicht die Kinder, sondern die Eltern.

4. Die Kinder werden dadurch in den Stand gesetzt, bisweilen einem Armen ein Almosen zu geben. Denn das Geld, das junge Leute von der Eltern Gelde den Armen geben, geben ja nicht sie, sondern die Eltern.

5. Giebt diese Einrichtung Gelegenheit, den Charakter der jungen Leute weit genauer kennen zu lernen, als wenn man sie nur bei den Büchern und am Schreibpulte beobachten kann. Hier wird man mit den Wünschen ihres Herzens bekannt, zu deren Befriedigung sie das Geld verlangen; hier wird ihre Rechtschaffenheit sichtbar; aber bei diesem und jenem auch manche Falte im Charakter bemerkt, die sonst des Erziehers Blicken verborgen blieb.

6. Mancher Zögling erwirbt sich auch durch seinen Fleiß und seine Ordnungsliebe 30—40 Thaler. Diese kleine Summe ist freilich in meinen Augen nichts; aber die Entwickelung der Fähigkeiten und die Beherrschung der Begierden, wozu die Erwerbung dieses kleinen Eigentums Veranlassung gab, sind mir viel wert."

Wir haben geglaubt, Salzmanns Worte, in denen er die Gründe für sein Verfahren auseinandersetzt, durch das er seine Zöglinge „für die Welt bilden" wollte, vollständig mitteilen zu sollen, weil damit an einem konkreten Falle gezeigt wird, wie gründlich er in seinen pädagogischen Überlegungen zu Werke geht. Daß er

seine Theorie auch in die Praxis zu übersetzen verstand, sagt uns sein weiterer Bericht, wenn er erzählt, daß bei einem Unglück in der Nachbarschaft seine Zöglinge stets bereit gewesen seien, aus ihrem selbsterworbenen Besitz etwas beizusteuern, daß aber die Freude des Gebens nur denen gestattet worden wäre, deren Kasse in Ordnung war.

Das dem Philanthropismus charakteristische Streben, der Jugend nicht nur die Arbeit leicht und angenehm zu machen, sondern auch sonst noch ihr das Leben zu verschönern, fand auch in Schnepfenthal mannigfachsten Ausdruck. Zunächst in der durchaus milden und freundlichen Behandlung der Jugend überhaupt, wobei Salzmann von dem Grundsatz sich leiten ließ: „man behandle den Menschen edler, so wird er edler," in reichlicher Pflege des Gesanges, durch musikalische Unterhaltungen und theatralische Aufführungen, durch Vorlesen interessanter Sachen bei Tisch, in fröhlichen Spielen im Freien und im Zimmer.[1]) Dabei wird immer darauf Bedacht genommen, daß die Unterhaltung womöglich auch einen lehrhaften Charakter trägt. Wir führen als Beispiel das sogenannte Afferospiel an, das den Zweck hatte, den Unterschied des Nominativ und des Accusativ, wie der Geschlechter einzuprägen. Salzmann beschreibt dasselbe folgendermaßen: „Der Lehrer teilt Zettel an die Umstehenden aus, auf denen allemal ein lateinisches Hauptwort in der ersten Umendung steht. Er fragt nun einen jeden: Quid affers? — Dies nötigt zur Umbiegung im vierten Casu. Ist dies richtig geantwortet, so reicht der Lehrer ein Blatt hin, auf dem viele lateinische Beiwörter verzeichnet sind und fragt: Qualis est E. G. terra? — Der Zögling sucht ein passendes Beiwort und bemüht sich nun die Antwort richtig nach Casu und Genere zu sagen. Um die Sache annehmlich zu machen, erhält der Zögling für jede richtige Antwort eine willkommene Belohnung, für jeden Fehler eine beläftigende Strafe."

Ganz besonders aber dienten dem Zwecke, in der Jugend Heiterkeit und Frohsinn zu erwecken und zugleich nachhaltige angenehme Eindrücke hervorzurufen, die mannigfachen Feste, die in Schnepfenthal gefeiert wurden. So wurde der Eintritt neuer Lehrer und neuer Zöglinge durch eine besondere Feierlichkeit, die damit verbunden war, zu einem Festtag für die Jugend. So nahm die ganze Anstalt stets teil an den Familienfesten, zu denen Salzmanns zahlreiche Familie vielfach Anlaß gab. Als das größte unter ihnen galt die Feier des Geburtstages von Salzmanns Vater, bei der Salzmann durch das eigene gute Beispiel, das er damit gab, die Pflicht der Dankbarkeit der Kinder gegen ihre Eltern seinen Zöglingen einschärfen wollte. Weitere Feste

[1]) Zu den Lieblingsbeschäftigungen in Schnepfenthal gehörten das Schießen mit Bogen und Pfeil. Die in das Jünglingsalter Eingetretenen durften sich auch im Gebrauch von Feuergewehren üben.

waren die Ordensfeste (bei Erteilung neuer Orden), der Kasualtag („an einem heiteren Frühlingstage wandert die ganze Kolonie aus und lagert sich an einem benachbarten Berge, wo Trauben gebaut und zur Mittagszeit kalte Speisen verzehrt werden, während zum Nachtische allerlei auf einem angezündeten Feuer von den Zöglingen selbst bereitete Speisen gegessen werden; der Name ist dessauischen Ursprungs und soll vermutlich einen Tag anzeigen, an dem sich allerlei unerwartete Fälle zutragen"), das Kirschfest, das in ähnlicher Weise wie der Kasualtag bei der Kirschernte, und das Kartoffelfest, welches bei der Kartoffelernte abgehalten wurde. Da die Schnepfenthaler Zöglinge keine Ferien hatten, ist auch das Weihnachtsfest als ein Fest der Anstalt zu nennen. Man bemühte sich gerade an diesem Tage den Zöglingen die Heimat zu ersetzen. Als sehr beliebte Tage galten auch die Reisetage, an denen man mehr noch als sonst auch den Humor walten ließ.

Wenn Salzmann die Feste in seiner Familie zu Festen der ganzen Anstalt machte, so entspricht das dem von ihm als einem der vornehmsten Erziehungsgrundsätze für eine Erziehungsanstalt, wie Schnepfenthal eine solche sein sollte, bezeichneten Gedanken, daß eine solche Anstalt sich vor allem den „Familienton" bewahren solle. Vieles trug an sich schon dazu bei, der Schnepfenthaler Anstalt diesen Charakter aufzuprägen. Zunächst die eigene große Familie Salzmanns, die, nachdem ihm ein Sohn und eine Tochter in früher Jugend gestorben waren, noch aus 13 Kindern, 5 Söhnen und 8 Töchtern, bestand, von denen die meisten, nachdem sie in der Anstalt ihre Ausbildung genossen hatten, für kürzere oder längere Zeit Gehilfen des Vaters bei der Erziehungsarbeit waren. Der Familienkreis erweiterte sich dadurch, daß mehrere seiner Lehrer seine Schwiegersöhne wurden. Auch die anderen Lehrer wußte Salzmann längere Zeit oder auch dauernd zu fesseln. Bei der abgeschlossenen Lage des Ortes aber waren die Mitarbeiter Salzmanns mehr, als das wohl in einer Stadt der Fall gewesen wäre, auf innigen Verkehr unter einander angewiesen. Das Hauptverdienst aber um die Erzeugung und Erhaltung des rechten Familientones gebührt dem „Vater" Salzmann selbst, der seinen Lehrern auch das nötige Maß von Selbständigkeit einzuräumen verstand, und seiner trefflichen Gattin, die als treueste Gehilfin ihm zur Seite stand, und der er das Zeugnis ausstellen durfte, „daß sie mit gleicher, ganz ungeteilter Sorgfalt und unermüdeter Treue für die körperliche Pflege und Bedürfnisse sorgte."

Auch das treuherzige „Du", das in Schnepfenthal eingeführt war, diente der Erhaltung des Familientones.

Eine hübsche Sitte, durch die das innige Band, das die Zöglinge mit der Anstalt verknüpfen sollte, symbolischen Ausdruck fand, wurde im Jahre 1794 eingeführt. Jeder eintretende Zögling pflanzte einen Obstbaum, der auch nach seinem Scheiden noch an ihn erinnerte.

Salzmanns ganze Persönlichkeit bürgt dafür, daß es nicht leere Worte sind, wenn er es als einen „pädagogischen Glaubensartikel" der Schnepfenthaler Lehrer bezeichnet, „daß sie in allen ihren Gedanken, Worten und Werken so verfahren, als wenn sie nur der Kinder wegen und nicht die Kinder ihretwegen da wären", wenn er von jedem fordert, „er müsse sein ganzes Sinnen unter das gute Herz der Kinder gefangen geben. Sobald die Kleinen ihm fröhlich zueilen, müssen bei ihm alle Bande der Gemächlichkeit, der Unlust, des bösen Humors und des finstern Ernstes zerreißen." Was er als theoretische Forderung ausspricht, ist nur das Resultat eigener gewissenhafter Praxis gewesen. Den obigen Worten konnte er hinzufügen: „Gleiche Grundsätze beseelen uns gottlob!" Die reine Begeisterung für den Erzieherberuf, von welcher Salzmann selbst erfüllt war, und die sein Umgang mit Basedow, dem trotz seiner Schwächen niemand hohe Begeisterung absprechen wird, vermehrt hatte, ging von ihm auch auf seine Mitarbeiter über. Diese Begeisterung zeigt sich auch darin, daß dieselben, getragen durch das optimistische Zeitbewußtsein eines sehr verheißungsvollen Fortschreitens auf allen Lebensgebieten und nicht zum wenigsten auf dem der Erziehung, mit Salzmann wetteiferten, die Erziehungsmethode mehr und mehr zu verbessern und sich selbst in der Erziehungskunst zu vervollkommnen. Darum durfte er auch rühmend aussprechen: „Wir sind keine Schulmonarchen im Reiche der Pedanterie und Allgenügsamkeit."

Salzmanns Streben, für der Menschheit Glück nachdrücklich zu wirken, und seine Hoffnung auf die beglückende Wirkung der Verbesserung des Erziehungswesens und der Verbreitung richtiger Einsicht und guter Gedanken waren die Triebfedern nicht nur seiner praktischen Erzieherthätigkeit, sondern auch eines sehr umfangreichen litterarischen Schaffens. Bei aller Sorgfalt, die er auf seine rasch aufblühende Anstalt verwendete, hat er doch auch in Schnepfenthal noch Zeit gefunden zur Abfassung einer ganzen Menge von Schriften, indem er teils schon Begonnenes vollendete, teils Neues veröffentlichte.

Zur ersten Reihe gehören die letzten Bändchen der „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde" (im ganzen sind 8 erschienen), die „Beiträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen" (von Hermes, Fischer und Salzmann), „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" und neue Auflagen der beiden Teile seines „Moralischen Elementarbuches", seines „Krebsbüchleins," wie seiner Schrift „Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen".

Die Reihe der neuen Schriften, die er in Schnepfenthal verfaßte, und von denen die meisten auch in Schnepfenthal gedruckt wurden und in der Schnepfenthaler Buchhandlung erschienen, hat teils pädagogischen, teils allgemeineren Inhalt.

Die pädagogischen Schriften sind außer den schon oben genannten („Noch etwas über die Erziehung nebst Ankündigung einer Erziehungsanstalt", „Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher", „Reisen der Salzmannschen Zöglinge" und „Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal"): „Konrad Kiefer oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder", „Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher", das erstere unter Nr. IV, das zweite unter Nr. V unserer Ausgabe abgedruckt, „Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8—10 Jahren", „Heinrich Gottschalk in seiner Familie oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10—12 Jahren", „Unterricht in der christlichen Religion". Die bisher genannten Schriften sind teils schon früher besprochen, teils wird das noch geschehen in den „Vorbemerkungen" zu den in unserer Ausgabe aufgenommenen. Erwähnt worden ist schon oben Salzmanns Schrift „Über die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal", in welcher er im Jahre 1808 „eine treue Darstellung von dem, was Schnepfenthal ist, und was daselbst geleistet wird" gegeben hat. Außer diesem Zwecke sollte das Schriftchen, das man als ein Vermächtnis Salzmanns an seine Nachfolger im Amte bezeichnen kann, diese in den Geist der Anstalt einweihen. Zugleich wollte Salzmann durch eine Darstellung seiner Arbeit der Gefahr vorbeugen, daß seine Nachfolger, von dem Streben verleitet, manches zu ändern, auch da Änderungen vornähmen, wo diese nicht zugleich Verbesserungen seien. Das Schriftchen ist neben den „Nachrichten aus Schnepfenthal" die beste Quelle für die Kenntnis des von Salzmann gepflegten Geistes und der von ihm eingehaltenen Erziehungsmaßregeln.

Zu den pädagogischen Schriften Salzmanns gehört ferner die im Jahre 1787 erschienene Schrift: „Über die heimlichen Sünden der Jugend",[1]) der er schon im Jahre 1785 eine kurze Abhandlung unter dem Titel: „Ist es recht, über die heimlichen Sünden der Jugend zu schreiben" vorausgeschickt hatte, um zunächst die Berechtigung zur Erörterung dieses Themas darzuthun.

Es ist bekanntlich ein Verdienst der Philanthropisten, daß sie auf dieses weitverbreitete Übel zuerst nachdrücklich hingewiesen haben. Durch sie angeregt, haben damals Ärzte und Nichtärzte in ausführlichen Abhandlungen die Sache besprochen. Salzmanns Buch hat unter allen am meisten Verbreitung gefunden. Das beweisen schon die drei Auflagen, die es zu Salzmanns Zeit noch erlebte. Er durfte sich in der Vorrede zur dritten Auflage folgendermaßen aussprechen: „Der Zweck,

[1]) Noch in demselben Jahre erschien die zweite, im Jahre 1799 eine dritte Auflage. Nach Salzmanns Tode hat die Schrift (im Jahre 1819) eine vierte Auflage erlebt.

den ich mir bei Ausfertigung des Buches setzte, ist erreicht: Deutschland ist aus seinem Schlummer geweckt, die Deutschen sind auf ein Übel aufmerksam gemacht worden, das an der Wurzel der Menschheit nagte. Direktoren von Gymnasien, Schulen, Erziehungsanstalten, Väter, Hauslehrer sind ermuntert worden, diesem Übel entgegenzuarbeiten; viele tausend deutsche Jünglinge, die in Gefahr waren, der Charitee entgegenzuwelken, wurden gerettet und wenden jetzt ihre geretteten Kräfte zum Besten der Menschheit und vorzüglich der deutschen Menschheit an, von mehreren tausend Kindern wurde die vergiftende Schlange zurückgeschlagen, ehe sie verwunden konnte." Um dem Vorwurf zu begegnen, er habe zu schwarz gemalt, hat er seine Behauptungen durch eine große Anzahl Briefe belegt, deren Verfasser — sie werden natürlich von Salzmann nicht genannt — jene bestätigen. Nachdem er die Gefahren, die die heimlichen Sünden der Jugend bringen, eingehend geschildert, die Ursachen, aus denen dieses Übel entspringt, und von denen ihm die Verführung als die gefährlichste erscheint, erörtert, die Gelegenheiten, bei denen diese Sünden begangen werden, und die Merkmale, aus denen man auf das Vorhandensein dieses Lasters schließen kann, besprochen hat, nennt er die Mittel, durch die die Jugend davor bewahrt, bezüglich davon geheilt werden kann. Er bezeichnet als solche die beständige Thätigkeit, die sorgfältige Aufsicht, die Gewöhnung an hartes Lager, an frühes Aufstehen und an einfache Kost, die Bewahrung vor gefährlichem Umgang und vor Einsamkeit. Diese Ratschläge werden wir ohne weiteres billigen müssen. Auch dem ist zuzustimmen, wenn Salzmann verlangt, man solle die Kinder vor der Verletzung der Zeugungsteile warnen, sobald man sichere Symptome davon bemerkt. Wenn er aber dann, auch hierin ganz im Sinne der Philanthropisten mit ihrer Aufklärungstendenz handelnd, empfiehlt, das Kind nach und nach über das Erzeugungsgeschäft, zunächst bei Tieren, zu belehren, so ist die spätere Pädagogik hier mit Recht seinem Beispiele nicht gefolgt. Es giebt vielerlei, was dem Ohre des unreifen Kindes ferngehalten werden muß, und worüber das letztere zu belehren eine verderbliche Verfrühung wäre. Dazu gehören in erster Linie die Geschlechtsverhältnisse, in die das Kind schon einzuweihen das natürliche Gefühl mit vollem Rechte sich sträubt. Diese Regel wird auch nicht durch die Thatsache ausgestoßen, daß es nicht leicht ist, das Kind vor bösen Zungen zu bewahren, die ihm seine naive Ansicht vorzeitig zerstören. Das Behüten vor dem Bösen ist aber auch sonst ein wichtigeres und zugleich schwierigeres Stück in der Erziehung, als das vielleicht noch dazu ungeschickte „Aufklären". Dem reineren Sinne eines Kindes bringt auch ein bedenklicher Anblick bei der Tierwelt, der nicht unter allen Umständen vermieden werden kann, nicht leicht Schaden. Daß die Fabel vom Storch, wenn sie später als solche erkannt wird, dem Glauben

des Kindes an die Wahrheitsliebe der Mutter, die sie erzählt hat, Schaden thue, widerlegt die Erfahrung. Ist aber erst der „Zügel der Scham" zerrissen, dann ist die Gefahr eine um so größere, je unreifer der Mensch sonst ist.

Endlich ist unter den pädagogischen Schriften noch zu erwähnen: „Konrad Kiefers A-B-C- und Lesebuch oder Anweisung, auf eine leichte und angenehme Weise das Lesen zu lehren", 2 Teile. Erste Auflage 1798 (1. Teil) und 1799 (2. Teil); zweite Auflage 1806, dritte Auflage 1818, vierte Auflage 1831 und 1832. Das Buch sollte nicht dem ersten Leseunterrichte dienen. Dieser wurde vielmehr mit Buchstaben, die auf Pappe geklebt waren, vorgenommen. Die Kinder sollten das Büchlein erst bekommen, „sobald man überzeugt ist, daß die Kinder alle Silben aussprechen können, wenn ihnen die Buchstaben, aus denen sie bestehen, gegeben werden." Der erste Teil des Buches enthält 32 Erzählungen und Gespräche für Kinder. Die Lesestücke sind so geordnet, daß erst nur einsilbige Wörter, nur in kleinen Buchstaben, dann zweisilbige, später drei- und mehrsilbige auftreten. Dasselbe hat erst große, dann kleine Typen, und zwar wiederholt sich das bei der lateinischen Schrift, die der letzte Teil des Buches bringt. Der zweite Teil enthält hauptsächlich Fabeln von Gellert, Lichtwer, Pfeffel u. a. Dieser Teil beweist zugleich, daß Salzmann seine ursprüngliche Abneigung gegen Fabeln, in denen er Gefahr für die Wahrheitsliebe der Kinder fand, später aufgegeben hat.

Außer den der Erziehung und dem Unterricht gewidmeten Schriften hat Salzmann in Schnepfenthal noch eine Menge Jugend- und Volksschriften verfaßt, durch die er bestrebt war, „mitzuhelfen, daß es auf der Erde mit jedem Tage besser würde."

Die bedeutendste unter diesen Schriften ist „Der Himmel auf Erden", die 1797 erschien und in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. In dieser Schrift will Salzmann nachweisen, daß der Mensch schon auf Erden wahres und reines Glück finden könne, wenn er hier seine Pflicht erfüllt, auf Gott vertraut, das Gute, was er gegenwärtig genießt, nicht verkennt und den lebendigen Glauben befolgt, „daß auch das härteste Schicksal eine Fügung der göttlichen Liebe, ein Erziehungsmittel sei, wodurch Gott des Menschen Geist auszubilden und zum Genuß der Seligkeit immer fähiger zu machen sucht." Nur unter dieser Voraussetzung gewinnt der Mensch die Größe und Stärke der Seele, die die unerläßlichen Bedingungen wahren, auch durch Unglück nicht zu zerstörenden Wohlbefindens sind.

Von den übrigen hierher gehörigen Schriften Salzmanns seien nur noch genannt: „Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe", 1801. „Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutscher des achtzehnten Jahrhunderts", 1802 (nicht

alle Biographieen hat Salzmann selbst verfaßt); beide Schriften sind Zeugnisse seiner warmen Vaterlandsliebe. „Joseph Schwarzmantel oder: Was Gott thut, das ist wohlgethan", 1810, die beste von Salzmanns Jugendschriften. „Heinrich Glaskopf. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend". „Ausführliche Erzählung, wie Ernst Haberfeld aus dem Bauer ein Freiherr geworden ist", 1805, „Sebastian Kluges Lebensgeschichte", 1791. „Die Geschichte des Landrichters Pappel nebst dazu gehörigem Aufsatz: das Orakel" (Salzmanns letzte Schrift).

Einige der obengenannten Schriften erschienen zuerst in einer im Jahre 1788 begründeten und von ihm unter Mitwirkung seiner Freunde bis 1811 fortgesetzten Zeitschrift „Der Bote aus Thüringen", der anfangs wöchentlich, später auch in monatlichen Heften ausgegeben wurde, in der er belehrende Erzählungen und Gespräche, Nachrichten über wichtige Weltereignisse und allerlei Notizen über praktische Dinge mitteilte und die sehr große Verbreitung fand. In Buchform hat er dann unter anderem aus jener Zeitschrift auch die „Revolutionsgespräche, gehalten von dem Boten aus Thüringen mit seinem Wirt und einem Weber" ausgehen lassen.

In allen diesen Schriften spricht ein warmer herzlicher Ton zu uns, sind allgemeinverständliche, gesunde Gedanken ausgesprochen, ist die Sprache einfach, ungekünstelt und daher volkstümlich, und wenn ihnen auch bleibender Wert nicht zugesprochen werden kann, so begreifen wir es doch, warum sie zu des Verfassers Lebzeiten einen großen Leserkreis sich erworben haben.

Wenn wir im Eingang unserer Darstellung vom Leben und Wirken Salzmanns seine hohe Begeisterung für den Erzieherberuf, seinen praktischen Sinn, seine unerschütterliche Pflichttreue und seine Charakterfestigkeit, die auf dem Grunde einer lauteren Frömmigkeit ruhte, die Grundzüge seines Wesens genannt haben, so ist die Lebensgeschichte des Mannes der Beleg dafür. „Was der Mensch will, das „kann er," läßt Salzmann in „Konrad Kiefer" den trefflichen Pfarrer zu dem Lehrer sagen, als dieser Bedenken trägt, mit einer neuen Unterrichtsmethode den Versuch zu machen, und diesem Grundsatze ist er stets treu geblieben. So hat er z. B. noch als Fünfziger eifrig botanische Studien getrieben, um sich mit allen Pflanzen seiner Heimat bekannt zu machen und diese Kenntnis bei den Ausflügen mit seinen Zöglingen zu verwerten. Bei allem Enthusiasmus, der ihn beseelte, schützten ihn doch seine Besonnenheit und sein offener Blick für die Dinge dieser Welt davor, das zu wollen, was seine Kräfte überstieg.

Nicht nur die Natur des kindlichen Geistes lag klar vor seinem Auge, so daß er Unterricht und Erziehung den Gesetzen seiner Entwickelung anzupassen verstand; auch sonst war eine scharfe Menschen-

kenntnis ihm zu eigen, die ihn in der Wahl seiner Gefährten kaum einen Mißgriff thun ließ.

Frühzeitig schon hatte er sich daran gewöhnt, mehr das, was er bei reiflicher Erwägung als richtig erkannt hatte, zum Maßstab für sein Thun zu nehmen, als durch anderer Menschen Meinen sich beeinflussen zu lassen. Charakteristisch dafür ist die Stelle in einem Briefe, den er im Jahre 1779 an seinen Freund Ausfeld schreibt: „Was meine Lieblingslektüre ist? Ich weiß gar nicht, wie ich in den beklagenswerten Zustand gekommen bin, daß ich unaufhörlich denke. Ich lese kaum ein paar Seiten, so stoße ich auf einen Gedanken, der mir gefällt; den arripiere ich, er wird immer lebhafter, das Buch fällt mir endlich aus den Händen, und ich lese — mich selbst.“ So hat er kein Hehl daraus gemacht, daß er Pestalozzis Schriften nur obenhin angesehen habe. Aber das habe genügt, ihn davon zu überzeugen, daß er im wesentlichen mit dem Schweizer Reformator der Pädagogik übereinstimme. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, daß die überschwengliche Sprache Pestalozzis dem viel nüchternen Salzmann nicht zusagte. Trotzdem hat er sich von jenem manches angeeignet: die Linearzeichnung und das Chorsprechen.

Mehr als die Schriften der Gelehrten hat er das Buch der Natur studiert und die Offenbarung gelesen, die sein frommer Sinn darin fand. Im Umgang mit der Natur fand er Erholung und Ruhe, wenn er derer bedurfte. Besonders war es ein einsames Waldthal in der Nähe von Schnepfenthal, in das er sich dann zurückzog. „Hier streckte ich mich“, erzählt er in seinen „Nachrichten aus Schnepfenthal“, „oft stundenlang auf das weiche Moos hin und sog mit allen meinen Sinnen das süße, reine Vergnügen der Natur ein. Mein Gesicht ergötzte sich an dem Anblick des Waldes, an den Insekten, die um mich herumflogen und krochen, und an den Rehen, die bisweilen von den Bergen herabgestiegen kamen und schnell wie ein Pfeil zurückschossen, sobald sie mich erblickten. Mein Gehör wurde durch das Rieseln des Baches und das Zwitschern der Vögel, oft auch durch das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume erfreut. Mein Geruch wurde durch die balsamischen Ausdünstungen des Fichtenwaldes erquickt; und selbst mein Geschmack labte sich oft, bald an dem frischen Bache, der durch das Thal fließt, bald an den Waldbeeren, die hier wuchsen.“

Um sich seine Selbständigkeit in jeder Weise zu wahren, hatte er das hochherzige Anerbieten des Herzogs von Gotha, für seine pädagogischen Pläne eines der herzoglichen Lustschlösser ihm zu überlassen, dankend abgelehnt. War das zugleich ein Beweis großer Uneigennützigkeit, so hat er davon auch später wiederholt Beweise gegeben. Ist es ihm doch nie in den Sinn gekommen, die Hochherzigkeit seines

Fürsten zu seinem eigenen Vorteil auszunutzen, so nahe die Versuchung dazu in den ersten Jahren seines Schnepfenthaler Wirkens lag.

Teilte er auch mit den übrigen Philanthropisten die hohe Meinung von den Erfolgen, die die verbesserte Unterrichts- und Erziehungsweise haben müßte; zu den Überschwenglichkeiten eines Basedow, eines Bahrdt hat er sich nie verstiegen. Das verbürgt schon sein Wort: „Übrigens ist meine Meinung, daß die Ausbildung des innern Menschen nicht ein Werk der Kunst, sondern eines jeden Menschen eigene Sache sein müsse."

In seiner nüchternen, flachen religiösen Auffassung, in seinem Eudämonismus ist er ein Kind seiner Zeit. Niemand wird ihm deshalb die Tiefe des Gefühls absprechen dürfen, auch wenn dieses seine Nahrung nicht zu holen gelernt hatte aus einer tieferen Erfassung der christlichen Heilslehre. Seine Ansicht aber, daß des Menschen höchste Bestimmung auf Erden die Glückseligkeit sei, hat ihn nicht verleitet, bei dem Streben, dies Ziel zu erreichen, in erster Linie etwa nur an sich zu denken. Die treibende Kraft in ihm bei allem, was er that, war die reinste Menschenliebe, von der erfüllt er Vorurteile und Aberglauben zu bekämpfen und das Wohl seiner Mitmenschen, und nicht zum wenigsten der unter ihm stehenden, zu fördern nicht müde geworden ist.

Obwohl nicht von einem kräftigen Körper unterstützt, hat er, auch darin von dem genialeren Basedow verschieden, in Mäßigkeit und Regelmäßigkeit der Lebensweise seinen Zöglingen ein Muster, bei eisernem Fleiße bis wenige Jahre vor seinem Heimgange einer ungestörten Gesundheit sich erfreut. Im Jahre 1809, im 66. Lebensjahre, wurde er von der Gicht heimgesucht. Im folgenden Jahre traf ihn ein harter Schlag, indem seine treue Lebensgefährtin ihm durch den Tod entrissen wurde. Seine Ahnung, daß er sie nicht lange überleben würde, sollte schon ein Jahr darauf in Erfüllung gehen. In der Nacht vom 24. zum 25. Oktober 1811 trat sein gichtisches Leiden mit erneuter Heftigkeit auf, und am Abend des 31. Oktober machte ein sanfter Tod seinem Leiden ein Ende. Am 3. November, einem Sonntage, in der Vormittagsstunde von 11—12 Uhr, in der der Entschlafene so oft den Gottesdienst gehalten hatte, wurde er unter Begleitung einer großen Trauerversammlung an der Seite seiner Gattin beigesetzt. Nur ein Fliederstrauch bezeichnet, seinem Willen gemäß, die Stätte, wo er ruht. Aber wenn auch den Grabhügel in der Hardt kein Denkmal schmückt, das den Namen des trefflichen Mannes nennt, der unter ihm ruht, „Vater Salzmann" hat sich durch sein Leben und Wirken in der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts ein Denkmal errichtet, das seinen Namen bis in ferne Zeiten nicht wird vergessen lassen.

I.

Krebsbüchlein

oder

Anweisung

zu

einer unvernünftigen Erziehung der Kinder.

Vorbemerkungen.

Salzmanns „Krebsbüchlein“ oder, wie der Titel in der ersten Auflage lautet, „Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung der Kinder“ ist wohl die bekannteste Schrift dieses Pädagogen. Den Namen „Krebsbüchlein“ hat das Schriftchen erst in der dritten Auflage erhalten und dann auch in den späteren Auflagen beibehalten. Zu diesem Namen hat das Titelbild Anlaß gegeben. Dasselbe stellt einen Teich dar, in dem ein alter Krebs und zwei junge Krebse zu sehen sind. Darunter steht: „Faciam, mi papule, si te idem facientem prius videro“ (Ich werde es thun, mein Väterchen, wenn ich dich dasselbe zuvor werde thun sehn). Das Bild hat in den späteren Auflagen kleine Veränderungen erfahren.

Daß der Name für das Büchlein seinen Inhalt vortrefflich kennzeichnet, wird jedem einleuchten, der auch nur einen kleinen Teil desselben gelesen hat. Es war ein glücklicher Gedanke von Salzmann, die Fehler in der Erziehung dadurch zu bekämpfen, daß er sie anschaulich darstellt. Indem er in drastischer Weise die Thorheiten, die er Eltern und Lehrer begehen sah, mit ihren Folgen dem Leser vor Augen stellt, belehrt er ihn wirksamer über die Verkehrtheit seines Thuns, als wenn er ihm Weisungen über die richtigen Grundsätze für die Erziehung gegeben hätte. Die große Zahl der Gedankenlosen pflegt bei dem schweren Erziehungsberufe von allem anderen eher als von richtigen Erziehungsgrundsätzen sich leiten zu lassen. Wenn Salzmann bei seinen Bildern einer unvernünftigen Erziehung etwas starke Farben aufträgt, so findet das seine leichte Erklärung in der eigentümlichen Form seiner Belehrung. Trotzdem ist jenen die Lebenswahrheit nicht abzusprechen. Die von Salzmann geschilderten Thorheiten sind nicht nur Produkte seiner Phantasie, sondern scharf gezeichnete Gemälde, zu denen ihm die Erfahrung die Züge geliefert hat, „Erzählungen, die dem Inhalte nach wahr sind, obgleich ihre Einkleidung Erdichtung ist.“ Darin liegt der Wert des Schriftchens, dessen Lektüre auch heute noch denen die Augen öffnen kann, die noch nicht gelernt haben, bei ihrem Verhalten der Jugend gegenüber durch „richtige pädagogische Begriffe“ sich bestimmen zu lassen.

Salzmann hat selbst 4 Auflagen seines Krebsbüchleins besorgt. Die erste ist 1780, die zweite 1788, die dritte 1792 und die vierte 1806 erschienen. Von diesen hat nur die zweite eine Bereicherung um 14 Erzählungen erfahren. Neu sind in derselben folgende Abschnitte: 1. „Mittel, Kindern Abneigung gegen fremde Religionsverwandte einzuflößen", 2. „Mittel, Kindern Furcht vor Gewittern beizubringen", 3. „Mittel, den Kindern Todesfurcht beizubringen", 4. „Mittel, die Kinder für die Welt unbrauchbar und ihr Leben freudenlos zu machen", 5. „Mittel, Kindern die Unzucht zu lehren", 6. „Ein schönes Mittel, seine Kinder zu Krüppeln zu machen". Die Abschnitte: „Mittel, die Kinder gegen die Schönheiten der Natur unempfänglich zu machen"; „Mittel, die Kinder dumm zu machen"; „Mittel, Kinder eitel zu machen"; „Allgemeine Mittel, die Kinder um Gesundheit und Leben zu bringen", sind um je ein „negatives Spiegelbild", das letzte, vermehrt worden.

In der 3. und 4. Auflage hat Salzmann nur die Ausdrücke mannigfach verbessert.

Die 5. und 6. Auflage hat Regierungs- und Schulrat Hahn besorgt und dabei mancherlei Veränderungen durch Weglassung und Zusätze vorgenommen. Als Verbesserungen können diese Veränderungen nicht angesehen werden. Darum ist in der vorliegenden Ausgabe darauf keine Rücksicht genommen, sondern die letzte Salzmannsche Ausgabe zu Grunde gelegt worden.

Als Beweis für den großen Anklang, den das Krebsbüchlein, diese „Schutz- und Bittschrift für die armen wehrlosen Kinder", wie Salzmann es selbst nennt, fand, darf es betrachtet werden, daß dasselbe eine Menge von Nachdrucken erlebt hat. Seinem Unwillen darüber hat der Verleger in der 2., 3., 4. Auflage einen sehr kräftigen Ausdruck gegeben. Was er sagt, ist interessant genug, um auch hier mitgeteilt zu werden.

Nachschrift und Appellation an das ehrliebende Publikum.

Daß der Nachdruck eines jeden Buches, das ein Buchhändler oder Verleger durch den gewöhnlichen rechtmäßigen Weg und dadurch als sein Eigentum erwirbt, wenn er dem Gelehrten seine zum Druck bestimmten schriftstellerischen Gedanken in seiner Handschrift um einen bestimmten Preis abkauft und drucken läßt, ein offenbarer Diebstahl sei, es mögen die Nachdrucker von allen Kaisern und Fürsten unter der Sonne privilegiert oder nicht privilegiert sein, ist ein von so vielen der größten Philosophen, Rechtsgelehrten und Moralisten festgesetzter, über allen Widerspruch erhabener Grundsatz, daß die sophistischen Trugschlüsse so vieler gedungener oder elender After-Philosophen und Politiker, so mancher Kleisterkocher der Jurisprudenz und hinkenden Moralisten in gar keine weitere Erwägung kommen.

So lange ich Buchhändler sein werde, soll mich wenigstens kein Silbenstecher überreden und kein Fürst bei aller Macht und Ansehen bewegen, einen Menschen, der mir mein rechtmäßig erworbenes Buch nachdruckt, für etwas anders als für einen öffentlichen Dieb und Räuber zu erklären und alle darüber erworbenen Privilegia für etwas anders als für politische Spiel- und Blendwerke zu halten.

Denn daß die Begriffe und Grundsätze, die viele über den Nachdruck angenommen zu haben scheinen, auch mit einer reellen gesunden Staatspolitik und Moralität sich nicht vereinigen lassen, liegt schon in folgenden simpeln Umständen: daß durch den Nachdruck die Bücher im ganzen immer teurer werden.

Die Fürsten selbst und ihre Unterthanen, wenn sie lesen und Bücher brauchen, müssen solche immer teurer bezahlen, als geschehen würde, wenn das Eigentum eines Buchhändlers von den Handhabern der Gerechtigkeit, wie die Unterthanen bei jeder anderen Ware, sich der Wohlthat der Gesetze zu erfreuen hätte; weil so jeder Verleger von Anfang immer einen solchen Preis machen muß, der ihn nur einigermaßen schadlos hält, wenn jene Wölfe und Tiger ihre Raubkrallen ausstrecken. Dann aber, und bei einer leicht möglichen gesetzlichen Verfassung, könnte und würde

1. jeder ehrliche thätige Buchhändler, der einmal Mittelsperson zwischen Publikum und Autor ist und bleiben wird, jeden Gelehrten für seine durch thätigen Fleiß und mühsam, oft teuer erworbene Kenntnisse und entkräftende Nachtwachen dargestellten Gedanken, sie mögen zur Belehrung oder Ergötzung, zum Nutzen oder Vergnügen der menschlichen Gesellschaft abzwecken, ein solches Honorarium gewähren, womit er sich belohnt und zu fernerer thätiger Verwendung seiner Talente ermuntert sähe, weil

2. der rechtmäßige Verleger wüßte, daß der durch den zu hoffenden, freilich immer erst vom Glück, Geschmack und anderen Umständen abhängenden Beifall und Nutzbarkeit des Buches ihm zuwachsende Vorteil ihm nicht von Menschen geraubt würde, die durchaus kein Recht zu diesem Vorteil haben. Durch eine stärkere Auflage würde dann dieser rechtmäßige Verleger in den Stand gesetzt,

3. dem Publikum jedes brauchbare Buch wohlfeiler und gewiß immer wohlfeiler zu geben, wie jeder nach krispinischen Grundsätzen veranstaltete Nachdruck in seiner ekelhaften Beschaffenheit erscheint; da bei jeder verstärkten Auflage in dem Grade der Preis vermindert werden kann, als der Debit beträchtlicher wird.

Dann könnte sich aber auch eine weise Gesetzgebung verherrlichen, wenn sie mit Zuziehung einiger erfahrener, verständiger Buchhändler und Drucker die Bücherpreise aller Papierformate, nach den bekannten Schriftarten, gesetzmäßig bestimmte, ohne darauf weitere Rücksicht zu nehmen, ob der Verleger viel oder wenig Honorarium oder das Papier und Druck teuer oder wohlfeil bezahlt hätte.

Dadurch würde das Publikum, die Gelehrten und die Buchhändler in ein richtiges Verhältnis ihrer entschiedenen natürlichen Rechte gesetzt; ein solches

Gesetz würde gewiß im ganzen das Wohl der Unterthanen jedes Landesfürsten fester gründen, als es durch den auf falsche Staatsmaximen gebauten Nachdruck geschehen kann.

So lange aber diese gewiß von so vielen edlen Patrioten reiflich erwogenen Gründe nicht der Betrachtung hoher Gesetzgeber würdig geachtet werden, und Fürsten geneigt bleiben, solche Gauner, wie Verlagsräuber oder Nachdrucker sind und bleiben, öffentlich zu schützen und zu schirmen, so bleibt wohl einem jeden bei redlichem Bestreben, nach richtigen Grundsätzen zu Werke gehenden rechtmäßigen Verleger kein ander Mittel übrig, als den eingebildeten echten oder falschen Staatsmaximen weiser oder verblendeter Fürsten und ihrer Schutzverwandten solche Querhiebe zu versetzen, die ihre eigene Politik billiget und Religion, Recht und Billigkeit nicht verbeut.

Ich habe eben schon verschiedene Mal das Schicksal gehabt, von österreichischen und im Reiche wohnenden Nachdrucker-Banden geplündert zu werden, und mich darein gefüget, weil ich merkte, daß es Leute waren, die dies schändliche Handwerk trieben, die schon durch sich selbst und ihre ehrlose Hantierung gebrandmarkt sind, und die zum Teil nach öffentlichen Nachrichten sogar auch von ihren Landesherren verachtet werden, weil solche Menschenrasse nach ihrer sittenlosen Denkungsart in Fällen, wo ihr Eigennutz mit ihren bürgerlichen Pflichten in Kollision kömmt, so wenig ihre Regenten als Nächsten schonen.

Ich konnte auch wohl meinen Verlust verschmerzen und hatte keine Ursache, sie bei ihrer Spekulation allemal zu beneiden, da ich im stillen auf Mittel und Wege dachte, ihre schändliche Industrie hin und wieder zu vereiteln.

Beispiellos ist aber das Schicksal, das dieses Krebsbüchlein unter seinem erstern Titel: „Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung der Kinder" hatte.

Es wurde mir nämlich von einem redlichen Kollegen eröffnet, daß dies Büchlein von einigen nur dem Namen nach, auf den Leipziger Messen damals aber gar nicht bekannten Leuten, Namens Gehra und Haupt in Neuwied, nachgedruckt sei.

Ich schrieb an diese Leute und stellte ihnen nicht nur dieses ehrlose Beginnen, sondern auch die Gefahr vor, die ich gegen ihre Diebesspekulation zu verhängen vorhabens sei.

Diese mir übrigens unbekannten Leute machten mir aber unterm 22. April 1788 über diesen Nachdruck die unerwartete Erklärung,

Daß solcher auf Vermittelung eines gewissen Hofes, wohin sie die Bücherlieferung hätten, veranstaltet und ihnen gleich 100 Exemplare von diesem Nachdruck in Kommission zugeschickt worden, und daß in dem Briefe des Sekretärs sehr wichtige Sachen wegen meines übrigen Verlags gestanden hätten ꝛc., und daß sie noch die ganze Sache zu meinem wahren Vorteil zu vermitteln gesucht. Denn wäre der Plan, der über meinen übrigen Verlag beschlossen gewesen wäre, ausgeführt worden, so hätte ich bei allen meinem Streben und Schelten unterliegen müssen ꝛc.

Wenn nun dieses alles so wörtlich wahr, als es aus dem Umstand wahrscheinlich ist, weil in ihrem durch verschiedene Hände erhaltenen Verlag-Verzeichnis

dies Buch nicht mit aufgeführt ist, so hätte ich freilich Ursache, diesen Leuten öffentlich zu danken.

Desto schändlicher wäre aber das Verfahren des Hofes, und dieses wohl das erste Beispiel, daß gar Fürsten oder Grafen ihre zur Handhabung der Grundsätze der Gerechtigkeit verliehene Würde, Macht und Mittel anwendeten, Unterthanen anderer edler und gerechtigkeitsliebender Fürsten auf eine so niedrige Art zu Grunde zu richten, der ich doch jenem nicht die mindeste Veranlassung zur Rache gegeben, noch nur einige auch noch so entfernte Ursache auszudenken wüßte, die einen Fürsten oder Grafen jener Gegenden zu einem so unerhörten Plan gereizt haben könnten, da ich in meinem Leben mit keinem Hofe jener Gegend je in Verkehr gewesen bin.

Ehe ich also annehme, daß diese ehrlose Entreprise auf Befehl eines Landesherrn aus kameralistischen Spekulationen zu vermeintlicher Vermehrung seiner etwa vom Glücke kärglich zugeteilten Landes-Revenüen ausspindisiert worden, will ich lieber zu seiner Ehre glauben, daß es eine Unternehmung des erwähnten Sekretärs ist, der die Ehre und das Ansehen seines Herrn auf eine so schändliche Art mit seinem Eigennutz in Verbindung gesetzt hat, um seine Diebsware desto gewisser an die Unterthanen des großen oder kleinen Landes seines Herrn in Lauf und seinen Vorteil schneller in seinen Beutel zu bringen.

Es sei indes eine oder die andere Vermutung die richtige, so ließ sich immer, bei der gegenwärtigen Denkungsart vieler Höfe über diesen Gegenstand, jede Art von Selbstrache aus ähnlichen Grundsätzen demonstrieren; und es käme nur auf den kleinen Umstand an, ob weise Regenten ein litterarisch-merkantilisches Faustrecht so gerne in ihren Landen ferner herrschend werden ließen, als ehemals das natürliche war, wenn es Fehden zwischen ihren Unterthanen und mächtigen Fürsten setzte.

Ehe dies alles ins Klare kömmt, will ich mich aber solcher Rechte und Mittel gegen jeden litterarisch-merkantilischen Freibeuter bedienen, wowider kein Fürst unter der Sonne, vom römischen Kaiser an bis zum kleinsten Grafen, und kein noch so großer Sophist oder Rabulist der Gerechtigkeits-Brücken und Krücken etwas einzuwenden haben möchte.

Ich werde nämlich, wie ich mit diesem Krebsbüchlein gethan habe, alle die Exemplare der Artikel meines Verlags, die mir je früh oder spät von gefürsteten, geschützten oder privilegierten Nachdruckern durch einen schändlichen Nachdruck geraubt werden, ins Makulatur werfen, den Autor veranlassen, das Buch vom Titel bis zum letzten Kapitel umzuarbeiten, oder wenn er nicht mehr am Leben sein sollte, durch andere sachverständige Gelehrte das Werk mit Noten und Zusätzen so vermehren, verbessern und bereichern lassen, daß es allemal Vorzüge und zweckmäßigere Brauchbarkeit vor jedem Nachdrucke haben soll.

Von dem ehrliebenden Publiko, dem ich jedesmal, wie jetzo geschehen wird, von dieser Metamorphose und ihm zu Nutz und Frommen gebrachten Opfer öffentlich Nachricht geben werde, erwarte ich dann, daß es seine Hände nicht weiter mit einer unbrauchbaren Schandware besudeln und durch Beförderung des Debits ein so ehrloses Handwerk begünstigen werde, da es nun für sein Geld ein brauchbareres Buch bekommt.

Diesen Versuch machte ich mit diesem sogenannten Krebsbüchelchen, da ich den Herrn Professor Salzmann gleich nach Erscheinung des Nachdrucks ersuchte, dieses Vorhaben zu realisieren, und ich glaube versichern zu können, daß er dies gewiß zur Zufriedenheit des auf seine Schriften aufmerksamen Publikums bewerkstelliget hat.

Obgleich diese Auflage viele Bogen stärker geworden als die erste, so lasse ich sie doch bei dem vorigen Preis.

Erfurt, den 17. Julius 1788.

Der 3. Auflage ist dann noch folgender Herzenserguß hinzugefügt:

Nachricht wegen dieser dritten Auflage.

Einer von den verworfenen Verlagsräubern, die im Reich, besonders in Tübingen, Reutlingen und Rothenburg, ihr schändliches Handwerk treiben, deren Namen zu bekannt sind, und die kein ehrliebender Deutscher mehr aussprechen oder schreiben mag; ein solches moralisches Ungeheuer, das weder Kopf, noch Mut, noch Mittel oder Lust hat, auf eine ehrliche Art sein Brot zu erwerben, sondern nur vom Raube seinen Hunger stillen muß, hat sich erfrechet, meine zweite Auflage dieses Krebsbüchleins eben wieder zu stehlen und auf sein schlecht Druckpapier nachzusudeln, das ihn eben mit lebendigen Farben Schildernde aber wegzulassen, mithin das Buch zu verstümmeln, auch die Titelvignette nachstechen zu lassen und dadurch zu alledem qualificieret, wofür ich solche Diebs-Wichte erkläre.

Dies bestimmte mich abermals, zu Befolgung meines Grundsatzes eben jene Auflage von dem Herrn Verfasser wieder verbessern, auch die Vignette und Titel verändern zu lassen und dadurch diese dritte Auflage von dem ehrlosen Nachdruck wieder durchaus merklich zu unterscheiden und solche Vermittelung einzuschlagen, die auch in den Gegenden, wo diese Rotten hausen, den Diebesmarkt verderben.

Erfurt, den 20. Dezember 1791. Georg Adam Keyser.

Diese Nachricht ist in der 4. Auflage mit folgender vertauscht:

Nachricht zu dieser vierten Auflage:

Wie ich schon in meiner Nachricht zur dritten Auflage dieses Krebsbüchleins dem ehrliebenden Publikum eröffnet habe, wurde dieses Buch von Verlagsräubern, die zeithero im sogenannten Reich, besonders in Tübingen, Reutlingen, Rothenburg und im Österreichischen, ihr schändliches Handwerk trieben und von vorigen Regenten aus ihnen wohl beigebrachten sophistischen Begriffen und irrigen Grundsätzen geschützt und manche gar privilegiert waren, mehrmalen nachgedruckt und die Titel-Vignette nachgestochen, um dadurch ihre offenbare Diebsware der rechtmäßigen Auflage ähnlich zu machen, und das leichtgläubige mit den Kniffen dieser Gauner wenig kundige Publikum betrogen, da manche nach älteren Auflagen abgedruckt worden, indes die neueren umgeändert und verbessert waren.

Um nun auch diese vierte Auflage von jenen ehrlosen Nachdrücken wieder zu unterscheiden, ist das Büchlein von dem Herrn Verfasser durchaus

revidiert und verbessert und eine neue Titel-Vignette abgedruckt worden, und ich lasse bei allen Verbesserungen und Vermehrungen den alten Preis bestehen.

Da indes in dem zeithero sogenannten heiligen römischen Reiche gewaltige Veränderungen vorgegangen sind, und besonders manche Staaten und Städte, worinnen die Diebeswichte vormals ihr Wesen trieben, andere und mächtigere, jetzt unumschränktere und aufgeklärte Regenten und Regierungen bekommen haben, die von richtigeren rechts- und staatswissenschaftlichen Grundsätzen ausgehen und schon in manchen Landen deshalb ruhmwürdige Verfügungen eingeschlagen haben, so hat auch der ohnehin durch die Revolutions-Erschütterungen mit allen ihren Folgen auf so vielen Seiten beeinträchtigte, jetzt ganz gehemmte Buchhandel sich wohl für die Zukunft günstigere Aussichten und rechtliche Buchhändler eher Schutz der Gerechtigkeit zu versprechen, dessen dieser doch Staaten und Regenten mit beglückende Stand aus Sophisterei ganz beraubt war.

Diese Hoffnung einer nicht nur den Buchhändlern, sondern auch den Schriftstellern ersprießlichen Zukunft soll mich auch ermuntern, gegen jeden, der seine raubgierige Spekulation nach einem meiner Verlagsbücher ferner erstrecken wird, bei seiner Regierung als einen öffentlichen Räuber zu denunzieren und auf Schadloshaltung anzutragen, und ich bitte alle meine Kollegen, denen fürohin ein solcher Nachdruck zur Kenntnis kommt, mir den Namen des Nachdruckers bekannt zu machen und ein Exemplar der Diebsware zukommen zu lassen, da die Nachdrücke den Buchhandel durchaus beeinträchtigen; indem diese mit rechtlichen Buchhändlern in gar keiner Verbindung stehenden Menschen durch Winkeltrödler und Kolporteurs ihre Diebesware ins Publikum bringen lassen, die entweder auf keine rühmlichere Art ein nährendes Gewerbe ergriffen oder zum Nachteil ihrer Dienst-Geschäfte dies verächtliche Hehler-Geschäfte nebenher treiben; der Buchhändler aber nur von dem rechtmäßigen Gewerbe des Buchhandels leben muß.

Erfurt, den 1. März 1807.

G. A. Keyser.

In den nach Salzmanns Tode herausgegebenen Auflagen sind diese Klagen des Verlegers weggelassen.

Vorrede.

Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß einmal eine Gesellschaft christlicher Europäer, die sich der Handlung wegen in einer bengalischen Stadt niedergelassen hatten, an einem Freudentage unter Trompeten- und Paukenschall geschmauset, getrunken, gescherzet, gelacht und gesprungen habe, unterdessen daß die braune Bürgerschaft von Teuerung und Hunger gepeinigt wurde, Scharen halber Leichen in den Gassen umherwankten, zum Teil an der Schwelle des Freudenhauses niederfielen, röchelten und starben, ohne daß nur einer von der fröhlichen Gesellschaft von diesem jämmerlichen Anblicke den geringsten Eindruck auf sein Herz empfunden hätte. Bei dieser Gelegenheit wurde die Frage aufgeworfen, woher es doch kommen müsse, daß der Europäer, sobald er auf Ostindiens heißen Boden käme, seine Natur so verändere und die zärtliche Teilnehmung an seiner Nebenmenschen Leiden, die er insgemein mit aus seinem Vaterlande brächte, mit barbarischer Fühllosigkeit vertausche.

Der Grund hiervon ist so schwer nicht zu finden. Boden und Himmelsstrich sind hieran unschuldig. Das Vorurteil vielmehr, diese fruchtbare Mutter des mehresten Jammers, gebiert auch diese Fühllosigkeit. Wenn einmal durch ein bei der Nation herrschendes Vorurteil eine gewisse Klasse Menschen zur Unterjochung verdammt ist, und die Vorrechte der Menschheit ihr entrissen sind, dann nimmt in kurzer Zeit das Herz eines jeden Bürgers eine solche Härte an, daß es dem Winseln, den Thränen und Konvulsionen dieser Menschenart zusehen kann, ohne dabei vielmehr als bei den Verzuckungen eines gewürgten Stiers zu empfinden. In den Ländern, die wir nur in der Absicht besuchen, um uns mit ihren Schätzen zu bereichern, sind nun einmal durch ein die Menschheit entehrendes Vorurteil den Landesbewohnern die Rechte der Menschheit entwunden und den Europäern das unumschränkte Recht, sie zu mißhandeln, zugestanden worden. Dies Vorurteil atmet der Europäer ein, sobald er seinen Fuß vom Schiffe

auf das Land setzet, und fühlet bald die Wirkung davon an seinem Herzen.

Es würde mir leicht sein, mehrere Exemplare von ähnlicher Fühllosigkeit gegen die Leiden einer gewissen Menschenart aus allerlei Jahrhunderten und Himmelsstrichen zusammen zu bringen. Aber wozu diese Weitläufigkeit, da wir solche Exempel in der Nähe haben können? Wir leben in einem gemäßigten Himmelsstriche, und viele von uns sind seit etlichen Jahren so empfindsam geworden, daß sie der Floh dauert, dessen Wonneleben sie abkürzen müssen.[1]) Gleichwohl hat doch auch bei uns das Vorurteil eine gewisse Gattung der Menschen zur völligen Unterjochung verdammt und ihren Beherrschern eine unumschränkte Freiheit, sich nach eigener Willkür zu behandeln, zugestanden. So wie die ersten Christen alles Unglück, das sich im römischen Reiche ereignete, entgelten mußten, so müssen auch diese gemeiniglich allen Verdruß empfinden, der in ihrer Vorgesetzten Häusern entsteht, ohne daß sie sich verantworten dürfen. Sie werden oft in Gesellschaften zur Beschimpfung aufgestellt und haben keine Erlaubnis, deswegen zu klagen; man hauet sie mit Ruten, oft ohne etwas verwirkt zu haben; oft martert man sie mit langsamen Qualen zu Tode, und die mehresten ihrer empfindsamen Mitbürger hören ihr Geschrei, sehen sie peinigen, ohne hierin etwas Unbilliges zu finden.

Diese unter dem Drucke seufzende Menschenart sind die Kinder und ihre Unterdrücker die Eltern. Die Mißhandlungen, die sie in den mehresten Häusern ausstehen müssen, sind bis zum Bejammern groß; und gleichwohl sind die mehresten unserer Zeitgenossen schon so sehr an dergleichen Anblicke gewöhnt, daß sie das unschuldigste Kind können peitschen sehen und sein Jammergeschrei anhören, dem Sarge eines andern, das durch väterliches oder mütterliches Vorurteil hingerichtet wurde, folgen, ohne dabei an Ungerechtigkeit zu denken.

Vielen Kindern wird in den ersten Jahren ihres Lebens die Gesundheit ihres Körpers und ihrer Glieder durch der Eltern Schuld entrissen, indem diese ihnen teils durch die Erzeugung das Gift mit-

[1]) Außer dem Streben nach geistiger Mündigkeit, nach Natur und Freiheit, in dem zuletzt auch das lebhafte pädagogische Interesse der Aufklärungsperiode wurzelt, war derselben auch ein hoher Grad von Empfindsamkeit eigen, die in den persönlichen Beziehungen, wie in der Lebensauffassung und der Naturbetrachtung sich ausprägt. Diese Empfindsamkeit hat bekanntlich auch in der Litteratur mannigfachsten Ausdruck gefunden. So wenig die Sentimentalität mit der Aufklärungstendenz zu thun zu haben scheint, sie entstammen beide doch zuletzt derselben Quelle, nämlich dem Bewußtsein des Gegensatzes zwischen Natur und Unnatur, der nicht bloß Gegenstand des forschenden Verstandes, sondern auch des empfindenden Herzens war und hier eine Gefühlsüberschwenglichkeit erzeugte, die unserer nüchternen Denkweise unverständlich erscheint, und an der schon der besonnene Salzmann mit Recht Anstoß nahm.

teilen, das sie durch ihre Ausschweifungen in ihr Blut gebracht haben, teils durch Vorurteile und Sorglosigkeit ihre Gesundheit zerstören. Deswegen glaube ich, ohne die Sache zu übertreiben, behaupten zu können, daß in keinem barbarischen Raubneste so viel verstümmelte Sklaven umherwandeln, als in einer mittelmäßigen polizierten Stadt Sieche und Gebrechliche, die durch ihrer Eltern Schuld das wurden, was sie sind.

Die Mittel, die Gesundheit der Kinder zu erhalten, sind in dem mehresten Häusern so verkehrt, so augenscheinlich ihrer Gesundheit und ihrem Leben nachteilig, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß die mehresten Kinder, die das Jahr hindurch zu Grabe getragen werden, der Eltern Vorurteil getötet habe.

Die Strafen, die diese kleinen, schutz- und wehrlosen Menschen fast täglich ausstehen müssen, sind mehrenteils ungerecht. Wenn gleich der Ungeheuer äußerst wenige sind, die in der Wut ihre Kinder blutig und ungesund schlagen, so haben doch die wenigsten Kinder die Züchtigungen, die sie ausstehen müssen, verdienet, sie leiden also unrecht, und jeder Rutenschlag, den man, ohne ihn verdient zu haben, übernehmen muß, ist Ungerechtigkeit.

Da sitzt eine Mutter im Kreise ihrer Freundinnen und stellt gegen ihre kleine Familie eine öffentliche Klage an, malt ihren Eigensinn, Halsstarrigkeit, Bosheit, Trägheit, Unordnung mit den schwärzesten Farben ab; dort steht ein Vater vor seinem achtjährigen Sohne und hält ihm eine lange Strafpredigt, die ein Gewebe von den bittersten Vorwürfen und den pöbelhaftesten Schmähungen ist; ein anderer peitscht seine Kinder wegen allerhand Ungezogenheiten, die er an ihnen bemerkt hat. Wie aber, Freunde, wenn ihr den Kindern die Fehler und Unarten, die ihr an ihnen bemerkt, selbst beigebracht hättet, wäre es nicht ungerecht, wenn ihr sie deswegen so hämisch behandeln wolltet? Wenn ihr erst euern Kindern gewisse Fehler beibrächtet und sie hernach deswegen bestrafen wolltet, daß sie dieselben so gut begriffen haben, wäre das nicht grausam?

Und dies ist ganz gewiß. Der Grund von allen Fehlern, Untugenden und Lastern der Kinder ist mehrenteils bei dem Vater oder der Mutter oder bei beiden zugleich zu suchen. Es klingt dies hart und ist doch wahr.[1])

Der Mensch zeugt immer Kinder, die seinem Bilde ähnlich sind. Das Gehirn, Blut, Bein und Fleisch des Kindes sind von seinen

[1]) Das ist ein von Salzmann wiederholt ausgesprochener Gedanke. Am nachdrücklichsten hat er ihn in seinem „Ameisenbüchlein" betont, wo er ihn das „Symbolum" für den Erzieher nennt. Dort wird auch ausgeführt, in welchem Sinne die hier durch das Wort „mehrenteils" ausgedrückte Beschränkung gemeint ist.

Eltern entsprossen. Wenn nun die Eltern fehlerhaft, an Leib oder Seele oder an beiden zugleich krank sind, so müssen notwendig alle diese Krankheiten den Früchten ihres Leibes mitgeteilt werden. Der heftige Hang zu gewissen Lastern, die unbändige Bosheit, der Eigensinn, die Halsstarrigkeit, die unordentliche Lüsternheit, die übermäßige Sinnlichkeit, die Verdrossenheit, selbst die Dummheit, wovon die mehresten Kinder bald dieses bald jenes mit aus der Windel bringen, sind augenscheinlich Mitgaben von Vater oder Mutter.

Wer ferner Familien beobachtet hat, wo nicht eine vorzüglich gute Kinderzucht herrscht, der wird bemerkt haben, daß die Fehler der Kinder sich mit den Jahren vermehren und vergrößern. Wie unschuldig lächelt das zweijährige Karlchen, und wie hämisch sieht der zehnjährige Leopold aus! Diese Anmerkung ist so durchgängig als wahr angenommen, daß man in vielen Häusern diejenigen Jahre, da der Verstand des Kindes sich zu regen pflegt, da also die Besserung desselben merklicher werden sollte, die Flegeljahre (man verzeihe mir diesen Ausdruck!) nennt. Und also muß es auch wohl noch Ursachen geben, die nach der Geburt die Fehler des Kindes vermehren und vergrößern. Und diese sind mehrenteils wieder nirgends anders als in den Eltern zu suchen.

Erstlich in ihrem Exempel. Das Kind, das seines Verstandes noch nicht mächtig ist, kann nicht anders, als nachthun, was es von anderen sieht und von anderen hört. Wollte man das Gegenteil von ihm verlangen, so käme mir dies ebenso widersinnig vor, als wenn ein guter Deutscher, der nie eine fremde Sprache sprach, von seinem Sohne, der an seiner Seite aufwächst, verlangen wollte, daß er nicht deutsch, sondern französisch sprechen sollte; und wenn er dies nicht könnte, ihm deswegen Vorwürfe machen und sagen wollte: Du ungeschickter Bube! Sieh nur, wie andere Kinder so gut französisch sprechen! und du — in deinem Leben wird nichts aus dir werden. Und nun betrachte man das Exempel, das viele Eltern ihren Kleinen geben! Sie zanken und verlangen von ihren Kindern Friedfertigkeit; sie kommen oft trunken nach Hause und dringen bei ihnen auf Mäßigkeit; sie erzählen ihre Jugendsünden und schlagen drein, wenn die Kinder dieselben ebenfalls begehen; sie klagen über die Arbeit, preisen die Müßiggänger glücklich und murren, wenn die Kinder gegen die Arbeit Abneigung bezeigen; sie erlauben sich alle die Ausschweifungen, um derentwillen sie ihre Kinder züchtigen. Eltern, die solche Exempel geben, können wohl nicht leugnen, daß sie die vornehmsten Lehrmeister sind, von denen Kinder ihre Untugenden gelernt haben.

Zweitens im Mangel der Aufsicht. Sie klagen oft, daß sie ihren Kindern die beste Erziehung gäben, und doch verspürten sie bei ihnen keine Früchte davon. Wenn man aber diese Erziehung näher beleuchtet, so ist sie weiter nichts als ein Unterricht, den sie denselben

täglich ein paar Stunden entweder selbst geben oder durch andere geben lassen. Im übrigen überlassen sie die Kleinen sich selbst, verstatten ihnen, mit den rohesten Kindern umzugehen, übergeben sie dem Gesinde, sind entweder auf ihre Geschäfte so eifrig oder halten so viele Gesellschaften, nehmen an allen Lustbarkeiten so vielen Anteil, daß ihre Kinder den größten Teil ihrer Jugendjahre ganz ohne Aufsicht unter Leuten von verdorbenen Sitten zubringen. Wenn das Mädchen nun ebenso frech wie die Magd wird; wenn der Knabe die niedrige Denkungsart der Gassenjungen annimmt, wer ist denn daran Ursache? Gewiß das Kind nicht, sondern diejenigen, die es einer solchen Gesellschaft preisgaben.

Drittens in Fehlern der Erziehung. Diese sind so zahlreich, daß man ein dickes Buch schreiben könnte, wenn man ein nur ganz unvollständiges Register davon liefern wollte. Was ist z. B. gewöhnlicher, als daß man eine Menge Untugenden übersieht, solange man bei guter Laune ist; hingegen um eines kleinen Versehens willen straft, wenn etwa die Milch in das Feuer gelaufen, ein Mahnbrief angekommen ist, oder sonst etwas Widriges, daran die Kinder gänzlich unschuldig sind, sich zugetragen hat! Daß man zuschlägt, wenn sie ein Glas umstoßen, und Bosheiten ungerügt läßt; das geringste Versehen straft, wenn sie es gestehen, aber niemals ahndet, wenn sie leugnen; daß man nie ihren Willen thut, wenn sie bitten; aber durch die süßesten Worte sie zu beruhigen sucht, wenn sie stampfen und toben! Daß man von einem sechsjährigen Mädchen verlangt, daß es ebenso bedächtig handeln und so altklug thun soll wie die vierundzwanzigjährige Mutter oder der dreißigjährige Vater! Kinder so erziehen, heißt das Feuer mit Öl löschen und den Krebs im Wasser ersäufen wollen.

Habe ich also nicht recht, wenn ich behaupte, die Gesellschaft der Kinder sei durch das Vorurteil zur Unterjochung verdammt und werde von ihren Vorgesetzten grausam mißhandelt, ohne daß eben jemand durch ihr trauriges Schicksal so gerührt würde, daß er ihnen Recht zu verschaffen suchte?

Die traurigen Folgen, die durchaus für die Gesellschaft entspringen, sind nicht zu berechnen. Schon dies ist traurig, daß so viele tausend Unschuldige leiden und die schönsten Tage ihres Lebens mißvergnügt zubringen müssen; daß so viele, die einst die brauchbarsten Glieder des Staates hätten werden können, von der Unwissenheit ihrer Eltern entnervet, verstümmelt, zu jeder Handlung, die Kraft erfordert, unfähig gemacht oder wohl gar hingerichtet werden. Und wenn das wahr ist, was von jeher der vernünftigste Teil der Menschen behauptet hat, daß Tugend allein den Menschen wahre Glückseligkeit verschaffe; daß der Besitz einer Welt ihm diejenige Zufriedenheit nicht zu schenken vermöge, die aus derselben entspringt: möchte nicht jedem Menschenfreunde

das Herz bluten, wenn er dem größten Teile der Nachwelt dieses Gut entreißen und ihn im Laster unterweisen sieht? Wenn der junge Mensch, der noch keinen besseren, einsichtsvolleren Freund als seine Eltern kennt, ihr Wort annimmt, wie wenn es vom Himmel geredet wäre, ihren Leitungen sich zuversichtlich überläßt, aber an ihnen Verräter findet, die ihn auf die gefährlichsten Irrwege leiten, von denen er sich entweder nie oder erst spät, mit geschwächtem Körper, verwundetem Gewissen und thränenden Augen zurecht findet?

Dies ist aber noch nicht alles. Der Zustand der Eltern verliert dabei so viel als der Zustand der Kinder.

Das Vergnügen, sich in guten Kindern vervielfältigt zu sehen, ist so reizend, daß es auch das Vieh empfindet. Auch die Henne scheint einen festlichen Tag zu haben, wenn sie ihre Jungen das erste Mal ausführen kann. Auch das Schaf thut Freudensprünge, wenn es in Begleitung seines Lammes an die Weide geht. Für den Menschen, der an jeder Sache mehr Schönes bemerken kann, ist dies Vergnügen noch weit reizender. Der Gedanke, daß Kinder Teile von uns sind, daß wir bei einer Anzahl gutartiger Kinder nie alt werden, indem unserer Kinder Kräfte wachsen und unsere Stützen werden, wenn unsere eigenen abnehmen, daß unser Name, unser Bild, unsere Denkungsart doch in der Welt bleibe, wenn wir sie auch verlassen müssen, daß die Früchte eines vierzig- bis fünfzigjährigen Fleißes nicht lachenden Erben in die Hände fallen, ist einer der süßesten Gedanken, den die menschliche Seele zu denken vermag. Gute Kinder sind wahrer Reichtum. Wer sie gut zu behandeln weiß, erzieht sich eine Anzahl von Bedienten, die mit Freuden seinen Wink befolgen. Er kann ungleich mehr arbeiten, ausführen, erwerben als ein anderer, der kinderlos ist. Dies erkannten die Alten wohl, deren Sitten einfältiger, aber unschuldiger als die unsrigen waren, und die deswegen ihren Reichtum nach der Zahl ihrer Kinder berechneten; die in der Meinung standen: Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben; wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat! die werden nicht zu schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor.[1]) — Viel Töchter bringen Reichtum.[2]) — Eine Stube voll guter Kinder gewährt den Eltern alle Augenblicke die angenehmsten Auftritte. Keine Schaubühne vermag so reine, gesunde und stärkende Freude in die Seele zu bringen, als die Beschäftigungen und Spiele der kleinen Nachwelt; kein Seiltänzer kann uns so aufheitern, als das Gaukeln des Kindes, das seine ersten Schritte wagt; kein Konzert ist wahrhaft väterlichen und mütterlichen Ohren so süß als sein Stammeln;

[1]) Psalm 127, 4 u. 5.
[2]) Sprüche Sal. 31, 29.

ein Solo mit fünf Matadors kann das Herz nicht so rühren als eine gute Handlung eines Kindes, und kein Pariser Kopfputz hat so viel Reiz als ein Stück Tuch, wozu das kleine Lottchen die Faden selbst gesponnen hat, und das sie nun der Mutter überreichet, oder eine Zeichnung, vom kleinen Wilhelm verfertigt.

Aber diese Freuden, diese süßen und doch wohlfeilen Freuden, die auch der Taglöhner genießen kann, die uns unter den mehresten Mühseligkeiten dieses Lebens ausheitern könnten, sind für die mehresten Eltern dahin. Unersetzlicher Verlust!

Wie selten sind die Eltern, die den Wert ihrer Kinder zu schätzen wüßten; die sie für Reichtum hielten! Das erste und andere nehmen sie mit Freuden an, bei der Ankunft des dritten setzet es schon verdrießliche Gesichter, und ein Bauer, der bereits Vater von drei Kindern ist, empfindet fast allemal mehr Freude über den Zuwachs seiner Herde als über die Entbindung seiner Frau. So ist der Mensch ausgeartet! Wie selten sind die Eltern, die die süßen Freuden empfänden, die ein Herdchen guter Kinder in die Seele bringen kann! Die mehresten sind froh, wenn sie sich von ihren Kindern losreißen können, keine Stunden sind ihnen vergnügter, als die sie in Entfernung von ihnen zubringen; sie suchen den letzten Heller auf, verpfänden oft Kleidung, Hausgeräte und Grundstücke, um außer ihren Häusern sich vergnügte Stunden zu machen; sehen jeden Tag für verloren an, den sie bei ihren Kindern zubringen müssen, und klagen, daß sie ihres Lebens nicht froh würden. Wie elend und bejammernswürdig sind nicht diese Leute! Sie sitzen an der reinen Quelle, die neben ihnen hoch empor sprudelt und durch ihr sanftes Murmeln sie zum Trunke einladet, und klagen über Durst.

Fast alle dies verdrießliche und freudenlose Wesen, das man an den mehresten Eltern bemerkt, entspringt aus der verkehrten Art, wie sie ihre Kinder behandeln. Sie lehren sie Ungehorsam, Halsstarrigkeit, Eigensinn, Trägheit, Unordnung und Eitelkeit. Kinder mit solchen Untugenden sind freilich kein Reichtum. Der Vater einer so verwilderten Familie ist vielmehr ein armer, beklagenswürdiger Mann. An jedem Kinde hat er einen Befehlshaber, der täglich Nahrungsmittel, Ergötzlichkeiten, Kleidung und Aufwartung fordert, ohne sich die geringste Mühe zu geben, das Seinige zum allgemeinen Besten des Hauses beizutragen. So muß der arme Vater über Vermögen arbeiten und fronen, um immer imstande zu sein, die Kontributionen abzutragen, die seine Kinder von ihm fordern. Das einzige, was ihm von Herrschaft noch übrig ist, ist die Erlaubnis, bisweilen eine Strafpredigt zu halten und durch Schläge seinen Unwillen auszulassen. Man entkräftet seine Kinder und macht sie krank, man bringt ihnen eine Menge höchst widriger und unangenehmer Untugenden bei; und nun ist es freilich

kein Wunder, wenn der Aufenthalt bei ihnen höchst unangenehm ist, wenn die Eltern, die ihre Tage in einer Stube zubringen müssen, wo das eine Kind wimmert, das andere durch sein bleiches Gesicht Mitleiden erregt, das dritte zanket, das vierte lärmet, sich nach einem Orte sehnen, wo sie freie Luft atmen und bei einem Kruge Bier oder Wein oder einer lustigen Gesellschaft ihre Kinder und ihr Leid vergessen können.

Dies alles hat mich nun bewogen, dies Büchlein aufzusetzen. Es soll eine Schutz- und Bittschrift für die armen wehrlosen Kinder sein, deren viele durch die Unwissenheit und Unvorsichtigkeit der Eltern um ihre vergnügten Stunden, um Tugend, Gesundheit und Leben gebracht werden. Ich habe dies mit vielen Exempeln bewiesen, davon schwerlich jemand eines lesen wird, ohne sich an ein Haus zu erinnern, wo es ebenso zugehe, wie es in dem Exempel beschrieben wird.

Ist nun dieses, giebt es allenthalben Leute, die ihre Kinder so unvernünftig behandeln, wie hier erzählt wird, so ist es ja gewiß, daß die Eltern mehrenteils selbst an den Untugenden ihrer Kinder, oft auch an ihren Krankheiten und ihrem Tode Ursache sind.

Eltern, die ganz roh sind, werden nun freilich dadurch nicht gebessert werden, sie werden das Buch voll Unwillen weglegen, schimpfen und in der verkehrten Art, die Kinder zu behandeln, fortfahren. Für diese habe ich aber auch nicht geschrieben.

Was aber Eltern sind, die noch einiges Nachdenken haben, bei denen noch ein Funke Zuneigung zu ihrem eigenen Fleische und Blute zu finden ist, die werden doch dadurch aufmerksam gemacht werden. Wie? werden sie denken, ich sollte selbst meine Kinder krank machen? ich sollte selbst an ihren Untugenden schuld sein, die mir so viele mißvergnügte Stunden verursachen? Dieser Gedanke wird sie niederschlagen, sie werden die Sachen weiter überlegen und gar bald sich überzeugen, daß ich die Wahrheit geredet habe. Wenn nur zehn Paar Eltern dadurch so weit gebracht würden, daß sie sich der Thorheiten schämten, die sie zeither begingen, und die ich hier gerügt habe; wenn sie dieselben ablegten, ihre Kinder vor Verzärtelung, gekünstelten Speisen, den Klauen der Quacksalber, und was sonst der Gesundheit und dem Leben des jungen Weltbürgers schädlich sein mag, verwahreten; immer so redeten und handelten, wie sie wünschten, daß ihre Kinder reden und handeln möchten; mehr Liebe und Vernunft bei ihrer Erziehung brauchten; wenn dadurch nur in zehn Häusern die Familienfreuden, die süßesten und gesundesten unter allen irdischen Vergnügungen, wieder hergestellt würden: o wie viel Gutes hätte ich durch diese wenigen Blätter gestiftet! wie stolz wollte ich darauf sein, sie geschrieben zu haben!

Freilich werden meine Leser und Leserinnen aus diesem Buch noch nicht ersehen können, was sie eigentlich mit ihren Kindern vornehmen sollen, um Freude an ihnen zu sehen. Sind sie aber nur erst davon

überzeugt, was ich sie durch alle diese Exempel habe lehren wollen, daß in ihnen selbst der Grund von den Fehlern ihrer Kinder liege, dann können sie weitere Belehrung finden in meinem „Konrad Kiefer oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder.“[1])

Das ganze Buch ist in einem scherzhaften Tone abgefaßt; nicht deswegen, als wenn ich glaubte, daß die Thorheiten, von denen ich rede, unbedeutende, belachenswürdige Kleinigkeiten wären; denn aus dem, was ich in dieser Vorrede gesagt habe, kann man schon schließen, daß ich diese Thorheiten für solche Übel halte, die die Thränen des Menschenfreundes verdienen. Deswegen schrieb ich vielmehr scherzhaft, damit ich desto mehr Leser herbeilocken und ihnen im Scherz Wahrheiten sagen könnte, die den mehrsten so nützlich, so unentbehrlich sind; damit auch diese das Büchelchen lesen möchten, die nicht Geduld genug haben, einen ernsthaften Vortrag auszuhalten.

Daß hier und da ein pöbelhafter Ausdruck vorkommt, wird man mir hoffentlich verzeihen. Wenn man schildern will, muß man die Sachen vorstellen, wie man sie findet. Ein netter reinlicher Anzug, den der Maler um den Körper des Bettlers hängen wollte, würde das Auge des Kenners mehr beleidigen als ein zerrissener Rock. Alsdann erst hat man Ursache, sich zu beschweren, wenn die Vorstellung der Natur so hoch getrieben wird, daß die Schamhaftigkeit dabei leidet. Und dies kann man mir nicht zur Last legen.

Übrigens hoffe ich von allen Eltern, die nur einiges Nachdenken haben, daß sie dies Büchelchen sorgfältig verschließen werden, damit es ja nicht in die Hände der Kinder komme. Sie würden alle Achtung und Respekt bei ihren Kindern verlieren, wenn diese die Thorheiten ihres Betragens kennen lernten. Auch der einfältigste Vater behauptet oft eine Zeitlang sein Ansehen unter seinen Kindern. Es ist aber um ihn geschehen, sobald seine Einfalt in der Kinder Gegenwart aufgedeckt wird.

Vorrede zur dritten Auflage. [2])

Bei dieser dritten Auflage habe ich den Ausdruck durchgängig verbessert, verschiedene pädagogische Fehler, die bei den ersten Auflagen übergangen waren, gerügt und so dieser Ausgabe vor dem Nachdrucke beträchtliche Vorzüge verschafft.

So launig oft der Vortrag ist, den ich mir in diesem Buche erlaubt habe, so ernsthaft ist der Inhalt, so sehr verdient er beherzigt zu werden. Nach meiner Empfindung ist das wahre Elend der Menschen

[1]) Unter Nr. IV. in unserer Ausgabe abgedruckt.

[2]) Diese Vorrede findet sich auch in der zweiten Auflage. Daselbst ist sie unterschrieben: Schnepfenthal, im Julius 1788.

immer eine Folge der menschlichen Vorurteile, Thorheiten, Schwäche u. s. w., die nicht mit ihrer Natur wesentlich verbunden sind, sondern fast immer durch eine fehlerhafte Erziehung teils genährt, teils wirklich hervorgebracht werden. Die in diesem Buche vorgetragenen Erzählungen, die dem Inhalte nach wahr sind, obgleich ihre Einkleidung Erdichtung ist, mögen dieser Behauptung statt der Belege dienen. Es scheint also wirklich, als wenn der vorzüglichste Grund von menschlichem Elende in der ersten Erziehung liege, die dem Menschen gegeben wird, und daß also diese müsse verbessert werden, wenn jenes sich mindern soll.

Aber eben dieses giebt uns die stärkste Hoffnung zu besseren Menschen und glücklicheren Zeiten. Vor den letzten zehn Jahren wurde über die Erziehung äußerst wenig gesagt. Die Pflicht, die Kinder gut zu erziehen, wurde zwar von allen Kanzeln gepredigt und eingeschärft, aber wie man Kinder gut erziehen müsse, davon war gemeiniglich ein tiefes Stillschweigen. Dies konnte auch nicht wohl anders sein, weil in einer Versammlung, die aus Eltern und Kindern bestand, es unschicklich war, den ersteren Regeln der Erziehung zu geben und Erziehungsfehler zu rügen. In Volksschriften, z. E. Erbauungsbüchern u. dergl., wurde der Sache auch entweder gar nicht oder nur obenhin gedacht. Daher darf man sich nicht wundern, wenn nicht nur von der rohen, sittenlosen Menschenklasse, sondern auch oft von den gelehrtesten, aufgeklärtesten Menschen in den besten Absichten sehr wichtige Erziehungssünden begangen wurden, und oft die Kinder der gelehrtesten, rechtschaffensten Väter am schlechtesten gerieten.

Und nun halte man dagegen den Eifer, mit welchem jetzt allenthalben an Verbesserung der Erziehung gearbeitet wird, und mit dem man sich bemühet, selbst dem Landmanne aufgeklärte Begriffe von derselben beizubringen! Sollte dieses ernstliche, immer weiter um sich greifende Bestreben, bei dem die Hand der Vorsehung ganz unverkennbar ist, nicht für das menschliche Geschlecht wohlthätige Wirkungen haben?

Daß diese auch durch das gegenwärtige Buch mögen befördert werden, ist mein herzlicher Wunsch.

Schnepfenthal, im Dezember 1791.

Ch. G. Salzmann.

Vorrede zur vierten Auflage.

Da mein Herr Verleger von meinem Krebsbüchlein eine neue Auflage zu veranstalten nötig gefunden hat, so erhalte ich dadurch die beruhigende Gewißheit, daß es auch im fünfundzwanzigsten Jahre nach seinem Entstehen noch gelesen werde. Ein Glück, das bei der jetzigen Vielschreiberei nur wenigen Büchern zuteil wird. Mein Zweck bei Ausfertigung desselben war, die kleine Welt gegen ihre Eltern in

Schutz zu nehmen, es dahin zu bringen, daß sie ihrer Kindheit sich freuen könnten, und ihre Freuden nicht durch Vorurteil und verkehrte Behandlung verleidet würden. Dem, der alles weiß, ist es bekannt, wieviel ich dadurch bewirkt habe. Davon aber bin ich gewiß überzeugt, daß meine Arbeit nicht ganz vergeblich war; daß manche Mutter, die sonst ihre Kinder nicht leiden mochte, in ihrer Kinderstube ihren Himmel findet, und mancher Vater, der sonst außer seinem Hause Aufheiterung suchte, sich nicht mehr von seinen Kindern trennen kann, und daß das Krebsbüchlein zu dieser Veränderung beigetragen habe.

Von dem Ameisenbüchlein,[1]) das ich vor einiger Zeit herausgab, verspreche ich mir eine ähnliche Wirkung, da es mit dem Krebsbüchlein gleichen Zweck hat. Auch in diesem nehme ich mich der Kleinen an und suche sie gegen Mißhandlung ihrer Erzieher zu schützen.

Die Summe von beiden ist diese: Eltern und Erzieher! Wenn eure Kinder Untugenden und Fehler an sich haben, so sucht den Grund davon nicht in ihnen, sondern — — in Euch. Dies ist für viele freilich ein sehr hartes, aber gewiß ein wahres Wort, das, wenn es recht gefaßt, angenommen und befolgt wird, sehr wohlthätige Wirkungen hervorbringen muß. Durch Annehmung desselben werden Eltern und Erziehern die Augen geöffnet werden, und die Kinderwelt wird ihnen in einem reizenden Lichte erscheinen.

Die Ungezogenheiten, Tücken, Bosheiten, Nervenschwäche u. dergl., die sie sonst an ihren Kleinen zu bemerken glaubten, werden nicht mehr sein; sie werden nur schuldlose Geschöpfe erblicken, die noch Kinder, folglich noch nicht vernünftig und deswegen zu tausend Thorheiten und unüberlegten Handlungen aufgelegt sind, und sich darüber ebensowenig entrüsten als über das Straucheln des kleinen einjährigen Fritz, der bei seinem Gehen die Füße einwärts setzt.

Und Heil euch, ihr Kleinen, die ihr das Glück habt, unter solcher Personen Aufsicht aufzuwachsen, die von eueren Untugenden den Grund in sich suchen. Dann werdet ihr recht gesund und froh, vernünftig und gut werden, mit allen den Plagen unbekannt bleiben, die sonst der Kindheit Freuden verbitterten und ihr Lächeln in Jammermienen umschufen, und zu Weibern und Männern aufwachsen, die alle den Segen auf ihre Nachkommen forterben, den ihnen eine vernünftige Erziehung verschafft hat.

Schnepfenthal, im November 1806.

Ch. G. Salzmann.

[1]) Als Nr. V. in diese Ausgabe aufgenommen.

Mittel, sich bei den Kindern verhaßt zu machen.

I.

Man darf ihnen nur Unrecht thun, so wird der Haß von selbst erfolgen.

1. Das kleine Lottchen war in den Grasgarten ihres Vaters gegangen. Da war alles voll Veilchen. Hei! rief Lottchen vor Freuden aus, da giebt es schöne Blümchen! Davon will ich die ganze Schürze voll pflücken und der Mutter ein Sträußchen winden. Geschwind kniete sie nieder und pflückte mit größter Emsigkeit ihr Schürzchen voll, dann setzte sie sich unter einen Apfelbaum und machte das Sträußchen fertig. Da ist es! sagte sie, nun will ich geschwinde zur lieben Mutter gehen und es ihr bringen. Das wird eine Freude sein! Da will ich mir ein paar recht süße Mäulchen verdienen.

Um die Freude noch größer zu machen, schlich sie sich in die Küche, nahm einen porzellanenen Teller, legte das Sträußchen darauf, und nun ging es in vollem Springen die Treppe hinauf, nach der Mutter zu. Da stolperte Lottchen — fiel — und pauz! da ging der porzellanene Teller in hundert Stücken, und das Sträußchen flog eine ganze Strecke fort. Die Mutter, die in der Stube den Fall hörte, sprang sogleich zur Thür heraus, und da sie den zerbrochenen Teller sah, lief sie zurück, holte eine dicke Rute, und, ohne sich nur mit einem Worte zu erkundigen, was das Kind mit dem Teller habe machen wollen, ging sie auf dasselbe zornig los.

Dieses war vor Schrecken über den Fall, über den zerbrochenen Teller und über die Rute halb tot und konnte weiter nichts vorbringen als: Liebe Mutter! liebe Mutter! Das half aber alles nichts. Du kleine Bestie! sagte die Mutter, so einen schönen Teller zu zerbrechen! und gab ihr einen derben Schilling.

Lottchen geriet in eine Art von Wut, da sie sah, daß ihr so offenbar unrecht geschah. Lange konnte sie es nicht vergessen, und niemals fiel es ihr wieder ein, der Mutter ein Sträußchen zu winden.

2. Luischen bekam von ihrer Pate ein kleines Schüsselbrett voll Zinn zum Weihnachtsgeschenk. Größere Freude hätte sie ihr nicht machen können. Sie stellte noch an dem Tage, da sie es bekam, alles in Ordnung. Wenn andere Kinder sie besuchten, so gab sie ihnen

gemeiniglich einen kleinen Schmaus, wobei allemal die Schüsselchen, Tellerchen und Leuchterchen gebraucht wurden, die auf dem Schüsselbrette standen. Sobald sie weggegangen waren, wurde alles wieder abgewaschen und an seinen Ort gestellt. Ihre Pate hatte darüber ein großes Vergnügen, weil sie es als ein Mittel ansah, das Kind früh zur Ordnung zu gewöhnen.

Die Freude dauerte aber gar nicht lange. Einst reichte Wilhelm, ihr kleiner Bruder, nach dem Zinne, und folglich gab ihm der Vater ein Schüsselchen. Dann reichte er noch einmal, und er bekam auch ein Tellerchen. Beides verbog er den Augenblick. Luischen traten die Thränen in die Augen, da sie zurückkam und den Schaden sah, den ihr der Bruder zugefügt hatte. Weil sie aber hörte, daß der Vater es ihm gegeben hatte, so verbiß sie ihren Schmerz. Den andern Tag ging es aber wieder so, und es wurden zwei Leuchterchen verbogen.

Da konnte sich Luischen nicht länger halten. Voller Jammer lief sie zum Vater: Lieber Vater, sagte sie, weißt du auch, daß Wilhelm mir meine schönen Sachen verdirbt? Einfältiges Mädchen, bekam sie zur Antwort, was geht es denn dich an? Ich kann ja mit deinen Sachen machen, was ich will.

Luischen schwieg. In weniger als vier Wochen lag ihre ganze Freude im Auskehricht. Sie verbiß ihren Schmerz, wurde aber von der Zeit an auf ihren Vater so unwillig, daß sie ihm lange keinen recht freundlichen Blick geben konnte.

3. Ich habe einen wunderlichen Vater gekannt, der nicht vermögend war, seinen Kindern mit Gelassenheit etwas zu verweisen oder sie zu bestrafen. Zwar konnten die Kinder oft toben, sich zanken und schlagen, ohne daß er besonders dadurch wäre beunruhigt worden, wann ihm aber bei der Arbeit etwas nicht nach Wunsche ging, oder die Frau oder sonst jemand ihn beleidigt hatte, so geriet er in einen heftigen Zorn.

Da er noch unverheiratet war, zertrat er im Zorne die Theetassen oder prügelte seinen Hund aus. Seitdem er aber Kinder hatte, suchte er insgemein an ihnen seine Wut zu kühlen. Um der geringsten Kleinigkeit willen behandelte er sie so barbarisch, daß ihnen oft das Blut zum Mund und Nase herausfloß.

Konnten die Kinder wohl diesem Tyrannen gut bleiben?

4. „Sag mir nur, was ich mit meiner Christiane anfangen soll? so ein hartnäckiges, verstocktes Mädchen kann es unter der Sonne nicht mehr geben. Wenn ich ihr etwas verweise, gleich pelfert[1]) sie wider, befehle ich ihr etwas, da solltest du nur sehen, wie sie mich ansieht,

[1]) Richtiger ist belfern, d. i. schnell wiederholt bellen, d. h. in vielen Worten und wiederholt schelten, ohne damit etwas auszurichten.

wie wenn sie mich erstechen wollte. Wenn ich das Mensch nur nicht mehr vor Augen sehen sollte!" So redete eine Mutter zu ihrem Bruder.

Der Bruder, der ehedem bei Christianchen die unschuldigste, gefälligste Seele bemerkt hatte, verwunderte sich über diese harte Anklage nicht wenig, verwies seine Schwester zur Geduld und versprach ihr, in kurzem den Grund von der Ausartung ihrer Tochter aufzusuchen.

Die Gelegenheit fand sich bald. Frau Selbstin, so hieß Christianchens Mutter, bewirtete eine Gesellschaft von Freunden bei sich, unter denen sich auch ihr Bruder befand.

Da der Kaffee aufgetragen wurde, mußten die Kinder der Frau Selbstin herbeikommen.

Es waren ihrer drei. Zwei davon waren vorzüglich schön, und ihre ganze Gestalt hatte so etwas Angenehmes, daß sie notwendig jedem, der sie sah, gefallen mußten. Sie waren dreist und reich an Einfällen, die allemal belacht wurden, ob sie gleich nicht immer viel taugten. Christianchen war auch nicht häßlich. Sie verlor aber, wann sie zwischen ihren schönen Schwestern stand. Sie hatte sehr artige Einfälle, war aber so schüchtern, daß sie, besonders in großer Gesellschaft, wenig sprach. Jene Mädchen waren auf das niedlichste angekleidet, und man sah es ihnen an, daß die Mutter recht darauf studiert hatte, ihre Reizungen durch den Anzug noch mehr zu erhöhen. Christianchen war äußerst nachlässig angezogen, und man merkte ganz deutlich, daß ihr ganzer Anzug aus Kleidungsstücken zusammengesetzt war, die ihre Mutter abgelegt hatte.

Ei, die allerliebsten Kinder! schrie die Gesellschaft, sobald sie in das Zimmer traten, und jedes küßte Christianchens Schwestern. Diese bekam nur ein paar kalte Mäulchen, dann ließ man sie stehen. Bei den anderen konnte man des Küssens nicht satt werden. Man nahm sie auf den Schoß, man lobte ihren Putz, ihre Bänder, ihre Armschleifen; man ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und das arme Christianchen wurde nicht bemerkt. Die Mutter, die einige Minuten mit größtem Wohlgefallen dieser Komödie zugesehen hatte, fing nun an in das Lob dieser beiden Mädchen auszubrechen. Was das für drollige Kinder sind, das kann ich Ihnen nicht sagen. Denken Sie nur, was die Lotte gestern für einen Streich machte! Ich hätte mich mögen entzwei lachen. Und die Luise, ja die ist auch ein durchtriebenes Ding!

So plauderte die Mutter wohl eine halbe Stunde lang. An Christianchen aber dachte gar niemand. Die stand in einer Ecke, wie wenn sie nicht ins Haus gehörte. Sie schlug beschämt die Augen nieder, besah die Nägel an den Fingern, knüpfte das Band an ihrer

Schürze auf und zu, — die Miene verzog sich endlich, da sie es nicht länger aushalten konnte, sie sprang hinaus und schlug die Thür ziemlich ungestüm zu.

Siehst du, Bruder, sagte die Mutter, was dies für ein abscheuliches Kind ist?

Aber der Bruder war aus aller Fassung. Hände und Füße zitterten ihm. Er mußte sich entfernen und in das Nebenzimmer gehen, wo er sich in einen Lehnstuhl warf.

Nu? sagte die Mutter, als sie ihn in diesem Zustande fand, was soll denn das sein?

Br. O laß mich, grausame Mutter!

M. Ich? grausam?

B. Das bist du.

M. Gegen wen bin ich grausam?

B. Gegen deine Kinder bist du grausam und besonders gegen die arme Christiane.

M. Ich weiß nicht, was das für ein Gewäsche sein soll. Erkläre dich deutlicher! Ist das vielleicht die Grausamkeit, daß ich ihr nicht gleich die Hiebe zugezählt habe, die sie mit dem Zuschlagen der Thür verdient hat?

Br. Fi! Daß doch eine Frau, die vernünftig sein will, so unbesonnen reden kann. Christiane ist nicht so schön als ihre Schwestern, dafür kann sie nichts. Anstatt nun, daß du etwa darauf denken solltest, ihr einen Anzug zu wählen, der doch ein bißchen ersetzte, was ihr die Natur versagt hat, so wirfst du ihr die Lumpen zu, die du abgelegt hast, und behängst die anderen Kinder mit hunderterlei Pöschen,[1]) damit ja alle Welt auf sie sehen und die Christiane nicht bemerken soll. Alles, was jene Kinder vorbringen, und wenn es noch so abgeschmackt ist, das wird bewundert und belacht. Anstatt daß du nun die Fremden, die die guten Eigenschaften der Christiane nicht kennen, zurecht weisen und sie auf die Vorzüge der Christiane aufmerksam machen solltest, — da trittst du selbst mit hin und suchst alles für jene Kinder einzunehmen. Ist Christianchen vielleicht ein Klotz? Sollte sie dies nicht kränken? Machst du sie nicht selbst boshaft? Machst du nicht, daß sie dir gram, daß sie auf ihre Geschwister neidisch wird? Und Schwester! kurz und gut — ich nehme Christianen zu mir.

Und das that er wirklich. Er nahm bei dem Abschiede Christianen mit nach Hause, und sie wurde unter seiner Aufsicht binnen wenig Wochen das beste, gefälligste Mädchen.

---

[1]) Diminutiv von Posche = Tasche; hier in dem Sinne von allerlei Verzierungen auf den Kleidern.

II.

Oder man kann auch diese Absicht erreichen, wenn ein Ehegatte sich bemüht, den Kindern Widerwillen gegen den anderen beizubringen.

1. Eine gewisse Mutter hatte drei Dinge, womit sie ihre Kinder zu schrecken suchte, den lieben Gott, den Vater und den Mummelpetz.[1]) Wenn sie miteinander spielten und bisweilen ein wenig zu laut wurden, so drohte sie mit einem von dreien. Entweder sie sagte: Stille, Kinder der liebe Gott straft, er wirft euch in die heiße Hölle, oder: Stille, der Petz kommt! oder: Jetzt kommt der Vater, der soll euch karbatschen, daß ihr Öl gebt.

Der Erfolg hiervon war dieser, daß die Kinder gegen den lieben Gott, den Vater und den Petz gleichen Abscheu bekamen.

2. Wenn das kleine Margretchen von seinem Vater wegen seines Eigensinnes war gezüchtigt worden, so lief es allemal bei[2]) die Mutter und verklagte den Vater. Diese bedauerte es, sagte auch wohl, das ist ein böser Vater, das arme Kind so zu schlagen! Da, Margretchen, hast du einen Pfennig, gehe hin und hole dir eine Semmel. Ist's Wunder, wenn Margretchen gegen den bösen Vater Abneigung bekam?

III.

Sei bei den Liebkosungen deiner Kinder unempfindlich! Nimm an ihren Freuden keinen Teil! und sie werden dir gewiß gram werden.

1. Ein liebes Ehepaar hatte den Kopf immer so voll von Geschäften und Unternehmungen, daß es jeden Augenblick für verloren hielt, da es sich mit seinen Kindern unterreden mußte. Der Mann rechnete, und die Frau war immer mit Entwürfen beschäftigt, wie sie ihren Putz erhalten und vermehren wollte. Notwendig mußte es ihnen also empfindlich fallen, wenn sie durch ihre Kinder unterbrochen wurden.

Schmachtend streckte der Säugling seine Hände aus, um des Vaters Backen zu streicheln, er stieß ihn kaltsinnig zurück. Lächelnd hüpfte ihm der kleine Niklas mit seinem A-B-C-Buche entgegen und sagte: Gucke, Vater! das artige Äffchen hat ein Äpfelchen im Pfötchen! Laß mich zufrieden! bekam er zur Antwort. Er lief zur Mutter und wurde zurückgestoßen.

---

[1]) Mummel, unheimliche Schreckgestalt, Gespenst.

[2]) Bei mit dem Accusativ findet sich auch bei Luther, Klopstock, Goethe.

Da ging Niklas mit seinem Buche zur Magd, und diese wußte ihn schon besser zu behandeln. Sie freute sich mit ihm über das Äffchen, zeigte ihm den Wolf und das Häschen und erzählte ihm, wie der Wolf das Schäfchen frißt, und wie gut gebratene Hasen schmecken.

Dafür wurde sie auch seine liebe Marie, die alle seine Heimlichkeiten erfuhr und an allen seinen Freuden teilnahm.

Seinetwegen hätte Vater und Mutter ein Vierteljahr verreisen können, er hätte sich nichts daraus gemacht. Wenn aber die Marie einen Tag nicht zu Hause war, da hätte man das Weinen hören sollen!

2. Der kleine Ludwig hatte von seinem Bekannten etliche Levkojenpflanzen bekommen und in Blumenäschen gesetzt. Daran hing nun sein ganzes Herz. Des Morgens war sein erster Gang in den Garten, um seine Pflänzchen zu sehen. Des Abends legte er sich nie nieder, ohne sie begossen zu haben.

Als er einmal des Morgens in den Garten kam, da war, ach die Freude! die Freude! da war eine Levkoje aufgeblüht und noch dazu eine gefüllte!

Nachdem er einigemal vor Freuden in die Hände geschlagen und etliche Freudensprünge gethan hatte, so lief er nach dem Vater zu.

Vater! Vater! komm geschwind mit in den Garten!

Was soll ich denn da thun?

Ich will dir was recht Schönes weisen.

Was denn?

Komm nur! komm nur! was recht Schönes!

Du bist ein Narr!

Nein wirklich! Eine Levkoje! eine gefüllte!

Mit deiner dummen Levkoje da!

Da nun das Herz des kleinen Knaben so voll Freude war, daß es sich notwendig gegen jemanden ergießen mußte, so lief er zu dem kleinen Kilian und zeigte ihm das schöne Blümchen.

Dieser freute sich denn mit ihm und bekam nach und nach die Liebe und das Zutrauen, das Ludwig seinem Vater so gerne geschenkt hätte, wenn er es nur hätte annehmen wollen.

IV.

Versage deinen Kindern unschuldige Ergötzlichkeiten! und sie werden dich verabscheuen.

1. Ein gewisser Mann hatte noch in seinem fünfzigsten Jahre die Freude, Vater zu werden. Seines Alters wegen war er gesetzt und ernsthaft in seinem Betragen und wollte nun, daß sein Gustav ebenso sein sollte.

Und der war nicht so. Da er seiner Füße mächtig wurde, fühlte er seine Kräfte und Munterkeit, hüpfte, scherzte und suchte Gespielen, um sich mit ihnen zu ergötzen.

Dies verursachte dem Vater großen Verdruß.

Er nahm Gustaven bisweilen zu seinem Gesellschafter, wenn er auf das Feld spazierte. Wenn nun dieser den Schmetterlingen nachlief oder auf den Wiesen herumhüpfte, um Blumen zu suchen, so rief ihm der entrüstete Vater zu: Gustav! Gustav! wo läufst du denn herum? willst du gleich her! Pfui, der wilde Gassenjunge! sieh doch, wie ich gehe! kannst du es nicht ebenso machen?

Das Kegelspiel, das Gustav von seinem Vetter zum Geschenke bekommen hatte, verbrannte er, und einen Ball, den er einmal nach Hause gebracht hatte, zerschnitt er und sagte, die Zeit, die er mit Spielen verderben wollte, könnte er besser anwenden, wenn er ein Hauptstück aus dem Katechismus lernte.

Wenn Gustav bei ihm auf der Stube war, so mußte er ganze Stunden sitzen, ohne daß er sich von seiner Stelle bewegen durfte.

Durch diese Art der Behandlung machte sich dieser Mann seinem Sohne so verhaßt, daß er bei den rohesten Leuten lieber als bei seinem Vater war.

Da der Vater starb, floß keine Thräne der Wehmut aus seinen Augen. Gut, dachte er, daß ich dieser verdrießlichen Aufsicht los bin, nun kann ich doch leben, wie ich will.

V.

Auch durch Verspottung deiner Kinder kannst du dich bei ihnen verhaßt machen.

1. Meister Jakob hatte sich das Spotten und Höhnen so angewöhnt, daß er es auch nicht lassen konnte, wenn er mit seinen Kindern sprach. Nie war er im stande, ihnen ihre Fehler auf eine sanfte Art zu verweisen; alles mußte in einem beleidigenden, beißenden Tone geschehen.

Schlief z. B. ein Kind des Abends auf seinem Stuhle ein, so war das insgemein die Strafe, daß er ihm einen Bart mit Tinte oder Kohle machte und der Verspottung des Gesindes preisgab.

Seine Tochter hatte sich einmal bei Tische die Brühe über die Schürze gegossen; gleich sagte er zu dem Lehrjungen, daß er, wenn er ausginge, ein Trögelchen bei dem Zimmermanne bestellen solle, damit sie hinfür daraus speisen könne; er wolle bald auch ein paar Kamerädchen besorgen; des Nachbars Sau habe hübsche Ferkel geworfen, davon wolle er ein paar zu Marthchens Gesellschaft kaufen, ein paar recht bunte!

Einmal hatte Marthchen über dem Spiele Gesicht, Hände und Kleider beschmutzt, daß sie nun freilich sehr unreinlich aussah. Ei! rief der Vater, da er sie erblickte, das ist ja eine galante Mamsell! die sollte sich wohl gut für Dreckthomsen (das war der Name eines einfältigen Menschen, der den Gassenjungen zum Zeitvertreibe diente,) schicken. Nicht wahr, Marthchen! das wäre ein hübscher Schatz für dich?

Und dies geschah immer in Gegenwart der Magd und des Lehrjungens, die insgemein dergleichen Spöttereien mit lautem Gelächter aufnahmen und hernach die Kinder damit vexierten.

Wie konnten doch die Kinder so einen Vater lieb haben!

2. Seit etlichen Tagen erst hatte Luischen von ihrer Mutter gelernt die Nähnadel zu führen. Jetzt sollte sie nun an der Seite der Mutter eine Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen und ein Schnupftuch säumen. Willst es, dachte sie, recht schön machen, daß die Mutter dich lobt, und der Vater —, ja wer weiß, was der thut, wenn es recht gut ausfällt!

Da hätte man sehen sollen, wie emsig das liebe Mädchen nähte, daß es auch vor großer Emsigkeit vergaß, die Brezel zu essen, die es zum Frühstücke bekommen hatte. Luischen war aber nicht nur emsig, sie wollte es auch recht gut machen und lief daher, so oft sie zwanzig bis dreißig Stiche gethan hatte, zur Mutter und fragte: Ist's so recht, liebe Mutter?

Und nun ging es geschwind wieder über die Arbeit her.

Doch da es am besten gehen sollte, pik! da stach sich das gute Kind in den Finger, daß es vor Schrecken über den ungewohnten und unvermuteten Schmerz ganz außer sich war. Wehmütig hielt es den Finger der Mutter hin und machte ein solch Jammermäulchen, daß ein Stein in die Erde sich hätte erbarmen mögen.

Aber die unvernünftige Mutter, anstatt daß sie das leidende Kind hätte bedauern sollen, schlug ein lautes Gelächter auf, und alle ihre übrigen Kinder lachten mit.

Da warf Luischen voller Unwillen Schnupftuch und Nähnadel hin, schrie laut, lief in die Küche, verbarg ihr Gesicht unter die Schürze der Magd und weinte sich da recht satt.

Da fand sie auch Mitleiden und Trost und ward Kathrinen gut, die ihr ein Läppchen um den verwundeten Finger band und sie versicherte, daß er bald heilen würde.

Der unzeitige Spott der Mutter hatte sie aber so gekränkt, daß sie von der Zeit an einen Groll gegen sie faßte. Da es in der Folge mehrmals geschah, daß sie von der Mutter ausgelacht wurde, wenn sie sich gestoßen oder geschnitten hatte, so wurde sie ihr endlich gar gram, und die Mutter wußte immer nicht, wie das zuging.

Mittel, Kinder gegen sich mißtrauisch zu machen.

Belüge und hintergehe sie oft, so werden sie dir nicht mehr trauen.

1. Den ersten April beredete sich eine Mutter mit der Magd und dem Lehrjungen, daß sie Sabinchen in den April schicken wollten. Der Anschlag wurde bald ausgeführt; denn Sabinchen bekam den Auftrag, in einem großen Topfe, der ihr zu dieser Absicht gegeben wurde, aus der Apotheke Irrwischfett zu holen. Gleich, liebe Mutter! sagte das unschuldige Kind; ich will nur erst mein Mäntelchen umthun.

Nun hüpfte sie fort, voller Freuden, daß sie der Mutter eine Gefälligkeit erzeigen konnte. Da sie aber in die Apotheke kam, wurde sie ausgelacht.

Schluchzend kam sie zurück und wollte sich bei der Mutter erkundigen, ob sie auch recht verstanden habe.

Da schlugen Mutter, Lehrjunge und Magd ein helles Gelächter auf und riefen ihr entgegen: Weißt du nicht, daß heute der erste April ist?

Unwillig wandte sich Sabinchen um, warf einen Blick voll Verachtung auf die Mutter, als wollte sie sagen: Nichtswürdiges Weib! verdienest du auch wohl, daß ich dich ferner Mutter nenne?

Wenn ihr nach der Zeit die Mutter etwas sagte oder sie vor etwas warnte, so dachte sie: hm! wer weiß auch, ob es wahr ist.

2. Franz hatte ein Brüderchen bekommen. Da er es gesehen hatte, so fragte er den Vater: Vater! sag mir doch, wo das Brüderchen hergekommen ist?

Das hat der Storch gebracht.

Wo hat es der Storch hergekriegt?

Draußen vor dem Thore, da ist ein Teich, in dem die Kinder schwimmen, daher hat auch der Storch dein Brüderchen geholt.

Das glaubte Fränzchen, hüpfte zu seiner älteren Schwester und erzählte ihr, was ihm jetzt der Vater gelehrt habe.

Die Schwester lachte über die Leichtgläubigkeit des Knabens und erzählte ihm alles, was sie von der Geburt der Kinder wußte.

Wenn nach der Zeit der Vater etwas erzählte, so fragte Fränzchen gemeiniglich: Vater! du lügst doch nicht, wie jenesmal mit dem Storche?[1])

---

[1]) Vergl. dazu das über diesen Punkt in „Salzmanns Leben und Wirken" Gesagte.

Mittel, sich bei den Kindern verächtlich zu machen.

I.

Macht eure Kinder mit euren Fehlern bekannt, und sie werden euch gewiß verachten.

1. Hans und Grete waren einander ziemlich gut, hatten aber beide ein so heftiges Temperament, daß eine Kleinigkeit, die man in andern Häusern gar nicht achtet, sie so aufbrachte, daß sie alle Überlegung verloren. Oft umarmten sie einander des Morgens auf das zärtlichste und versicherten einander von ihrer Liebe, aber in eben dieser Stunde runzelten sie auch oft die Stirnen, die Augenbrauen zogen sich zusammen, die Zähne knirschten, die Mäuler öffneten sich und sprudelten einen Wulst von pöbelhaften und beleidigenden Reden von sich.

So umarmte z. B. Hans einmal sein Gretchen auf das inbrünstigste und sprach: Bestes Gretchen!

Gr. O du guter Hans!

H. Wenn ich dir nur sagen könnte, wie lieb ich dich habe!

Gr. O du gehst mir über alles in der Welt!

H. Aber das Loch, das Christoph in der Jacke hat, hast du noch nicht zugestochen.

Gr. Das dachte ich wohl. Kaum bist du aus dem Bette, so geht das Knurren schon an. Das wird —

H. Ho! ho! ich werde doch wohl reden dürfen, bin ich nicht Herr im Hause?

Gr. Ha, ha, ha! Herr? so ein Kerl, wie du bist? Wenn der nur nicht von Herrschaft reden wollte.

H. Mensch, räsonniere nicht! du mußt ja Gott danken, daß du mich bekommen hast.

Gr. Ei, denk doch! so ein Lumps, wie du bist, ist allenthalben zu haben.

H. Du Grete, was willst du reden. Du thust ja nichts, du fragst ja viel darnach, wenn deine Kinder wie die Bettelkinder umherlaufen. Deine Wäsche — Schimpf und Schande hat man es nur, daß man sie einem ehrlichen Menschen soll sehen lassen.

Gr. Pfui über das Gerede! Wenn du dich doch nur um dich bekümmertest!

Die Kinder hörten gemeiniglich diesen Zänkereien sehr begierig zu.

Wenn es die Eltern bemerkten, so verdoppelten sich ihre Kräfte, um einander die empfindlichsten Schmachreden zu geben; weil jedes gerne die Kinder überzeugen wollte, daß es recht und das andere unrecht habe.

Die Kinder gaben in ihren Gedanken beiden recht und hielten beide für nichtswürdige Leute. Es kam am Ende so weit, daß sie auf ihrer Eltern Befehle gar nichts mehr achteten, und die Eltern konnten gar nicht begreifen, woher dies kommen möchte.

2. Es war einmal ein Mann, der den Fehler hatte, daß, wenn er in Gesellschaft seiner Freunde ein Gläschen Wein trank, er ohne Überlegung plauderte, was ihm auf die Zunge kam. Oft vergaß er sich so sehr, daß er alle seine jugendlichen Thorheiten erzählte. Er wollte sich vor Lachen ausschütten, wenn es ihm einfiel, wie er in seiner Kindheit seiner Mutter über die Äpfelkammer geraten war, was für Mutwillen er mit seinen Schulkameraden getrieben, und was für Ausschweifungen er auf seiner Wanderschaft, bald in dieser, bald in jener Schenke, begangen hatte.

Seine Kinder fanden in dergleichen Erzählungen so viel Vergnügen, daß sie oft Messer und Gabel liegen ließen, Essen und Trinken vergaßen, damit ihnen ja kein Wort entwischen möchte.

Wenn er das merkte, so hielt er freilich an sich und sagte: Wie man halt ist, wenn man jung ist, Jugend hat Untugend!

Da nun die Kinder wußten, daß sie auch jung wären, so glaubten sie, sie müßten auch Untugend haben und erlaubten sich alle Ausschweifungen, die ihr Vater begangen hatte, und noch viel mehrere.

Wenn ihnen dann der Vater dieses verwies, so richtete er insgemein wenig aus, denn sie dachten: Du hast es ja eben nicht besser gemacht!

II.

Befiehl viel, ohne nachzufragen, wie es sei befolgt worden; drohe immer, ohne deine Drohungen zu erfüllen, und du wirst bald deiner Kinder Spott werden.

1. Wenn man nach den Anordnungen hätte urteilen wollen, die Kunigunde immer bei ihren Kindern machte, so hätte man meinen sollen, ihre Familie müßte ein Muster guter Ordnung sein.

Du, Christinchen! du sollst die Schlafkammer unter deiner Aufsicht haben und sie alle Morgen aufräumen; deine Kleider in diesen Schrank hängen! die Wäsche in diesen Kasten legen! Richte dich darnach! Und du, Wilhelm, sollst dafür sorgen, daß die Gläser ausgespült und die Messer geputzt werden; zehn Uhr und vier Uhr sollst du allemal nachfragen, ob ich dich wohin zu verschicken habe! Merke es!

Diese Sprache führte sie täglich, und täglich gab sie neue Gesetze, ohne sich zu erkundigen, wie die alten befolgt würden. Und Christinchen räumte die Schlafkammer nicht auf und warf ihre Kleider und Wäsche an den Ort hin, wo sie sie auszog; Wilhelm hingegen spülte

weder die Gläser aus, noch putzte er die Messer und war um zehn und vier Uhr gewiß auf dem Spielplatze.

Endlich kam es so weit, daß die Kinder sich umdrehten und lachten, wenn die Mutter ihnen neue Gesetze geben wollte.

2. „Untersteh dich noch einmal und schlage mir die Thür wieder so zu, so sollst du sehen, was du gemacht hast! Wenn du noch einmal mit ungewaschenen Händen dich zu Tische setzest, so sollst du gewiß trocken Brot zu essen bekommen! diesmal will ich dir es noch verzeihen, aber das erste Mal, daß du es wieder thust, so will ich dir gewiß die Rute so derb geben, als du sie noch nie bekommen hast! ja, sieh mich nur an! du denkst gewiß, es wäre Spaß? Nein, darauf wage es ja nicht! du wirst sehen, daß mit mir gar nicht zu spaßen ist."

Dies war der Ton, aus welchem ein Vater täglich mit den Kindern sprach. Seine Unterredungen waren lauter Drohungen, die nie erfüllt wurden.

Das merkten die Kinder bald. Sie schlugen die Thüren zu, kamen mit ungewaschenen Händen zu Tische, trieben allerlei Mutwillen, ohne den drohenden Vater im geringsten zu scheuen.

Darüber kam nun der gute Mann oft in solchen Eifer, daß ihm alle Glieder zitterten, daß er auf den Tisch schlug, daß die Gläser klangen, und wohl schwur, daß er einmal ein Exempel an seinen Kindern statuieren wolle, das sie ihr Lebenlang nicht vergessen sollten.

Hm! dachten alsdann die Kinder, so geschwinde geht es nicht.

3. „Nun ist es bald Weihnachten! Wer da von euch recht fromm gewesen ist, der soll auch etwas recht Schönes bekommen. Wer aber böse ist, dem wird eine derbe Rute beschert werden und sonst nichts."

Diese Reden trieb Frau Lore gegen ihre Kinder vom ersten Adventsonntage an täglich. Konstant, der ohnedies ein guter folgsamer Junge war, ließ sich dies noch mehr zum Guten ermuntern; aber Klärchen, ein kleines flatterhaftes Ding, ließ sich dadurch im geringsten nicht reizen, ihren Leichtsinn abzulegen. Sie blieb so mutwillig, unfleißig und tückisch als zuvor.

Konstant verwies es ihr oft und erinnerte sie, daß sie sich wohl noch um ihre Weihnachtsfreude bringen würde.

Hm! antwortete Klärchen, dafür ist gebeten; ehe Weihnachten kömmt, hat die Mutter alles vergessen!

Nun kam Weihnachten. Was geschah? Der gute folgsame Konstant bekam eine ganze Wanne voll Äpfel, Nüsse und ein paar neue Hosen, hingegen das ungehorsame Klärchen bekam einen ebenso großen Korb voll Äpfel und Nüsse und noch überdies einen schönen Rock, der wohl noch einmal so viel kostete als Konstants Hosen.

Etsch, sagte sie zu ihm, habe ich dir es nicht gesagt? Daß ich doch kein Narr wäre und mich vor dem Schmälen der Mutter fürchtete!

Konstant merkte es sich. Frau Lore mochte hinfüro von Rute oder Stock reden, so sah er Klärchen an und lachte.

Mittel, Kindern frühzeitig Haß und Neid gegen ihre Geschwister einzuflößen.

I.

Entziehe dem einen deine Liebe und schenke sie ganz dem andern!

Zween Brüder, Christian und Christoph, hatten im Grunde beide gute Herzen, aber eine ganz entgegengesetzte Gemütsart. Christian war munter und sinnreich, Christoph hingegen verdrossen und mürrisch. So wie ihre Gemütsart, so war auch ihr Äußerliches. Christian hatte immer eine lächelnde, gefällige Miene. Christoph sah immer ernsthaft und finster aus, selten sah man ihn lachen. Bei jenem ging alles in Hüpfen und Springen, dieser hatte einen schwerfälligen Gang. Jener war sehr reich an scherzhaften Einfällen, dieser desto ärmer. Und wenn auch beide einerlei sagten, so kleidete es doch jenen wegen seiner Freundlichkeit besser als diesen. Wenn Christian sagte: Krieg ich auch Kirschen? so war man fast nicht vermögend, sie ihm abzuschlagen. Und wenn Christoph sprach: Krieg ich auch Kirschen? so schien es, als wenn er eine Ungezogenheit begangen hätte.

Da war es nun ganz natürlich, daß alle Leute, die Christophens gute Seele nicht kannten, ihn vernachlässigten und Christianen ihm vorzogen. Die Kinder drängten sich um diesen und rissen ihn mit zum Spiele fort, und jenen ließen sie stehen; kamen Fremde in das Haus, so konnten sie bei Christian des Lobens und Schmeichelns nicht satt werden; aber den guten Christoph — ja den bemerkte man nicht.

Dies ging am Ende so weit, daß die Eltern selbst sich in Christianen vergafften und Christophen beinahe alle Liebe entzogen.

Schon der Ton, aus welchem sie mit beiden sprachen, war äußerst verschieden, so daß man hätte glauben sollen, Christoph wäre ein Stiefkind.

Christianchen, willst du mir denn ein Glas Wasser holen?

Da, Christoph, nimm das Glas! bring es voll Wasser!

Komm, du kleiner blauäugiger Vogel! da habe ich dir etwas mitgebracht. Sieh einmal die Kirschen!

Da, Christoph, hast du auch Kirschen!

Ah! bist kein hübscher Christian. Hast dir das ganze Gesicht mit Heidelbeeren blau gemacht.

Wie doch der Junge einmal aussieht — wie ein Schwein! Hat man doch weiter nichts zu thun als an dir zu waschen.

Christian! Christian! wenn du mir das noch einmal thust, so setzt es etwas ab. Ich schlage nicht gerne, das weißt du. Aber, — wenn du im Guten nicht hörst, — kennst du da die Rute?

Hundsvüttscher[1]) Junge! was hast du gemacht? Unterstehe dich's noch einmal, so will ich dich gewiß an die Ohren schlagen, daß du dich um und um drehen sollst.

So verschieden nun der Ton war, aus dem diese Leute mit ihren Kindern sprachen, so verschieden war auch ihr ganzes Betragen gegen sie.

Christian kam bei den größten Ungezogenheiten mit einem kleinen Verweise durch. Christoph wurde bei den kleinsten Versehen gemißhandelt; jener bekam manchen Honigkuchen, manche Makrone, manche Pfirsiche, und der arme Christoph mußte das Maul wischen. Zehnmal kniff die Mutter wohl den Tag über Christianen in die vollen Backen; aber der gute Christoph, — daß er doch nur einmal eine Karesse bekommen hätte! Über Tische bekam Christian immer zuerst und das beste Stück; ging es an ein Spazierfahren, so brauchte er nur mit seinen blauen Augen nach dem Vater und der Mutter zu schielen, so kam er gewiß mit; aber Christoph — der mußte immer zu Hause bleiben, — nahm man ihn ja einmal mit, so wurde es ihm als eine besondere Gnade angerechnet. Daß Christian auch in seiner Kleidung einen Vorzug hatte, und man alle Mühe sich gab, ihm immer etwas anzubinden und aufzustecken, das in die Augen fiel, versteht sich von selbst.

Dadurch wurde nun Christoph alle Tage erbitterter. Er wurde seinem Bruder gram. Wenn dieser etwas geschenkt bekam, anstatt daß er darüber eine Freude hätte haben sollen, so ärgerte er sich; bekam Christian hingegen einen Verweis oder stieß sich oder fiel, so hatte er eine Freude. So wenig er zu lachen pflegte, so habe ich ihn doch einmal lachen sehen, da der schöne Blumentopf, den sein Bruder von der Mutter bekommen hatte, vom Schranke fiel.

Die Bosheit seines Herzens wurde täglich genährt und wuchs so stark, daß er sie am Ende nicht länger bergen konnte.

Anfänglich legte er sich auf das Pelfern. Wenn Christian etwas vor ihm voraus bekam, so sprudelte er allerlei unanständige Reden heraus: Das ist wahr — das ist nicht erlaubt — Christian kriegt alles — ich kriege nichts — hu-hu-hu, bin eben sowohl Kind. — Das übrige murmelte er durch die Zähne, die gemeiniglich vor Bosheit knirschten.

In der Folge verging er sich so weit, daß er seinem Bruder alle mögliche Tücke zufügte. Er riß Blätter aus seinen Büchern, befleckte

[1]) Hundsföttisch.

seine Kleider, täglich gerieten sie an einander, schimpften und balgten sich, und da Christoph derbe Fäuste hatte, so warf er oft seinen Bruder zu Boden, faßte ihn bei den Haaren und schlug den Kopf vor die Erde.

Freilich bekam er allemal dafür seine Strafe; das half aber alles nichts. Er wurde von Tage zu Tage schlimmer, und seine Mutter sagte oft: wenn ich nur wissen sollte, wo der Junge herkäme! Hopfen und Malz ist an ihm verloren! Er kriegt alle Tage Schläge und ist doch so boshaft!

II.

Wenn du ein Kind strafest, so lobe das andere!

Frau Anne war in ihrem Betragen etwas heftig. Wenn ein Kind etwas versah, so fuhr sie über dasselbe her, zauste es bei den Haaren, gab es ihm Maulschellen und Faustschläge. War sie nun ermüdet, so fiel sie in den Lehnstuhl, hielt noch eine lange Strafpredigt, und dann kam sie gemeiniglich auf das andere Kind zu reden, das denselbigen Tag keine Schläge bekommen hatte, dem sie eine ebenso übertriebene Lobrede hielt

Um mich deutlicher zu erklären, will ich doch einmal ein Exempelchen hersetzen.

Kathrinchen, ihr ältestes Töchterchen, hatte einmal Lust, sich am Wasser zu vergnügen. Sie setzte Stücken Holz auf das Wasser, sagte, das wären Schiffe, und hatte da ihre Lust daran. Dann wollte sie fischen, fuhr mit den Armen bis über den Ellbogen in das Wasser, und wenn sie ein Steinchen oder ein Stückchen Eisen erhascht hatte, so rief sie ihren Gespielinnen zu: He! ich habe einen Fisch gefangen! da habe ich einen Karpfen! da habe ich eine Forelle! Mit dieser Lust machte sich Kathrinchen nach und nach so naß, daß alle ihre Kleider troffen. Christinchen aber, der es dazumal gefiel, ein paar junge Sperlinge zu rupfen, nahm an dieser Lust keinen Anteil und blieb also trocken.

Da traf nun Frau Anne ihr triefendes Kathrinchen an und gleich — schwap schwap — hatte sie ein paar tüchtige Ohrfeigen. Sie griff ihr in die Haare, schleppte sie in die Stube, zauste sie noch ein paar Minuten, dann fiel sie halb atemlos in den Lehnstuhl und hielt ihr noch folgende Strafpredigt:

Du gottehrenvergessenes Kind! Schimpf und Schande hat man von dir! Ich ziehe und ziehe an dir, und es bleibt immer, wie es ist. Und wenn ich mir das Maul bis zu den Ohren rede, so wirst du nicht anders. Ein Saufiedel,[1]) ein rechter Aschenbrödel bist du.

[1]) Siedel, d. i. einer, der sich ansässig macht, einen Sitz hat; Saufiedel also jemand, der bei den Säuen wohnt und deshalb das Wesen derselben angenommen hat.

Wie sie da steht, die große Elze[1])! wie ein Trempel[2])! Die Schürze habe ich ihr erst heute weiß vorgethan — wie sie schon aussieht! Pfui! ich wollte mich schämen, wenn ich hübscher Leute Kind wäre und wollte mich so säuisch aufführen! Da lobe ich mir doch Christinchen! wie das so reinlich dasteht, wie wenn sie ein Kätzchen geleckt hätte! das hält doch etwas auf sich! das wird niemals solche dumme Streiche vornehmen! Aber komm her, mein liebes Christinchen! ich will dir ein Mäulchen geben. Von Kathrinen — dem — pfui! ich will nichts mehr von ihr wissen, — mit dem Besen will ich sie fortkehren!

Machte nun Christinchen den anderen Tag etwas nicht nach der Mutter Kopfe, so bekam sie eben diese Strafpredigt, und Kathrinchen wurde ihr zum Muster vorgestellt.

Was Frau Anne bei diesem Betragen gegen ihre Kinder eigentlich zur Absicht gehabt habe, weiß ich nicht. Wenn aber dies ihre Absicht war, ihre Kinder gegen einander aufzuhetzen, so hat sie dieselbe glücklich erreicht.

Sie wurden gegeneinander so erbittert, daß sie einander mit den Augen hätten erstechen mögen. Das gelobte Kind ärgerte sich immer über das bestrafte, weil es der Mutter so vielen Verdruß verursachte; und das bestrafte hätte vor Unwillen vergehen mögen, daß dem Schwesterchen, das doch eben nicht besser war, solche Lobeserhebungen gemacht wurden.

III.

Sei fein gelinde bei den Kränkungen, die deine Kinder einander zufügen, und hüte dich, daß du ihre Zänkereien nicht genau untersuchest.

Marianne wußte sich sehr gut bei ihren Eltern einzuschmeicheln, aber das ist nicht zu leugnen, daß sie auch sehr tückisch, bisweilen boshaft war. Hatte ihr Bruder etwas, das ihr anstund, so zog sie es an sich oder zerriß, zerschlug und verdrehte es. Da fing nun Wilhelm allemal ein Zetergeschrei an. Die Eltern sprangen bei. — Was giebt es? riefen sie.

Die Marianne die, antwortete Wilhelm, sie hat meine Zahlpfennige genommen, sie hat mein Bildchen zerrissen.

Mußt du denn um so eine Kleinigkeit so ein Lärmen anfangen? Sei doch nur stille! wie lange wird es währen, so hat sie dies Spielzeug satt und wirft es hin, da kannst du es ja wieder nehmen.

---

[1]) Elze, ein Schimpfname, der vielleicht auf Else = Erle zurückzuführen ist und dann eine lang aufgeschossene, ungeschickte Person bedeutet.

[2]) Trempel ist Stütze, Schwelle, hier jedenfalls im Sinne von Trampel, ungeschickte, plump auftretende Person.

Dies war gemeiniglich die ganze Genugthuung, die Wilhelm für die Beleidigungen bekam, die seine Schwester ihm zufügte.

Bisweilen, wenn die Kinder zu schreien anfingen, sprangen die Eltern auch wohl zu, und ohne nur die geringste Untersuchung anzustellen, wer den Zank veranlaßt habe, schlugen sie auf beide hinein. Wilhelm bekam insgemein die derbsten Hiebe, weil er am heftigsten zu schreien pflegte.

Dies brachte ihn so auf, daß er anfing sich selbst Recht zu schaffen. Wenn seine Schwester ihn getückt[1]) hatte, so fuhr er auf sie hinein, raufte und mißhandelte sie, und sie wurden beide gegen einander so erbittert, daß sie einander lebenslang recht heidnisch haßten.

Mittel, bei Kindern die Menschenliebe zu ersticken.

I.

Sprich von den Menschen in deiner Kinder Gegenwart recht viel Böses!

1. Herr Orgon hatte sich seinen Lehnstuhl so setzen lassen, daß er von da aus die ganze Straße übersehen und alle Vorbeigehenden beobachten konnte. Da er nun weiter nichts zu thun hatte, so beschäftigte er sich damit, daß er die Vorübergehenden beurteilte und mit diesen Beurteilungen sein Weibchen und seine Kinder unterhielt. Die Urteile fielen durchgängig sehr hämisch aus.

Wie doch das Käthchen so keck davon geht, als wenn sie kein Wässerchen betrübte! Sie denkt gewiß, die Stadt habe es schon vergessen, was im vorigen Jahre mit ihr und dem Nachbar vorging? — Hum!

Da kömmt Meister Friedrichs Tochter, — wer die zur Frau bekommt, der wird sich auch laben, — wie sie sich herausgeputzt hat, — wie sie schwänzelt!

Guckt alle her! wie sich der Herr Doktor N. brüstet! Tausend! es ist schade, daß die Gasse nicht noch ein bißchen breiter ist. Wenn er doch an das Kapital dächte, das er noch an seinen Schwager zu bezahlen hat, da würde ihm der Mut bald vergehen!

Denk! denk! Meister Jörgens Gottfried — gar einen Haarbeutel — gar seidene Strümpfe! und hat doch wohl kein Hemde auf dem Leibe.

Wie doch die N—schen Kinder so zerlumpt hergehen! wie kläglich sie aussehen, als wenn ihnen die Hühner das Brot genommen hätten! Man soll zwar von Toten nichts als Gutes reden, aber ihr Vater,

[1]) Tücken von Tücke (auch Tück), versteckt boshafte Handlung, tücken also ist einen versteckt boshaften Streich spielen.

tröst ihn Gott, wenn er zu trösten ist! war ein infamer Mann. Was der in seinem Leben für Unheil gestiftet hat! Gottes Strafe bleibt doch nicht aus.

He, Bauer! wie teuer gebt ihr das Korn? Acht Groschen die Metze? Seid ihr närrisch? (zu seinen Kindern) Das ist wahr, es ist doch kein gröberer Flegel in der Welt als ein Bauer. Wenn er dem Bürger etwas verkaufet, so fordert er in das Gelag hinein, und das Beste behält er immer für sich. Seine faulen Eier, die Milch, wo die Mäuse drinnen ertrunken sind, seine kranken Hühner und Gänse — die trägt er alle zu Markte — die soll unsereins alle essen.

Meister Franz hat ja gar einen neuen Roquelor?[1]) Er hat gewiß ein paar gute Brautkleider zu machen gehabt, daß er etliche Ellen Stoff hat können unterschlagen. Ich habe es mein Tage gehört: Schneider, Müller und Leineweber sind alle Spitzbuben.

Sieh! jetzt vergeht doch Frau Marcipillen das Großthun! Wenn ich zurückdenke, wie das Weib sonst so hoch herfuhr! In keinem Laden war ihr etwas gut genug. Alle Sonntage mußte Braten — alle Tage zweimal Kaffee sein. Ha ha! wenn sie doch jetzt satt Hering und Kosent[2]) hätte!

Geschwind, Kinder! seht ihr den Mann dort mit dem braunen Rocke? das ist der, den seine Magd im vorigen Jahre anklagte.

So hämisch und lieblos waren alle Urteile, die Herr Orgon von seinen Nebenmenschen fällte. Von niemandem sprach er Gutes. Aller Menschen Fehler, die zum Teil längst vergessen waren, deckte er auf; und wo er keine finden konnte, da suchte er doch wenigstens die Leute verdächtig zu machen.

Die Kinder, die alles dieses begierig anhörten, kamen nach und nach auf den Gedanken, daß alle Menschen Schurken und Narren wären, und daß es in der Welt außer ihnen, ihrem Papa und Mama keinen guten und vernünftigen Menschen gebe, sie sahen das ganze Menschengeschlecht mit Verachtung an und gewöhnten sich an eine so alberne Miene, als wenn sie die ganze Welt übersehen könnten. Sie dachten nur immer auf sich, ohne daß ihnen jemals der Gedanke eingekommen wäre, zu anderer Menschen Glück etwas beizutragen.

2. Luischen kam einmal ganz wehmütig in die Stube und lief nach der Sparbüchse.

Nu? fragte der Vater, was soll das werden?

---

[1]) Roquelor oder auch Rockelor, Reise-, Regenmantel, Mantelrock, nach dem Herzog von Roquelaure († 1738), der diesen Mantel einführte.

[2]) Kosent oder Covent, eigentlich Conventsbier, Halb-, Dünnbier, Bier, wie es die Klosterbrüder tranken, zum Unterschiede von dem stärkeren, besseren Biere der Oberen in den Klöstern.

Ach! es ist eine gar zu arme Frau draußen. Sie sagte, sie hätte noch keinen Bissen Brot heute zu sich genommen und hätte die Gicht.

Hast du nicht gefragt, wie sie heißt?

Anne Barbe — es ist die Frau mit der Krücke, die ich dir schon einmal gezeigt habe.

So? Nun da kannst du dein Geld behalten. Das Mensch hat alles durchgebracht. Geh! sag' ihr, wenn sie in der Jugend besser gehaushaltet hätte, so brauchte sie jetzt nicht zu betteln.

Das kann ich wirklich nicht übers Herz bringen.

So will ich es thun. Mensch! schämt ihr euch nicht, anderen Leuten zur Last zu fallen? Habt ihr nicht ein eigenes Haus, habt ihr nicht einen Garten gehabt? Nicht wahr, das habt ihr durch die Gurgel —

Um Gottes willen, lieber Herr!

Was da! was da! Packt euch fort, oder ich will euch etwas anderes zeigen.

So lieblos behandelte dieser Mann alle Armen. Wenn er auch ja des Wohlstandes wegen ihnen bisweilen einen Pfennig mitteilen mußte, so suchte er sich doch durch die hämischste Beurteilung derselben für seinen Pfennig bezahlt zu machen. Bald sagte er, sie wären Faulenzer, Tagediebe, die nicht arbeiten wollten, müsse er doch auch arbeiten; bald versicherte er, sie hätten durch ihr voriges liederliches Leben sich in Armut gestürzt, man müßte halt seine Sachen zurate halten, wenn man durch die Welt kommen wollte, er wüßte am besten, wie genau er sich sein Lebetag habe behelfen müssen. Baten Verunglückte um seinen Beistand, die er weder der Faulheit, noch der Verschwendung mit einigem Grunde beschuldigen konnte, so sagte er: Wer weiß, wo sie es verdient haben! Gott thut nichts ohne Ursache!

Durch dergleichen Reden wurde das wohlthätige Luischen gegen die Not der Armen ganz unempfindlich gemacht, ja sie bekam nach und nach gegen dieselben einen wahren Abscheu. Wenn nach der Zeit die Armen wehmütig flehten, sich ihrer zu erbarmen, so ging sie unempfindlich vorbei und dachte, es ist an dem Lumpenvolke doch nichts angewendet, du kannst ja dein Geld besser brauchen.

3. Lorchens Mutter war, wie sie sagte, mit den Mägden durchaus unglücklich. Sie hatte schon lange ein Mensch gesucht, das so ganz nach ihrem Sinne wäre, aber leider noch nicht finden können. Sie jagte jährlich drei bis vier Mägde fort, in der Hoffnung, doch einmal eine recht gute zu bekommen, und sie bekam sie immer nicht. Einen Teufel, pflegte sie immer zu sagen, jage ich fort und den andern bekomme ich wieder. Die eine war zu langsam, die andere zu frech, die dritte sah aus, wie wenn sie alles mit den Augen erstechen wollte, die vierte hatte ein loses Maul. Kurz, von all den sechzig Mägden,

die sie in ihrem sechzehnjährigen Ehestand gehabt hatte, hatte jede ihre großen Fehler gehabt.

Und diese hatte sie alle gemerkt. So oft auf die Mägde die Rede kam, so erzählte sie mit größter Heftigkeit, was sie mit Julen, Christinen und Kathrinen habe ausstehen müssen, und setzte gemeiniglich hinzu, dies Lumpengut wäre nicht wert, daß man ihm einen Bissen Brot reiche.

Versah eine Magd etwas, da hätte man nur den Lärmen hören sollen, den sie deswegen anfing! Ihr infames Mensch, hieß es gemeiniglich, ihr seid doch nicht wert, daß euch die Sonne bescheine. So ein Dummkopf! Wißt ihr nicht, daß ihr mein Brot esset? u. s. w.

An der Seite dieser Mutter wuchs nun Lorchen auf. Sie ließ sich vom Morgen bis zum Abend von Mägden bedienen, ließ von Mägden ihr Bette aufschütteln, ihre Wäsche waschen, ihr Brot backen, ihre Kleidung ausbessern, ihre Mahlzeiten bereiten, sich alles, was sie wollte, aus den entferntesten Teilen der Stadt beitragen, und nicht ein einziges Mal fiel es ihr ein, Gott für die Wohlthaten zu danken, die er ihr durch die Mägde erzeigte, nicht ein einziges Mal fiel es ihr ein, sich gegen das viele Gute, das die Magd an ihr that, nur einigermaßen erkenntlich zu beweisen.

Sie behandelte vielmehr die Personen, die ihr so viele Dienste leisteten, auf das schnödeste. Dummkopf, Affengesichte, Trempel waren die gewöhnlichen Namen, die sie ihnen gab. Und wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe ging, wenn etwa das Schnürband riß, oder das Kopfzeug nicht recht sitzen wollte, dann wurde die Magd gerufen, damit sie ihren Unwillen an ihr auslassen könnte.

Wenn jemand ihrem Bologneserhündchen so begegnet wäre, da hätte ich das Unglück sehen wollen!

Mittel, Kindern die Grausamkeit zu lehren.

Bringe ihnen frühzeitig ein Vergnügen an den Schmerzen und Qualen unschuldiger Geschöpfe bei.

Nachbar Kilian war nach der einstimmigen Aussage des ganzen Dorfes ein rechter Barbar. Kein größeres Vergnügen kannte er, als seine Mitgeschöpfe zu peinigen. Unter der Kirchenmusik schlief er gemeiniglich, wenn er aber das Winseln eines Leidenden hörte, — dann lächelte er, dann labte er sich.

Nach Tische war dies sein gewöhnlicher Zeitvertreib, daß er seinen Hund bei den Ohren in die Höhe zog und ihn heftig schüttelte; je jämmerlicher dieser winselte, desto mehr funkelten Kilians Augen, er biß die Zähne zusammen und schüttelte so lange, bis er außer Odem

war. Wenn er nur eine Stunde weit ritt, so mußte das Pferd Schaum haben, und bei dem Herabsteigen besah er allemal die blutigen Spornen. Auf seinen Wagen lud er allemal noch einmal so viel als andere Bauern, und kaum stellten sich die Pferde an, als wenn sie stille stehen wollten, so sprang er bei, schlug mit einem armesdicken Prügel auf sie so wütend los, daß alle Anwesenden vor Jammer ihr Gesicht wegwenden mußten. Daher hatten seine Pferde immer rohe Flecken, so groß wie eine Theeschale. Von diesen verwendete er kein Auge, wenn er neben den Pferden herging, so daß es schien, als wenn dieser betrübte Anblick seine Augenweide wäre.

Von Schlägen und Schrecken war seine Frau völlig kontrakt, und ihre Gesundheit hatte in dem letzten Wochenbette den letzten Stoß bekommen, da er sie, weil sie einen Schlüssel verloren hatte, bei den Haaren aus dem Bette zog, den Kopf zwischen die Thür klemmte, die Säge auf den Nacken setzte und ihr den Hals zu durchsägen drohte.

Strafte er seine Kinder, und dies geschah sehr oft, so band er ihnen die Hände, hing sie in die Höhe und prügelte sie mit einem geflochtenen Stricke so unmenschlich, daß ihnen oft der Schaum vor den Mund trat.

Eine Magd, die er auf seiner Wiese grasend antraf, hat er so gemißhandelt, daß sie wirklich halb tot liegen blieb und nur mit vieler Mühe beim Leben erhalten wurde.

Da er merkte, daß ihm etwas Obst war entwendet worden, so legte er Selbstschüsse und ärgerte sich alle Morgen, wenn er sah, daß sich niemand erschossen hatte.

Seine gewöhnliche Drohung war: Wart, ich will dich in Kochstücken zerhacken; krieg ich dich nur einmal, wohin ich dich haben will, so will ich dir das Messer im Leibe umwenden.

Wenn seine Anverwandten ihm vorstellten, daß es keinen guten Ausgang mit ihm nehmen würde, wenn er sein barbarisches Wesen nicht ablegte, so wies er sie allemal mit den Worten zurück: Mag es doch hin! einmal sterbe ich doch. Ist's auf dem Bette oder am Galgen oder auf dem Rabensteine, — das gilt mir gleich viel.

Ein so außerordentlicher Mann mußte wohl eine außerordentliche Erziehung gehabt haben. Denn obgleich bei der gewöhnlichen Erziehung viel seltsame Geschöpfe gebildet werden, so höret man doch selten von einem solchen sonderbaren Manne, wie Kilian war.

Nachdem ich mich lange umsonst bemüht hatte, von seiner Erziehung nähere Nachricht einzuziehen, so traf ich endlich einen alten Schulkameraden von ihm an, den ich fragte, ob er denn gar nicht wüßte, woher es doch käme, daß Nachbar Kilian ein so schrecklicher Unmensch wäre?

Das läßt sich leicht erraten, antwortete er, wie will es denn anders kommen? An seinem Vater, Gott hab ihn selig, war auch kein gutes Haar. Er that auch nichts lieber als die Leute turbieren. Zwei von seinen Söhnen konnten es nicht bei ihm ausstehen und sind aufs Wasser gegangen.

Nun, da läßt sich leicht begreifen, woher Kilians Grausamkeit kommt. Aber könnt ihr, frage ich, euch nicht mehr besinnen, was der Vater mit ihm vorgenommen hat, da er noch klein war?

Ich denke ja. Ich bin ja immer in dem Hause auf- und abgegangen, wir waren Nachbars Kinder. Da weiß ich wohl noch, daß Kiliänchen das Nesthöckchen war, und daß sein Vater alles zusammenschleppte, womit er ihm eine Freude konnte.

Und was war das?

Er störte alle Vogelnester aus und brachte die Jungen Kilianen. Der nahm sie und rupfte sie, schnitt ihnen die Flügel und Beine ab und wollte sich entzwei lachen, wenn sie im Blute sich wälzten und piepten. Alle jungen Hunde schleppte er ihm zu und ließ sie von ihm martern, es hat mich selbst gedauert das arme Vieh! Er ließ keine Taube abschneiden, er verdrehte ihr erst die Flügel und gab sie Kilianen zum Spielen. Und wenn er eine Henne abschnitt, so ließ er sie allemal mit der durchschnittenen Kehle wieder laufen, setzte sich mit seinem Jungen dabei und wollte sich tot lachen über die Purzelbäume, die das arme Tier machte.

So! So! Wenn Kilian so ist erzogen worden, so ist es kein Wunder, wenn er ein solcher Tyrann geworden ist. Wer erst so ausgeartet ist, daß er sein Vergnügen an der Angst und an dem Piepen eines jungen Vogels und an dem Winseln eines jungen Hundes findet, der wird gemeiniglich, wenn er größer wird, ein Peiniger von Menschen und Vieh.

Mittel, die Kinder rachgierig zu machen.

I.

Wenn sie unwillig sind, so gieb ihnen allemal etwas, woran sie ihren Unwillen auslassen können.

Wenn der kleine Gustav fiel oder sich stieß, so fing er allemal ein solch Zetergeschrei an, daß das ganze Haus dadurch allarmiert wurde. Seine Eltern sprangen bei, waren ängstlich und suchten ihn zu besänftigen, und zwar auf folgende Art: Sie fragten ihn, worauf er gefallen sei, woran er sich gestoßen habe. Dann holten sie eine Peitsche oder die Rute herbei, schlugen damit auf die Sache, die, wie er glaubte, ihn beleidigt hatte: Du garstiger Stein! denkst das Gustäv-

chen umzuwerfen! ich will dir lehren artig sein! Du infamer Stuhl! hast du mir nicht einmal das arme Kind vor den Kopf gestoßen? Ich will dich prügeln, daß du daran denken sollst! So sagten sie, gaben alsdann die Peitsche Gustaven in die Hand, daß er auch drein hauen mußte, und so wurde er besänftigt.

Niemals stellte er sich unbändiger an, als wenn ihm die Mutter das Gesichte waschen wollte. Anstatt nun daß sie seinen Willen hätte brechen und ihm zeigen sollen, wie er selbst durch seinen Leichtsinn sein Gesicht beschmutzt habe, so schob sie die Schuld allemal auf den armen Phylax. Da ist, sagte sie, der infame Hund einmal wieder da gewesen und hat dein Gesicht verunreinigt. Aber wart! wir wollen es ihm schon anstreichen. Da schielte Gustav immer nach dem Hunde hin. Und kaum war die Handquele[1]) vom Gesichte weg, so ging das Prügeln an auf den armen Hund los.

So wurde er nach und nach gewöhnt, so oft ihm etwas Widriges begegnete, über das nächste, was da war, herzufallen und seinen Unwillen auszulassen.

Da nun die Magd am gewöhnlichsten um ihn war, so mußte diese gemeiniglich seinen Zorn empfinden. Er schlug nach ihr, kratzte und biß sie. Seine Mutter sah es oft und fand hierin nichts Unschickliches.

Als er einmal die Magd in das Gesicht kratzte, und diese dadurch so aufgebracht wurde, daß sie ihn auf die Hände schlug, so entstand darüber ein gewaltiges Lärmen. Die Eltern schimpften und schmähten. Was müßt ihr euch wohl einbilden, sagten sie, daß ihr euch an unserm Kinde vergreift? Ihr seht ja, daß es ein klein Kind ist. Es wird das dicke Bauernfell nicht gleich zerrissen haben.

Und sogleich mußte die Magd das Haus räumen.

So wurde der Gustav gebildet, der, da er größer wurde, einigemal seine alten Eltern geschlagen und sie mit den abscheulichsten Reden gepeinigt hat; der auf jedermann wütend losging, wer ihn beleidigt hatte, und der, wenn er an Menschen sich nicht rächen konnte, die Stühle zertrat und die Krüge an die Erde warf.

II.

Wenn dein Kind von jemandem ist beleidigt worden, so stelle ihm die Beleidigung recht groß vor und laß sie nicht auf ihm sitzen.

Melchior lief einmal nach der Schule auf den Spielplatz und trieb da allerhand Mutwillen. Unter anderen belustigte er sich damit,

[1]) Handquele, richtiger Handquehle (auch Handzwehle) = Handtuch.

daß er seine Kameraden mit Erdklumpen und Steinen warf und sie dadurch reizte, auch nach ihm zu werfen.

Der Spaß ging ein paar Minuten ganz gut. Sie trafen einander nicht, und wenn auch einer bisweilen getroffen wurde, so ging es doch ohne Schaden ab.

Einmal aber warf der kleine Johann so unglücklich, daß er Melchiorn vor die Stirn traf und ihm ein Loch schlug. Da entstand ein allgemeines Klagegeschrei. Das Unglück! das Unglück! Melchior hat ein Loch im Kopfe!

Johann besonders war untröstlich. Er umarmte den blutigen Melchior, küßte ihn. Ach du armer Schelm! sagte er, ich habe es nicht gerne gethan. Ich dachte nicht, daß ich dich treffen würde. Du hast mich auch vor das Knie geworfen. Komm mit an das Wasser, ich will dich waschen. Sag es nur deinem Vater nicht! hör! Melchior! sag es um Gottes willen deinem Vater nicht, daß ich keine Schläge kriege. Willst du? versprich es mir.

Melchior war gerührt. Er sah ein, daß er an seinem Unglücke selbst schuld sei, weil er das unbesonnene Spiel angefangen habe. Ihn dauerte auch der arme Johann, der so sichtbare Beweise seiner Reue von sich gab. Er beteuerte also, daß er den ganzen Vorgang seinem Vater verschweigen wolle.

Unterdessen ließ sich der Vorfall nicht wohl verschweigen. Das Loch war doch da, und Melchior konnte es nicht verbergen. Eine Stunde ging er wohl seinem Vater aus den Augen; da er aber zu Tische gerufen wurde, so mußte er erscheinen, und da fiel denn das Loch dem Vater gleich in die Augen.

Nu! was giebt es denn da? ich glaube, du hast gar ein Loch im Kopfe? Behüt uns Gott! über dem Auge? Was hast du einmal vorgehabt?

Ich bin gefallen.

Gefallen? Was willst du gefallen sein! Wer weiß, was du einmal vorgehabt hast! Wo bist du gewesen?

Auf dem Spielplatze hinter der Kirche.

Und was waren da für Jungen?

Christian, Gottfried und Jakob.

Sonst keine?

Und — und Johann.

Nun da will ich doch einmal die Jungen fragen, was es gegeben hat. Und wenn ich erfahre, daß du mich belogen hast, da soll es dir gewiß nicht so hingehen. Jetzt gleich ziehe ich mich an und gehe fort.

Ich will es nur sagen — es hat mich einer geworfen.

Wer? wer hat dich geworfen?

Ich denke Johann.

Das ist ja ein abscheulicher Ranke[1])! So ein Flegel! so zu werfen! Frau, da sieh nur das Unglück! Da hat der Ranke, der Johann, unsern Melchior geworfen. Sieh nur einmal das Loch! Wenn es einen Finger breit tiefer gekommen wäre, das Auge aus dem Kopfe hätte er ihm werfen können. Da hätten wir nun das Unglück, da müßten wir einen Krüppel ernähren.. Tot, mausetot hätte er ihn werfen können. Aber wart! wart! ich will dir schon etwas einschenken — und nun nahm er den Melchior und lief mit ihm nach Johanns Hause zu.

Doch gar geschwinde lief er nicht. Denn allen, die ihm begegneten, zeigte er Melchiors verwundete Stirne und schrie über die Bosheit Johanns, des verruchten Buben. Da versammelte sich nun ein Trupp Weiber, Männer und Kinder, die alle um Melchiorn herumtraten, das Loch sehen wollten, in die Hände schlugen und versicherten, daß der Vater die Sache nicht könnte stecken lassen. Und so ging der Zug nach Johanns Hause zu.

Melchior wurde unter der Zeit ganz geändert. Er fing nun an einzusehen, daß Johann der abscheulichste Junge sein müsse, und freuete sich recht darauf, daß ein solcher Bube, der ihm das Auge hatte auswerfen oder gar tot machen wollen, recht tüchtig gestraft würde.

Da standen sie nun vor Johanns Hause. Melchiors Vater schlug vor die Thür, daß sie hätte zerspringen mögen. Johanns Vater sah durch das Fenster, und da er den Schwarm Menschen und den Tumult vor seinem Hause sah, kam er vor Schrecken halb tot und öffnete die Thür.

Aber noch mehr entsetzte er sich, da ihm Melchiors Vater die pöbelhaftesten Grobheiten entgegen rief, ihn einen nichtswürdigen Mann, seine Familie eine Bestienbrut nannte und vom Verklagen und Zuchthause redete.

Johanns Vater mußte notwendig bei einem solchen Betragen alle Fassung verlieren. Er redete seinem Sohne das Wort, schimpfte wieder, warf endlich Melchiorn nebst seinem Vater zum Hause hinaus und schlug die Thür zu.

Den anderen Tag untersuchte er die Sache und strafte Johannen gebührend ab.

Aber Melchiors Vater hatte es nicht gesehen. Er redete also alle Tage über das Unglück, das Johann hätte anrichten können, und schwur, sich an ihm zu rächen.

---

[1]) Ranke, richtiger Range, hochaufgeschossener junger Mensch, dann wilder ungezogener Junge, ein „ringfertiger Bursche". Salzmann hat wahrscheinlich die Ranke, sich windender Schoß, oder auch der Rank, Krümmung, Winkelzug, listiger Anschlag, Hinterlist, vorgeschwebt.

Er hielt es auch. Denn als er einmal Johannen auf der Straße antraf, prügelte er ihn mit seinem spanischen Rohre so durch, daß er es in vielen Tagen nicht verwinden konnte.

Und so betrug sich Melchiors Vater immer. Wenn sein Junge einmal von einem anderen war geschimpft oder geschlagen worden, so fing er allemal einen entsetzlichen Lärm an. Er schimpfte auf die Jungen, die ihn beleidigt hatten, und auf ihre Eltern, rückte ihnen vor die Thür und zankte sich mit ihnen.

War Melchior in der Schule gestraft worden, so rückte er den Schulkollegen in das Haus und sagte ihnen die größten Grobheiten. Zuchtmeister möchten sie wohl sein, aber keine Schuldiener, sie wüßten nicht, wie viel es koste, ein Kind groß zu ziehen — das waren die gewöhnlichen Komplimente, die sie bekamen.

Melchior wurde bei dieser Art der Erziehung das, was er notwendig werden mußte, ein rachgieriger Junge. Wenn ihn jemand beleidigt hatte, so wurde er so hitzig, daß er alles Bewußtsein verlor. Er bedachte nicht, daß er die Beleidigung oft selbst veranlaßt habe; daß es damit so böse nicht gemeint sei, als er glaubte. Das Ding lasse ich nicht stecken, das soll dir teuer zu stehen kommen — das waren die gewöhnlichen Drohungen, die er ausstieß, so oft ihm jemand eine Beleidigung zufügte.

In der That kann man ihm nicht schuld geben, daß er jemals etwas habe stecken lassen. Als Knabe, als Jüngling, als Mann hat er alles durchgefochten. Entweder hat er sich mit seiner Zunge oder mit seiner Hand gerächt, oder er hat seine Gegner auf das Rathaus geschleppt und da die Sache mit ihnen ausgemacht.

Jetzt muß er aber doch manches stecken lassen. Sein Vermögen, das ihm sein Vater übrig ließ, und das noch durch die Beerbung eines reichen Vetters um ein Ansehnliches vermehrt wurde, ist für Strafgelder und Prozeßkosten aufgegangen. Das Haus ist sogar verkauft, und er muß sehr kümmerlich von den Gutthaten leben, die ihm seine Anverwandten zuwerfen. Da muß er nun freilich oft den beißendsten Spott und die bittersten Vorwürfe hören, ohne daß er weiter etwas thun kann als die Zähne zusammenbeißen und mit der Faust drohen.

Mittel, Kindern den Neid zu lehren.

Stelle ihnen immer anderer Leute Glück als ein großes Unglück vor.

Frau Eleonore hatte einen großen Hang, sich in Kleidung und Aufputzung ihres Hauses hervorzuthun, und — wenig Einnahme, die kaum zureichte, die unentbehrlichsten Ausgaben zu bestreiten. Dies kränkte sie sehr.

Doch würde sie ihren Gram leicht überwunden haben, wenn sich nur andere Leute ebenso kümmerlich hätten behelfen müssen. Das war aber der Fall nicht. Sie hörte immer von Leuten, die große Einnahmen hatten, denen Erbschaften zufielen, die in der Heirat glücklich waren, in der Lotterie gewannen, und solche Nachrichten waren, wie sie zu sagen pflegte, lauter Nägel zu ihrem Sarge.

Gegen ihr über wohnte ihre Schwester, die einen begüterten Kaufmann hatte, in dessen Laden es selten leer wurde, weil er sehr liebreich war und durch seine Freundlichkeit immer mehrere Käufer an sich zog. Da saß nun Frau Eleonore mit Fikchen, ihrer Tochter, am Fenster und beobachtete. So oft jemand in den Laden ging, aus dessen Anzuge sie schließen konnte, daß er einen vollen Beutel mitbringe, so gab es ihr einen Stich ans Herz, und sie seufzte: Das ist wahr, anderen geht doch alles nach Wunsch und Willen — da sitzt meine Schwester, die großthuige Frau, wie eine Edeldame, alles läuft zu und bringt Geld, wer bringt mir denn was?

Einmal hatte sie gehört, daß ihre Nachbarin einen reichen Vetter beerbt hätte — dies brachte sie aus aller Fassung. Sie kam mit zitternden Händen nach Hause. Kannst du denken, Fikchen, sagte sie, da ist die Nachbarin da, die so nicht mehr weiß, wie sie den Kopf hoch genug tragen will, die hat 3000 Thlr. geerbt. Platzen möchte man, wenn man sieht, wie es in der Welt hergeht. Da will ich nur den Spektakel sehen, den das Weib machen wird! Da werden Spiegel, Kommoden gekauft werden! Gieb nur Achtung, wie sie sich herausputzen wird! Ich werde den Greul nicht lange mehr ansehen. Nur du armes Mädchen! (hier brach sie in Thränen aus) nur du dauerst mich — nur du, daß — ach mein Herz möchte springen, daß — du in einer so gottlosen Welt bleiben sollst — bei der Bagage!

Da sie die Nachricht bekam, daß ihrer Schwester Tochter einen Hofrat bekäme, so fiel sie um und bekam Verzuckungen.

Fikchen hatte wirklich ein gutes Herz. Die gute Mutter dauerte sie, sie weinte, wenn sie sie weinen sah, schimpfte auch mit, wenn die Mutter auf andere schimpfte, weil sie ihr dadurch einige Erleichterung zu verschaffen glaubte.

Aber durch diese Art der Behandlung wurde in Fikchens Herze das Ding erzeugt, das man den Neid zu nennen pflegt.

Dies Ding muß gewaltig zehren, denn Fikchen kam dabei von allen Kräften. Das blühende Rot, das sonst ihre Wangen färbte, verschwand und verwandelte sich in schwarzgelb. Wie konnte es auch anders kommen, — das gute Kind hatte keine frohe Stunde, Tag für Tag Ärgernis. Da heiratete eine von ihren Gespielinnen einen reichen Mann, dort kaufte sich ihr Mühmchen ein neues Kleid. Eine erbte, die andere war in der Lotterie glücklich. Alles dieses würde nun

andere Leute nicht beunruhigt haben, aber Fikchen ärgerte es. Sie hat oft gesagt, daß es ihr wie ein Wurm an dem Herzen nage, daß kein Schlaf in ihre Augen käme, seitdem ihre ehemalige Freundin das große Haus am Markte erkauft habe. Da es in diesem Jahre schwere Gewitter gab, so beruhigte sie sich damit, daß einmal der liebe Gott ein Einsehen haben und in das Nest schlagen würde. Aber auch dies geschah nicht. Wie war es möglich, daß Fikchen in einer solchen Welt, wo sie so viel glückliche Leute, so viel fröhliche Gesichter sah, lange aushalten konnte!

Sie starb an der Schwindsucht, nach Aussage des Kirchenbuchs, in einem Alter von 22 Jahren, vier Monaten und fünf Tagen.

Mittel, Kindern Schadenfreude beizubringen.

Bringe sie nur erst so weit, daß sie sich über anderer Glück ärgern, so werden sie sich gewiß auch bald über ihr Unglück freuen.

Dies ist ganz natürlich. Denn wenn jemandem das Glück anderer ärgerlich ist, so wird er notwendig auch wünschen, daß sie unglücklich werden möchten. Und welche Freude, wenn sein Wunsch erfüllt wird.

Wenigstens sah man dies an dem neidischen Fikchen. Das war noch ihre einzige Freude, die sie in ihrem betrübten Leben bisweilen aufheiterte, daß doch hier und da noch Leute, teils durch ihre eigene Schuld, teils durch Unglücksfälle, in betrübte Umstände gerieten.

Als ihre Muhme, die Hofrätin, von deren Hochzeit ihre Mutter beinahe den Tod hatte, Witwe wurde, so heiterte sich ihr ganzes Gesicht auf. Ist's möglich? sagte sie zu der Frau, die ihr davon die erste Nachricht gab, ist's möglich? da hast du es, Frau Hofrätin! Ich gönne niemandem etwas Böses, aber — der Frau geschieht schon recht. Das war ja nicht zum Ausstehen, was die Frau groß that. Ich denke aber, nun wird es sich schon legen, — die gute Einnahme fällt nun weg, — an Staat und gute Bißchen ist sie gewöhnt, — ich will gar nicht hinsehen, was da herauskommen wird. Auf dem Misthaufen kann sie noch sterben, die große Hofrätin die.

Und bei diesen Gedanken klopfte ihr Herz so freudig, wie das Herz einer Braut, wenn sie den Bräutigam umarmet. So wenig sie auch sonst von Gesellschaft hielt, so ließ sie doch die Frau, die ihr diese freudige Botschaft gebracht hatte, diesmal nicht von sich. Sie mußte zu Tische bleiben und den ganzen Abend bei ihr zubringen. Das war ein herrlicher Abend! Da mußten die mehresten Häuser die Musterung passieren. Da wurden Neuigkeiten erzählt, die anderen Leuten ganz unbekannt waren. Von den mehresten Häusern hieß es: Mit diesen Leuten hat es nicht lange Bestand; ich will es wohl noch

erleben, daß sie aus der Stadt gehen müssen. Denk sie an mich, Frau Ursel!

Da davon gemurmelt wurde, daß Jungfer Rebeckchen zu Falle gekommen wäre, so kam Fikchen den ganzen Tag nicht nach Hause. Sie durchzog die Straßen, teils um diese erfreuliche Begebenheit, womöglich denselbigen Tag noch, durch die ganze Stadt auszubreiten, teils um selbst davon eine recht umständliche Nachricht einzuziehen.

So gewiß ist es, daß man seinen Kindern erst den Neid lehren müsse, wenn sie einmal zur Freude über ihres Nebenmenschen Unglück aufgelegt sein sollen.

Mittel, Kindern Abscheu gegen gewisse Tiere einzuflößen.

Suche dein Kind zu bereden, daß dergleichen Tiere giftig wären.

Wilhelms Vater hatte in seinem Zimmer Mäuse verspürt und stellte deswegen eine Falle auf, um sie zu fangen. Wilhelm kam dazu und fragte: Vater, was machst du da?

Eine Falle stelle ich auf, um diese Mäuse zu fangen, die in meine Stube gekommen sind.

Ach, die armen Tierchen haben dir ja nichts gethan.

Sie haben mir wohl noch nichts gethan, aber sie könnten mir leicht etwas thun. Wenn sie mir in die Kleider oder Wäsche kämen, so könnten sie Löcher hinein fressen.

Ja so. Das habe ich nicht gewußt. Aber wie machen es die Mäuse, daß sie sich fangen?

Sieh, da hänge ich Speck an ein Häkchen! Das riechen die Mäuse, laufen herbei und wollen davon fressen; wenn sie dann daran ziehen — pautz, da fällt die Falle zu, und da stecken die Mäuse drinnen.

Das merkte sich Wilhelm. Des Morgens bald früh sprang er aus dem Bette, um zu sehen, ob sich keine Maus gefangen hätte, — da war wirklich eine in der Falle! Das war eine Freude! Er holte sie heraus, strich sie, bewunderte die Ohren, die artigen Pfoten, die scharfen Zähne, das weiche Fell, und nun ging er die Treppe hinauf, um der Mutter das allerliebste Tier zu zeigen. Aber sobald er in die Stube trat, erhob die Mutter ein so entsetzliches Geschrei, daß es der Vater im Garten hörte. Hu! hu! hu! eine Maus! eine Maus! wirf sie hin! sie ist ja giftig. Du Schurke! hast du mir nicht einen Schrecken zugefügt! Wer wird denn die Mäuse angreifen? sie haben ja Gift im Schwanze.

Da stand der arme Wilhelm wie versteinert. Er war blaß wie eine Leiche und sah die Maus mit ebensolchem Entsetzen wie einen Skorpion an.

Sein Vater, der auf das Geschrei herbeigelaufen kam, gab sich alle Mühe, ihn zu bereden, daß er die Maus wieder aufheben und auf die Gasse werfen sollte. Das war alles umsonst. Er versprach ihm ein Nösel Nüsse, wenn er ihm folgen würde, und dies bewegte ihn, wirklich die Hand danach auszustrecken. Aber das ging ganz langsam, ganz langsam, und kaum war er mit den Fingern nahe an die Maus gekommen, so zog er sie wieder mit Entsetzen zurück und sagte: Hu! hu! hu! Ich kann das garstige Ding, ach ich kann es nicht angreifen, es ist ja giftig.

Diese Furcht vor Mäusen hat ihn auch in seinen männlichen Jahren nicht verlassen. Er springt zehn Schritte zurück, wenn er eine Maus erblickt, und wenn ihm eine über den Leib springt, so wird er ohnmächtig.

Seine Freunde versichern, dieser Abscheu gegen die Mäuse wär ein Erbstückchen. — —

Mittel, Kindern Abneigung gegen fremde Religionsverwandte einzuflößen.

I.

Berede sie, Gott hasse alle diejenigen, die nicht ihres Glaubens sind.

Frau Elisabeth war der lutherischen Religion sehr eifrig zugethan und wünschte daher, daß dieser Religionseifer auch auf ihre Kinder forterben möchte. Sie glaubte diese Absicht nicht besser erreichen zu können, als wenn sie den lieben Gott immer als einen Eigensinnigen vorstellte, der unter allen Menschen niemanden leiden könnte als die Lutheraner.

Wenn sie daher ihren Kindern Religionsunterricht erteilte, so fand sie es nicht für gut, nach dem Exempel Jesu Gott als einen Vater aller Menschen ihnen bekannt zu machen, sondern suchte sie zu bereden, er sei nur ein Vater der Lutheraner und übergäbe alle, die das lutherische Glaubensbekenntnis nicht annehmen, dem Teufel zur ewigen Qual.

Anfänglich bemerkte sie bei ihren Kindern zu ihrer großen Betrübnis viele Herzenshärtigkeit. Wilhelmine, ihre älteste Tochter, machte ihr einmal die Einwendung, sie kenne so viele gute Menschen unter den Reformierten, Katholiken, Juden, Mennoniten und Herrnhutern, die um sie herum wohnten, wie es denn also möglich sei, daß diese rechtschaffenen Leute, die doch nichts Böses gethan hätten, von Gott könnten verdammt werden? Die Mutter wußte es ihr aber aus verschiedenen Sprüchen der Bibel zu beweisen, daß der lutherische Glaube allein der wahre sei, daß alle Menschen, wenn sie nur wollten, lutherisch werden könnten, und daß sie daher nicht Ursache hätten, sich

zu beschweren, daß sie Gott deswegen verdamme, wenn sie von dieser Freiheit keinen Gebrauch machten.

Ihr Sohn Fritz war einmal gar so frech, ihr unter die Augen zu sagen, im 25. Kapitel Matthäi stünde doch, Jesus werde am Tage des Weltgerichtes nicht fragen, ob jemand lutherisch, reformiert, katholisch, jüdisch u. dgl. gewesen sei, sondern ob er Liebe und Barmherzigkeit gegen seinen Nebenmenschen bewiesen habe.

Für diese Naseweisheit bekam er aber auch eine recht derbe Maulschelle, die die Wirkung that, daß er mit dergleichen Einwendungen nicht mehr beschwerlich fiel.

Um ihr Gewissen noch besser zu verwahren, bemühte sie sich, einen Informator zu bekommen. Anfänglich wurde ihr ein sehr liebreicher, geschickter Mann vorgeschlagen, der schon zwei Jahre lang in einem Hause die Kinder auf das beste erzogen und in ihren Kenntnissen sehr weit gebracht hatte. Wirklich war sie schon geneigt, ihm ihre Kinder anzuvertrauen, als sie zu ihrem großen Glücke erfuhr, was an dem Zeisige wäre, daß er nämlich — die reformierte Kirche besuche. Sie dankte dem lieben Gott recht herzlich in ihrem Abendgebete, daß er das große Unglück abgewendet, das über ihrer armen Kinder Häuptern geschwebt hätte.

Den folgenden Tag stellte sie sogleich den Herrn Markolphus ihren Kindern zum Erzieher und Lehrer vor. In seinen Sitten ist er zwar etwas roh, in seinem Anstande plump, verstehen thut er auch nicht viel, — was schadet dies aber alles? er ist doch echt lutherisch, und ihr Gewissen ist doch wegen des Seelenheils ihrer Kinder beruhigt. Einige Neulinge haben sie zwar bereden wollen, das Seelenheil bestünde in einem guten Verstande und Rechtschaffenheit des Herzens; sie hat aber sich durch dergleichen Grübeleien nicht irre machen lassen und bleibt dabei, das Seelenheil bestehe eigentlich im lutherischen Glauben.

Sie hat die große Glaubensfreude, ihre Bemühungen gesegnet zu sehen. Ihre Kinder hassen alles, was nicht echt lutherisch ist, und da im vorigen Jahre die Reformierten bei dem Magistrate sich die Erlaubnis auszuwirken suchten, in einer lutherischen Kirche das Abendmahl halten zu dürfen, so war ihr Sohn derjenige, der es vorzüglich hintertrieb. Dafür segnete sie ihn auch auf ihrem Sterbebette und freute sich auf den seligen Augenblick, da sie alle ihre nicht lutherischen Nachbarn im Pfuhle erblicken wird, der mit Feuer und Schwefel brennt.

II.

Gehe deinen Kindern mit gutem Beispiele vor.

Herr von Gutberg ging von der Erde und ließ viel Geld, aber keine Kinder zurück. Damit nun dieses Geld recht gut angewendet

werden möchte, so machte er allerlei Verordnungen. Unter andern verordnete er, daß die jährlichen Zinsen von 30000 Rthr. zur Unterstützung solcher Personen, die ohne ihre Schuld arm wären, verwendet werden sollten, beging aber dabei den Fehler, daß er nicht bestimmte, welche Religionsverwandten eigentlich auf diese Unterstützung Anspruch machen dürften. Ein Glück war es, daß die Verteilung dieser Wohlthaten Herrn Kritzkopf anvertraut wurde, der sehr wachsam war, daß sie niemandem als echt Reformierten zu teil wurden. Oft kamen Weiber zu ihm, die ihre Männer verloren und von ihnen nichts als Kinder geerbt hatten; Vormünder von vater- und mutterlosen Waisen; Hausväter, die durch Unglücksfälle ihr ganzes Vermögen eingebüßt hatten, und wurden, weil sie nicht reformiert waren, mit dem Vorwande zurückgewiesen, es sei jetzt kein Geld vorhanden. Bat hingegen ein liederliches Weibsbild, ein Hauswirt, der seine Güter verschwendet hatte, um Unterstützung, so erhielten sie dieselbe ohne Weigerung, wenn sie sich nur zur reformierten Religion bekannten. Dies geschah nun immer in seiner Kinder Gegenwart, denen er auch gemeiniglich die Gründe anzuführen pflegte, warum man niemanden, als Reformierte, lieben müsse.

Dies schöne Beispiel hatte die erwünschtesten Folgen. Die Kinder beurteilten den Wert des Menschen nicht nach seinem Fleiße, Verstande und seiner Rechtschaffenheit, sondern — nach seiner Anhänglichkeit an die reformierte Religion.

Luischen, seine älteste Tochter, hatte einen Liebhaber, der durchgängig als der gesundeste, schönste, verständigste, thätigste, rechtschaffenste Mann bekannt war. Sie liebte ihn, sobald sie ihn erblickte, ihr Herz wünschte keinen andern Gatten als Herrn Brav. Weil er aber lutherisch war und sich nicht entschließen konnte, seiner Religion zu entsagen, so hatte sie Stärke des Geistes genug, ihm ihre Hand zu versagen und sie einem entnervten reformierten Wollüstlinge zu reichen, der ihr in den ersten Wochen der Ehe eine Krankheit mitteilte, die ihr das Leben kostete. Sie starb in der Hoffnung, daß es ihr Gott im Himmel vergelten werde, daß sie einen schlechten Reformierten einem braven Lutheraner vorgezogen habe.

Mittel, die Kinder gegen die Schönheiten der Natur unempfindlich zu machen.

I.

Verweise es ihnen, wenn sie die Natur beobachten wollen, und suche sie durch allerlei Versprechungen davon abzubringen.

Der kleine Mathias bekam in der Stadt von der schönen Natur weiter nichts zu sehen als ein Stückchen Himmel, so breit als seine

Gasse, denn sein Vater, der ein Handwerksmann war, wohnte in einer engen Straße in einem kleinen Hause, an dem nicht einmal ein Gärtchen war. Wenn ihn dann der Vater einmal mit auf das Feld nahm, da war dies für ihn eine unaussprechliche Freude, weil ihm alles neu war. Da fand er bald eine Blume, bald einen Wurm, bald einen Vogel, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Da hüpfte er dann dem Vater nach und rief: Vater! Vater! sieh einmal da! das allerliebste Blümchen! das artige Vögelchen! Aber der Vater antwortete allemal unwillig: mit deinen Possen da, hast du denn noch keine Blume, noch keinen Vogel gesehen?

Einmal fand er eine große Raupe, hob sie voll Erstaunen auf und brachte sie dem Vater. Sieh einmal, sagte er, das große Tier, das ich da gefunden habe. Aber der Vater sagte: Pfui! das garstige Ding da! wirf es hin! tritt es tot; es könnte dich beschmeißen.

Da sich Mathias bei allem, was er sah, aufhielt und es bewunderte, so konnte es nicht anders kommen, als daß er oft zurück blieb, und sein Vater warten mußte, bis er beikam.

Dies machte nun den Vater verdrießlich. Er verwies ihm diese Verzögerung und sagte oft: Geh doch fort, du heilloser Junge! wenn du nicht geschwinder gehst — gieb Achtung! so mußt du gewiß ein andermal zu Hause bleiben.

Da lief Mathias wieder ein Fleckchen; aber die Begierde, alles, was um ihn war, zu betrachten, war viel zu groß, als daß er sie sogleich hätte überwinden können. Kaum war der Vater wieder etliche Schritte gegangen, so sah er einen Frosch hüpfen oder hörte eine Heuschrecke zwitschern, — da stand mein Mathias wieder stille.

Der Vater kriegte am Ende das Ding satt, nahm ihn bei der Hand, schleppte ihn mit sich fort, und wenn er demungeachtet bald da-, bald dorthin sah, so fing er gemeiniglich folgende Erzählung an:

Geh zu! Mathias! Geh zu! wenn du brav darauf los schreitest, so kommen wir bald nach dem Dorfe dort. Da soll dir es wohl besser gefallen, als auf dem leeren Felde da. Da will ich lassen einen Kaffee machen und Milch und Eier hinein schlagen, daß die Milch kaum fließt.

Und da krieg ich auch was?

Das versteht sich. Da kriegst du zwei Schalen. Geh nur zu! immer zu! lauf! da laß ich ein paar Bratwürste braten und lasse Bier herbeibringen, da soll es dir eine rechte Lust werden. Durch diesen Kunstgriff gelang es ihm endlich, die heftige Begierde des Mathias, die schöne Natur zu bewundern und aus derselben den guten, weisen und mächtigen Schöpfer zu erkennen, gänzlich zu ersticken. In der Folge schritt er brav drauf los, dachte an den Kaffee und ließ Natur Natur sein, zum großen Vergnügen des Vaters.

Jetzt ist er ein Mann, und die Spuren der Erziehung, die er genossen hat, sind noch immer an ihm sichtbar. Er läuft auf seinen Spaziergängen durch Wiesen, Wälder, Saatfelder, ohne da etwas Merkwürdiges zu sehen. Vor ihm fliegt die Lerche auf, bei seinem Eintritte in den Wald begrüßt ihn die Nachtigall — er bemerkt es nicht, denn seine Gedanken sind schon in dem Bierkruge.

Wenn man ihn bei seiner Zurückkunft fragt, was er Merkwürdiges gesehen habe, so weiß er nichts zu sagen, als: Es war heute viel warm, es war Mordweg, das Bier war vortrefflich. Es müßte denn sein, daß er die Karte gespielt hätte, — dann kann er stundenlang erzählen.

Ein einziges Mal hat doch die Natur so viel Gewalt über ihn gehabt, daß sie seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Vollmond ging auf. Da rief er seinem Kameraden zu: Alle Hader! der schöne Mond! wie er da hängt! wie eine Kuchschüssel!

II.

Suche deine Kinder früh zur Erlernung der lateinischen Sprache zu bringen.

Herr Professor Pancratius hatte die Freude, daß seine Gattin ihm ein Söhnlein gebar. Er war eben damit beschäftigt, eine dunkle Stelle des alten lateinischen Schriftstellers Suetonius[1]) zu erklären, die ihm bereits einige Tage Mühe gemacht und einige Nächte den Schlaf geraubt hatte, als er diese erfreuliche Nachricht erhielt. Wie groß seine Freude darüber war, kann man daraus sehen, daß er wirklich sogleich den Suetonius liegen ließ und sich zu seiner Frau und ihrem Söhnlein verfügte.

Er sah sogleich nach der Nase, und da er in derselben einige Ähnlichkeit mit der Nase des alten römischen Bürgermeisters Cicero zu finden glaubte, so wurde seine Freude noch einmal so groß. Seine erste Sorge war nun diese, daß das Kind zur heiligen Taufe gebracht wurde, dann überließ er die weitere Verpflegung desselben der Mutter und der Wartfrau, weil er es für unschicklich hielt, daß ein so gelehrter Mann, wie er war, um solche Kleinigkeiten, wie das Einwickeln, die Reinigung, die Nahrungsmittel eines kleinen Kindes sind, sich bekümmern sollte.

Nachdem er seit dieser Zeit ungefähr vier Jahre auf seiner Studierstube verlebt hatte, fiel es ihm ein, daß nun die Zeit wohl

[1]) Suetonius, römischer Historiker und Biograph, Zeitgenosse der Kaiser Trajan und Hadrian, Geheimschreiber des letzteren, hat unter anderen Schriften eine Lebensbeschreibung der ersten 12 römischen Kaiser mit Einschluß von Julius Cäsar verfaßt.

da sein möchte, für die Erziehung seines kleinen Tullius (so pflegte er ihn im Scherz zu nennen, weil Cicero eben diesen Namen geführt hatte) zu sorgen. Er machte den Anfang damit, daß er ihm sagte, wie der Tisch auf Lateinisch hieß. Dann lehrte er ihn täglich erst fünf, dann zehn Sachen lateinisch benennen. Hierauf mußte der Kleine täglich eine halbe Seite Vokabeln lernen, z. B. alumen der Alaun, aluta semisch Leder ꝛc.[1]) Anfänglich fragte der Kleine den Herrn Vater was ist denn das Alaun? semisch Leder? Da aber der gelehrte Mann niemals Zeit gehabt hatte, sich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern, und sie also selbst nicht kannte, so verwies er dem kleinen Tullius diesen Vorwitz und brachte es damit bald so weit, daß diese Fragen unterblieben, und daß der liebe Kleine eine ganze Seite lateinische Wörter täglich lernte, ohne die Sachen zu kennen, die dadurch sollten angezeigt werden.

Bald darauf wurde das Kind angeführt, alte lateinische Schriftsteller zu lesen. Da diese nun schwer zu verstehen waren, so mußte es fast seine ganze Jugendzeit damit zubringen, daß es sich auf das Lesen derselben zubereitete und sie wiederholte.

Vorige Woche hatte ich das Glück, mit dem jungen Herrn Magister Pancratius und seinem gelehrten Herrn Vater spazieren zu gehen. Ich erstaunte, wie weit der Vater den Sohn gebracht hatte. Dieser wußte von allen Straßen und merkwürdigen Häusern Roms zu sprechen wie ein geborener Berliner von Berlins Merkwürdigkeiten, welches der Herr Vater mit einem gefälligen Lächeln anhörte. Mit allem aber, was die Natur hervorbringt, war er völlig unbekannt. Da ich meine Verwunderung bezeugte über einen Acker, der vorzüglich viel Roggen trug, so fragte er mich: Was ist denn das? und da ich ihm sagte: Roggen, so fragte er weiter: Was macht man denn mit dem Roggen? Da wir einige Schritte weiter gegangen waren, bemerkte ich einen Raupenbalg, auf dem die Maden einer Schlupfwespe ausgekrochen waren und sich in Larven verwandelt hatten. Ich zeigte mit dem Finger darauf und sagte: Sehen sie da! O, rief er, stören Sie doch die arme Raupe nicht, daß sie nicht von den Eiern läuft!

So weit kann uns die frühe Erlernung der lateinischen Sprache bringen.

Mittel, wie man Kindern kann lehren, Gespenster zu sehen.

Erzähle deinen Kindern recht viel von Gespenstern.

Wenn Meister Martin Feierabend gemacht hatte, so versammelten sich seine Kinder um ihn und baten, daß er ihnen etwas erzählen sollte.

[1]) aluta, semisch, üblicher sämisch (fettgar) Leder, Corduan, auch in der Schrift „Noch etwas über die Erziehung" als Beispiel für die Unsitte, die Kinder ganz unverständliche Vokabeln lernen zu lassen, gebraucht.

Da stopfte er sich dann sein Pfeifchen, setzte sich zu dem Ofen, seine Kinder drängten sich um ihn, dann fing er an zu erzählen, fast von nichts als von — Gespenstern; teils weil er nichts anderes wußte, teils weil er bemerkte, daß seine Kinder nichts lieber hörten.

Er wußte ihnen vierundzwanzig Orte in seiner eigenen Gegend zu nennen, wo es nicht geheuer war. Auf dem einen sollte ein Kloster gestanden haben, wo sich noch bis jetzt im Advent und in der Fasten eine Nonne sehen ließe.

Im Riete, unweit der großen Pappel, die gleich unter der Mühle steht, sollte sich ein Mann ersäufet haben, der noch immer umgehe. Kurios wäre es auch, daß allemal Punkt elf auf dem Gottesacker sich ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, so groß als ein Kochlöffel, zeige und Glock zwölf wieder auf dem Grabe eines alten schwedischen Hauptmanns verschwände. Bei dem Klosterturme in der Vorstadt sei ihm einmal etwas auf den Rücken geplumpt wie ein Mehlsack, das habe er bis vor seine Hausthür tragen müssen. In seinem Leben wolle er des Nachts vor diesem Turme nicht wieder vorbei gehen. Unter dem großen Steine am Markte rechter Hand, wenn man nach der Schule zugeht, solle ein großer Schatz liegen, der mit einem schwarzen Bocke versetzet wäre. Seine Großmutter habe von ihm erzählt, daß sie von ihrer Großmutter gehöret hätte, daß sich einmal ein paar Wagehälse dran gewagt hätten, hätten auch wirklich das Geld schon funkeln sehen, weil aber der eine gerufen hätte: Da ist der Schatz! so wäre er gleich wieder versunken. In dem alten Schlosse oben auf dem Berge soll ein verwünschtes Fräulein wohnen, das sich alle hundert Jahre in Gestalt einer Eidechse sehen ließe und nicht eher könne erlöset werden, bis ihr ein reiner Junggeselle den Kopf abhieb u. s. w.

Wenn er auf den Kiphäuser Berg, auf den Brocken, Rübezahlen, oder Dr. Fausten zu reden kam, so war er unerschöpflich.

Die alte Marie, die er bei sich hatte, war freilich eine Magd, mit der nicht viel anzufangen war; weil sie aber den Kindern so hübsch zu erzählen wußte, und er selbst von ihr noch manches Gespensterhistörchen, das ihm noch unbekannt war, lernen konnte, so behielt er sie doch.

Durch diese Art des Unterrichts brachte Meister Martin seine Kinder in kurzer Zeit sehr weit. Sie behielten alles wohl und bekamen den Kopf so voll Gespenster, daß, wenn die Nacht einbrach, sie Erscheinungen erwarteten. Hierdurch wurden sie so vorsichtig gemacht, daß sie in der Dunkelheit sich nicht trauten, einen Schritt vor die Thür zu thun. Trieb sie ja die Natur, so mußte allemal die alte Marie mitgehen und so lange neben ihnen stehen, bis sie ihren Leib erleichtert hatten. Gingen sie zu Bette, so mußte Marie bei dem Bette sitzen, bis sie eingeschlafen waren.

Mußten sie ja, da sie größer wurden, in der Dunkelheit durch das Feld gehen, so sahen sie jeden Baum für einen schwarzen Mann, jede Sternschnuppe für einen fliegenden Drachen und jeden Hamster, der ihnen begegnete, für ein Ding an, mit dem der Böse sein Spiel habe.

Peter, der älteste Sohn, brachte es in der Kunst, Geister zu sehen, vorzüglich weit. Schon in seinem achtzehnten Jahre wußte er von siebenundsiebzig Gespenstern zu erzählen, die er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte. Sein Vater meinte, es käme dies daher, weil er ein Sonntagskind wäre, und glaubte, daß dem Burschen noch ein großes Glück bevorstehe.

Wer weiß auch, was nicht noch mit der Zeit geschieht. Er ist freilich schon durch böse, mutwillige Leute in großen Schaden gekommen! — Er ging zum Exempel einmal des Abends von einer Dorfkirmse nach Hause, sah auf dem Wege eine Pfanne glühender Kohlen stehen, hörte aus einem Busche kläglich rufen: Erlöse mich! erlöse mich! und in der gewissen Meinung, daß die Kohlen ein Schatz wären, warf er seine neue Pudelmütze darauf, die sogleich lichterloh brennte, weil ein loser Vogel aus der Gesellschaft, in der er gewesen war, wirkliche Kohlen hingesetzt hatte; seine Magd nimmt auch allerhand Spukereien vor und bestiehlt seine Speisekammer; bei alledem kann man nicht wissen, was sich zwischen hier und Michaelis zuträgt.

Er weiß ja von sicherer Hand, daß in einem gewissen Kreuzwege ein großer Schatz stehe, der dem zufallen soll, der ein pechschwarzes Kaninchen, das aber, wohl zu merken, in der Walpurgisnacht ist gestohlen worden, unter gewissen Ceremonien, hinter die er nun auch gekommen ist, mit einem dreikreuzigen Messer in diesem Kreuzwege abschlachtet. Er hat auch wirklich bei einem Mitmeister schwarze Kaninchen gesehen und ist fest entschlossen, in nächster Walpurgisnacht eins zu stehlen. Da wird man nun sehen, wie das Ding gehen wird.

Mittel, Kindern Furcht vor Gewittern beizubringen.

Stelle dich selbst, sobald ein Gewitter aufsteigt, fein ängstlich an, so werden sich deine Kinder bald nach dir bilden!

Herr Siegfried hatte die besondere Gewohnheit an sich, daß er seine Kinder auf alle merkwürdigen Begebenheiten in der Natur aufmerksam machte und sie dabei immer an die Güte und Weisheit Gottes erinnerte. Dies ging so weit, daß er sogar mit ihnen in das freie Feld ging, so oft ein Gewitter aufstieg, und demselben so lange zusah, bis ihn der Regen nötigte, in sein Haus zurückzukehren.

Gemeiniglich pflegte er dann folgendermaßen zu seinen Kindern zu reden: „Sehet, Kinder! wie lieb uns Gott hat! Heute war der

Tag so heiß, so schwül, daß, wenn diese Hitze noch einige Zeit gedauert hätte, unsere Gewächse verdorret und wir selbst zu aller Arbeit untüchtig geworden wären. Da hat aber der liebe Gott die Einrichtung gemacht, daß auf große Hitze ein Gewitter erfolgen muß. Dies kühlet die Luft ab, — fühlt ihr es nicht, wie kühl sie schon wird? Bald wird ein fruchtbarer Regen folgen, der alle unsere schmachtenden Gewächse erquickt."

Dadurch wurden die Kinder bald so weit gebracht, daß sie kein Gewitter mehr fürchteten. Wenn ein Wetterstrahl durch die Luft fuhr, so riefen sie: Sieh einmal, Vater, das war ein prächtiger Blitz! Geschah ein Donnerschlag, so sagten sie: Der Schlag läßt sich hören! Und wenn es gar zu regnen anfing, so sangen sie gemeinschaftlich:

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden,
Und Tag und Nacht
Und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.

Was wohl aus diesen Kindern würde geworden sein, wenn sie auf diesem Fuß wären groß gezogen worden! Alle Nachbarn ärgerten sich daran, murmelten darüber und sagten einander in das Ohr: Herr Siegfried sei ein Naturalist, der alle Gottesfurcht aus den Herzen seiner Kinder vertreibe.

Zum großen Glück für sie starb Herr Siegfried bald, und sein Bruder rettete wenigstens den ältesten Sohn Adolf.

Er nahm ihn zu sich und ließ es sich sehr angelegen sein, alles, was der Vater bei ihm, wie er zu sagen pflegte, verdorben hatte, wieder gut zu machen. Von den mancherlei Mitteln, die er anwandte, um zu seinem Zweck zu kommen, will ich jetzt nichts anführen, als sein Verhalten bei Gewittern.

So oft sich eins in der Ferne zeigte, rang und wand er die Hände und sagte: Gott, erbarme dich unser! Herr, sei uns gnädig! erzählte dabei, wie viele Dörfer zeither durch den Wetterstrahl wären angezündet und wie manche Menschen davon wären getötet worden. Anfänglich wollte Adolf allerlei Einwendungen dagegen machen, er wurde aber sehr bald zum Schweigen gebracht. Ließ sich nun der Donner hören, so stimmte Adolfs Vetter nebst seiner Familie ein gewöhnliches Bußlied an. Sobald aber ein starker Donnerschlag geschah, so ertönte ein Lied im höheren Chor. Gemeiniglich war es das Lied:

Straf mich nicht in deinem Zorn;
Großer Gott, verschone!
Ach laß mich nicht sein verloren,
Nach Verdienst nicht lohne!

Hat die Sünd
Dich entzünd,
Lösch ab in dem Lamme
Deines Grimmes Flamme!

Diese Behandlung that nun bei Adolfen sehr gute Wirkung. Wenn die Worte kamen: Lösch ab in dem Lamme deines Grimmes Flamme, so zitterten ihm alle Glieder, weil er an solche Ausdrücke gar nicht gewohnt war und Gott immer als einen Gott der Liebe hatte kennen lernen.

In kurzem kam es mit ihm so weit, daß er nicht mehr in den Blitz sehen konnte und Todesangst ausstand, sobald ein Gewitter sich näherte. Darüber freute sich sein Herr Vetter gar höchlich und erzählte es gegen jedermann, daß er den kleinen Adolf zu Gottesfurcht angeführt habe.

Mittel, den Kindern Todesfurcht einzuflößen.

Beschreibe ihnen den Tod als das schrecklichste Übel.

Meister Heinrich hatte zwei Röcke, einen Werktagsrock und einen Sonntagsrock. Den einen legte er an, wenn er in die Kirche ging, den anderen bei seinen Geschäften und täglichem Umgange. Er glaubte also, daß man auch zwei Religionen haben müsse, eine für die Kirche, die andere für das tägliche Leben.

Um dieses zu erläutern, will ich nur ein Exempel anführen. In der Kirche, die er besuchte, predigte der Herr Magister Rudolf, der den Tod gewöhnlich als einen Übergang von der Erde in einen anderen Zustand vorstellte, welcher für alle, die auf der Erde gut gelebt hätten, eine wahre Wohlthat sei und also von dem Christen nicht dürfe gefürchtet werden. Dies hörte Meister Heinrich gern und glaubte es auch; — solange er in der Kirche war. Und dies war ein Teil seiner Religion für die Kirche.

In seiner Religion für das tägliche Leben wurde aber der Tod ganz anders, als das schrecklichste Übel, das dem Menschen begegnen könnte, vorgestellt. Wenn er Nachrichten erhielt, daß einer seiner Bekannten die Erde verlassen hatte, so schlug er allemal in die Hände und sagte: Daß Gott erbarme! ist er auch tot? und war so ein feiner hübscher Mann! Stieß ihm eine kleine Unpäßlichkeit zu, so verlor er seine ganze Fassung und sagte oft: Ach du lieber Gott! ich will gern alles dulden, wenn ich nur nicht sterbe! Da ihm der Tod seine Frau raubte, wollte er sich alle Haare aus dem Kopfe raufen, zog einen kohlschwarzen Rock, an band einen langen Flor um seinen Hut und vermummte seine Kinder ebenso.

Dadurch brachte er es denn so weit, daß seine Kinder, vorzüglich sein Sohn Bernhard, wirkliche Todesfurcht bekamen. Es gab ihm alle-

mal einen Stich in das Herz, wenn er die Totenglocke läuten hörte, und wenn er eine Leiche erblickte, so lief es ihm eiskalt über die Haut.

Einmal bekam Bernhard die Masern, die er leicht hätte überwinden können, weil er eine ziemlich feste Natur hatte. Da aber ein etwas bedenklicher Umstand eintrat, lief der Vater ängstlich in der Stube umher, wimmerte und sagte: Herr Jesu, erbarm dich, er stirbt! mein Bernhard stirbt! das Unglück! Bernhardchen! stirb nicht! ach stirb! ach du herzenslieber Bernhard, stirb nicht! Der Junge erschrak, bekam Verzuckungen und — starb wirklich.

Mittel, den Kindern die Religion verhaßt zu machen.

I.

Mache ihnen Gott verhaßt, so werden sie auch die Religion hassen.

Horch, wie der liebe Gott schmält! sagte eine Mutter zu ihrem Kinde, so oft es donnerte. Gieb Achtung, der liebe Gott straft! sagte sie, wenn es nicht gleich folgen wollte. Oft wenn es die unschuldigsten Ergötzlichkeiten sich erlaubte, drohte sie ihm mit der heißen Hölle, und wenn sie etwas erzählte, so war es gemeiniglich von der Hölle, in welche der liebe Gott die Kinder würfe und ewig von dem Teufel martern ließe.

Fikchen konnte nicht anders, als ihrer Mutter glauben. Sie stellte sich sogleich den lieben Gott als einen bösen Mann vor, der sein Vergnügen daran fände, wenn er durch sein Poltern Menschen ängstigen könnte, der den armen Kindern keine Freude gönne, sondern gleich wütend zuschlüge, wenn sie ein bißchen herumsprängen und etwa ein Loch in die Schürze rissen, und so grausam wäre, daß er sie gleich dem Teufel übergäbe, wenn sie etwa eine Tasse zerbrächen oder ein Bierglas umstießen.

Notwendig mußte Fikchen dem lieben Gott gram werden.

Anstatt daß sie bei Gewittern an das Fenster hätte treten sollen und die Majestät ihres Vaters bewundern, ihn anbeten und für den Segen preisen, den er auf ihren Garten goß, so verkroch sie sich in einen Winkel und zitterte.

Sie betete zwar täglich ihren Morgen- und Abendsegen, aber niemals aus Liebe und Dankbarkeit, sondern aus Furcht, der liebe Gott möchte böse werden und sie strafen.

Notwendig mußte sie auch eine Abneigung gegen sein Wort bekommen. Sie sah es als ein Gebiß an, das Gott den Leuten in den Mund gelegt hätte, um ihnen ihre Freuden zu verderben.

Sie hörte, daß sie groß war, immer predigen, daß Gottes Wort eine große Wohlthat sei, hat es aber niemals glauben können.

II.

Bringe ihnen die Religion auf eine verhaßte Art bei, so werden sie bald gegen dieselbe ihre Abneigung bekommen!

1. Kaspar wurde von seinem Vater angehalten, täglich ein großes Stück aus dem Psalme und Katechismus auswendig zu lernen. Stockte er oder hatte es gar nicht gelernt, so setzte es tüchtige Schläge.

„Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen und wird den Gerechten nicht ewig in Unruhe lassen." Flegel! kannst du das nicht merken?

So sagte er einst zu ihm, als er diesen schönen Vers nicht gelernt hatte, und zauste ihn dazu bei den Haaren.

Kaspar mußte notwendig dem Buche gram werden, um dessenwillen er so viele Schläge bekommen hatte. Kaum war er aus der Schule, so warf er es weg und bekam niemals Lust, es wieder anzusehen.

2. Ein gewisser Vater meinte es wirklich mit der Religion gut und wünschte, daß sie bald bei seinen Kindern Wurzel schlagen möchte. Allein er that es auf eine so unbedachtsame Art, daß er ohne seinen Willen ihnen Abneigung gegen dieselbe beibrachte.

Schon vom vierten Jahre an mußten seine Kinder dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen und bei demselben vom Anfange bis zu Ende aushalten. Ob sie gleich noch nicht lesen konnten, mußten sie doch Gesangbücher mitnehmen und den Gesang der Gemeine mit anhören, und ob sie gleich von einer Predigt noch gar nichts verstanden, wurden sie jedoch gezwungen, auf dieselbe zu merken.

Da nun die Kinder eine freie Bewegung lieben und ungerne an einem Orte stundenlang stille sitzen, so mußte ihnen notwendig der christliche Gottesdienst, wo sie gar keine Unterhaltung fanden, die ihrem kindischen Verstande angemessen gewesen wäre, zuwider werden.

Diese Abneigung wurde noch größer, weil sie auch im Winter bei der strengsten Witterung in der Kirche aushalten mußten.

Du lieber Gott, schon wieder Sonntag! sagten sie, wenn sie durch die Glocken das Zeichen zum Gottesdienste geben hörten, und suchten oft mit Thränen die Kleider zusammen, die sie anziehen sollten.

Dieser Widerwille wurzelte bei ihnen so tief, daß sie ihn auch bei zunehmenden Jahren nicht ablegten. Sie ergriffen begierig jede Gelegenheit, die Kirche zu versäumen, und wenn sie dieselbe auch besuchten, so fruchtete doch Predigt und Gesang wenig bei ihnen, weil sie beides mit Unwillen hörten.

III.

Auch kannst du diese Absicht erreichen, wenn du ihnen diejenigen verhaßt und verächtlich machst, die sie die Religion lehren.

1. Nachbar Thomas hatte nebst vielen anderen Fehlern auch diesen an sich, daß er immer von anderen Leuten Übels redete. Vorzüglich ließ er anzügliche Reden fahren, wenn das Gespräch auf den Pfarrer oder Schulmeister kam.

Hatte der Pfarrer eine Predigt gehalten, die von der Gemeine mit Beifall aufgenommen wurde, so sagte er: Das sind keine Künste, wenn ich auch, wie der Pfarrer, zwölf Malter Decimation[1]) einzunehmen hätte und könnte zu Hause hinter dem Kachelofen sitzen, so wollte ich es ebenso gut machen. Sah er etwa einen Amtsbruder in das Pfarrhaus gehen, da hieß es: Ja, ja, das Pfaffengeniste, das thu nichts als schmausen und faulenzen, und unsereins muß den ganzen Tag arbeiten.

Bestrafte der Geistliche einen Fehler, den Nachbar Thomas an sich hatte, so glaubte er, der Pfarrer habe auf ihn gestichelt, und dann ging es bei Tische über den guten Mann unbarmherzig her. Wenn doch der Pfaffe, sagte er gemeiniglich, sich nur um sich bekümmerte und lernte, wie viel Psalmen wären. (Der Geistliche hatte sich nämlich einmal versprochen und statt des siebzigsten den hundertundsiebzigsten Psalm genannt.) Was will so ein Kerl reden! Und nun wurde alles, sein Gang, seine Perücke, seine Haushaltung und Ackerbau lächerlich gemacht.

Dem Schulmeister ging es eben nicht besser. Da Junge! da ist das Holzgeld für den Schulmeister. Trag es dem Hungerleider hin, ehe er dich mahnet. Geh hin und sage dem Schulmeister, er soll diesen Abend zum Schlachtessen kommen, daß er auch einmal weiß, wie es deuchtet, wenn man sich satt essen kann.

So schlecht sprach der Mann von Kirchen- und Schuldienern.

Nun hatte der junge Thomas auf der ganzen Welt niemanden, von dem er die Religion hätte lernen können, als den Pfarrer und den Schulmeister, die ihm der Vater so verächtlich gemacht hatte; kein Wunder, wenn er die guten Lehren, die sie vortrugen, ihre Ermahnungen und Verweise verachtete.

Hm, dachte er bei sich selbst, wenn er im Pfarr- oder Schulhause eine gute Lehre bekam, was will der Pfaffe, was will der Hungerleider mich lehren können!

2. Nicht besser machte es Meister Simson. Dieser schickte sein Söhnchen in eine Schule, an welcher drei Lehrer arbeiteten, die alle

[1]) Decimation, Abgabe des Zehnten an den Geistlichen.

drei ihre Fehler hatten; denn sie waren Menschen. Der eine war etwas jähzornig und hatte daher oft mit seinen Nachbarn allerhand Streitigkeiten; der andere liebte den Putz, und da sein Einkommen sehr gering war, so ging es fast ganz für Kleidung auf; wenn nun Fleisch, Bier oder andere notwendige Dinge zu kaufen waren, so fehlte es oft an Gelde, er mußte hier und da borgen und wurde von seinen Gläubigern bisweilen ziemlich unhöflich gemahnet; der dritte war lustig und erlaubte sich in Gesellschaften, wo es ihm gefiel, gern ein Gläschen Wein mehr zu trinken, als ihm zuträglich war, und plauderte oft Dinge, die freilich einem Manne, der seiner Schüler Vorbild sein soll, nicht gar wohl anstunden.

Wenn nun einer von diesen Leuten einmal ein Böckchen geschossen hatte, so merkte es Meister Simson sehr genau und redete davon oft in Gegenwart des jungen Simsönchens.

„Ja, das sind Schulkollegen, daß Gott erbarm! der eine zankt sich alle Tage, der andere ist ein Bankerottör, der dritte ein Vollzapfen. Wenn die Schuldiener sich so aufführen, was wollen denn die Kinder thun!"

Dergleichen Reden waren bei ihm sehr gewöhnlich.

Niemals sprach er aber schlechter von ihnen, als wenn sie Simsönchen einen Verweis oder eine Züchtigung gegeben hatten.

„Was will der Narr", sagte er alsdann gemeiniglich, „haben? Er kann ja sich nur um sich bekümmern. Er kann ja nur erst vor seiner Thür kehren."

Simsönchen, der eben sonst nicht den besten Kopf hatte, merkte doch dieses sehr gut. Wenn ihm hernach einer von diesen Männern den Katechismus erklärte und zeigte, was ein Christenmensch thun und lassen müsse, so lachte er in seinem Herzen und dachte, der Narr kann sich ja nur um sich bekümmern, er kann ja nur erst vor seiner Thür kehren.

Da das Simsönchen aus der Schule kam, so wurde es ein sehr wilder Knabe, der weder auf die Vorstellungen des Vaters, noch des Pfarrers etwas gab. Er fing so viele Händel an, daß er nach und nach sein ganzes Vermögen auf das Rathaus zahlen und am Ende die größte Not leiden mußte; wie noch Jedermann weiß, der ihn gekannt hat.

Wer hat nun wohl das arme Simsönchen ins Unglück gestürzet?

Mittel, die Kinder eigensinnig zu machen.

Thue alles, was sie verlangen!

Herr Kurt hatte mit seiner lieben Frau bereits zehn Jahre eine unfruchtbare Ehe geführet. Endlich kam, zu seiner und der Frau Kurtin großen Freude, der kleine Heinrich Kurt zur Welt. Seine

Eltern glaubten nun verbunden zu sein, alles, was in ihrem Vermögen wäre, anzuwenden, um dies liebe einzige Kind recht sorgfältig zu pflegen. Sie verzärtelten es also nicht nur wie gewöhnlich, sondern sie nahmen sich auch beiderseits vor, ihm in allem zu Willen zu sein, damit das gute Kind nicht etwa geärgert würde.

Wenn es nach etwas reichte, so mußte es beigetragen werden. Man brachte ihm Hund und Katze bei, man gab ihm alles zu kosten, man reichte ihm sogar Messer und Gabel, nachdem man sie in die Scheide gesteckt hatte, sobald es das Händchen danach ausstreckte. War ihm etwas zuwider, so mußte es augenblicklich entfernt werden, und drei Mägde wurden fortgejagt, weil man glaubte, daß das Kind sie nicht leiden könne.

Der kleine Heinrich fing an zu laufen, — aber nicht dahin, wo die Mutter oder die Magd ihn hinführen wollten, sondern wohin es ihm selbst gefiel. Hu! hu! hu! schrie er immer, zog die Hand seiner Führerin nach einem bestimmten Orte zu, und diese mußte ihm folgen. So wandelte er in einer Stunde von der Stube durch das Haus, Hof und Garten, und von da wieder alle Treppen hinauf bis auf den obersten Boden. Einmal stand der Keller auf, gleich wollte Heinrich hinein, und da es ihm die Magd verwehrte, so fing er ein schreckliches Gebrülle an. Stille! stille! sagte die Magd, im Keller ist's dunkel. Komm, wir wollen bei die Hühnchen gehen. Sieh einmal, Heinrich! die artigen Hühnerchen! put! put! kommt, ihr Hühnerchen, bei Heinrichen! Das half aber nichts, Heinrich bog sich rückwärts, schrie, stampfte, — da kam die besorgte Mutter herbeigesprungen. Was giebt's? was giebt's? hieß es. Was wird doch das dumme Mensch einmal gemacht haben!

Gar nichts! Frau Kurtin! Der kleine Heinrich will in den Keller, und da kann ich doch wirklich — sehen Sie nur, wie er sich gebärdet. Ich kann ihn wahrhaftig nicht mehr halten.

Gebt her das Kind! Brennt ein Licht an! Stille, stille, Heinrich! In Keller willst du? Ja! ja!

Und nun ging es den Keller hinunter. Die Magd mußte vorhergehen und leuchten. Auf der Mitte der Treppe fiel es Heinrichen ein, umzukehren. Er schwenkte sich, — Mutter und Magd schwenkten sich mit, und nun ging es wieder die Treppe hinauf in die Putzstube.

Heinrich lernte nun sprechen. Und jedes Wort wurde als ein Befehl angesehen, den das ganze Haus befolgen mußte.

Wenn ihm bei Tische vorgelegt wurde, so hieß es gemeiniglich: Das will ich nicht.

Und was denn, gutes Kind?

Ich will von dem Stückchen da haben.

Da, Heinrich, da hast du es.

Es schmeckt auch nicht.

Nicht? wonach hast du denn Appetit?

Ich will Gebackenes.

Gebackenes? Das ist nicht da.

Ich will aber Gebackenes!

Gieb dich zufrieden. Morgen, da will ich dir ein recht gut Küchelchen backen.

Ich will aber etwas Gebackenes!

Was werden wir nur mit dem Kinde anfangen? Kathrine, da habt ihr einen Groschen, holt doch dem Kinde etwas Gebackenes! — Da, klein Äffchen, ist etwas Gebackenes! Ist's denn so recht?

Ja. Mich durstet.

Das arme Kind! Willst du Bier oder Wein?

Ich will Kaffee.

Und der ist noch nicht fertig. Geschwinde macht Feuer an zum Kaffee. Stille! stille!

Kommt denn der Kaffee bald?

Bald! bald!

Ich will keinen Kaffee. Ich will Bier, Bier! Mutter, Bier!

Da! da ist Bier.

Das ist mein Glas nicht. Ich will mein Glas haben.

Seht einmal, was das Kind so klug ist. Denk! gleich weiß es, daß das sein Glas nicht ist. Da, Heinrich, da ist dein Glas.

So wie es bei Tische ging, so ging es immer. Kleidung, Schlafzimmer, Gesinde, Gesellschaft, alles mußte nach seinem Sinne gewählt werden.

Nun ist er erwachsen und hat durchgängig den Namen der eigensinnige Kurt. Dreimal hat er schon seine Wohnung verändert. Alle Jahre müssen die Zimmer anders tapeziert und die Öfen umgesetzt werden. Eine Frau hat er schon zutode gepeinigt und die andere, — nun die wird auch nicht weit mehr laufen. Mägde hat er gemeiniglich jährlich vier bis sechs, und er selbst, wenn ich recht gesehen habe, hat kaum noch zwei Jahre zu leben. Die ganze Welt steht ihm nicht recht, — und dies ist freilich zum totärgern.

Mittel, Kindern das Lügen zu lehren.

I.

Halte sie fein frühzeitig zum Lügen an!

Hierin hatte Meister Stephen eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit. Er ließ fast keinen Tag vorübergehen, ohne den kleinen Stephen angehalten zu haben, wenigstens eine Lüge zu sagen.

Merkte er, daß jemand ihn besuchen würde, der ihm nicht gelegen war, so stellte er ihn in die Thür und sagte: Du! wenn der oder der kommt und fragt, ob dein Vater zu Hause wäre, so sprich: Vater ist nicht zu Hause; Vater ist über Feld gegangen.

Kam etwa eine arme Frau oder Kind, die etwas Brot verlangten, so sagte Meister Stephen: Geh hin! sprich, wir hätten heute selbst kein Brot, wir säuerten diesen Abend erst.

Das Söhnchen ging nicht gern in die Schule und versäumte sie daher oft unter allerlei nichtigem Vorwande. Kam nun der andere Tag, so fürchtete es sich noch mehr, die Schule zu besuchen. Ich gehe nicht in die Schule, hieß es, ach! ich gehe nicht in die Schule, ich kriege Schläge, weil ich gestern nicht darin gewesen bin. Aber Meister Stephen wußte bald Rat zu schaffen. Närrchen! sagte er, du kannst ja nur sprechen, du hättest gestern eine Purganz eingenommen gehabt oder hättest für mich ein paar Wege gehen müssen. Die Schuldiener müssen es ja wohl glauben.

Die Frau Stephen war etwas genau und wendete einen Pfennig zehnmal um, ehe sie ihn ausgab. Wenn nun das Söhnchen sie bat: Mutter, gieb mir einen Pfennig, ich will mir eine Semmel kaufen; oder wenn er sie um einen Dreier zu Kirschen oder Erdbeeren ansprach, so bekam er gemeiniglich die Abfertigung: Peperlepep! ob so ein Junge, wie du bist, von allen Narrentäppchen hat oder nicht. Demohnerachtet aß aber doch Stephen alle Tage Kirschen oder Erdbeeren, oder was sonst die Jahreszeit mit sich brachte. Sein Vater steckte ihm einen Dreier nach dem andern zu, gab ihm aber allemal die väterliche wohlmeinende Erinnerung: Da hast du einen Dreier! Gehe hin, kaufe dir etwas! Laß es aber deine Mutter nicht sehen! Und wenn sie es sieht, so sprich, dein Pate hätte dir das Geld gegeben.

Der junge Stephen machte in kurzer Zeit im Lügen einen ungemeinen Fortgang. Er war imstande, ganze Geschichten, von denen kein Wort wahr war, zu erzählen, ohne rot zu werden. Da lachte nun der Alte, daß ihm der Bauch schütterte, und sagte: Das ist ein durchtriebener Vogel, der hat den Kopf auf dem rechten Flecke.

Aber freilich machte er, da er größer wurde, auch manches Stückchen, das seinem Vater nicht gefiel.

Des Sonntags früh ging er gemeiniglich in ein Branntweinhaus und sagte bei seiner Zurückkunft, er wäre in der Kirche gewesen. Fragte ihn sein Vater, was er aus der Predigt gemerkt hätte, so wußte er ihm so vieles zu erzählen, daß es dem Vater gar nicht einfiel, in ihn ein Mißtrauen zu setzen.

Die Woche hindurch lief er halbe Tage lang von der Arbeit, mit dem Vorwande, er sollte zum Paten, zur Base oder Großmutter kommen,

und ging in die liederlichsten Häuser, wo er einen Gulden nach dem andern sitzen ließ.

Der Vater vermißte nach und nach Geld, Wäsche und Handwerkszeug. Es ging ihm im Kopfe herum. Ich muß, sagte er einmal bei Tische, einen Spitzbuben im Hause haben, das kann nicht anders sein. Den muß ich herauskriegen, es koste, was es wolle. Der junge Stephen ward weder blaß, noch rot. Er kriegte den Vater auf die Seite und zischte ihm in das Ohr: Wollt ihr wissen, wer euer Dieb ist? das ist der Geselle. Der läßt in allen Wirtshäusern so viel aufgehen, daß die ganze Stadt davon spricht. Nicht wahr, es ist euch ein Rößchensgulden[1]) weggekommen? wirklich? Nun seht, den hat er am verwichenen Sonntage im Gasthofe auf das Spiel gesetzt.

Natürlich mußte dies Meister Stephen ärgern. Er lief auf den Gesellen los, schalt ihn einen Dieb, einen Spitzbuben —

Den höre ich, sagte der Geselle. Der Spitzbube soll euch teuer zu stehen kommen.

Er lief auf das Rathaus, verklagte seinen Meister und brachte es dahin, daß ihm dieser Abbitte und Ehrenerklärung thun und noch überdies etliche Gulden Strafe erlegen mußte.

Wie es nun zu gehen pflegt, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Meister Stephen kam nach und nach hinter alle Schelmereien seines Sohnes. Er schmälte, er prügelte, er drohte mit dem Zuchthause, das half aber alles nichts. Meister Stephen wurde nach und nach zum armen Manne. Da er zuvor etlichen Meistern Arbeit gegeben hatte, so kam es mit ihm endlich so weit, daß er selbst als Geselle arbeiten mußte. Da soll er nun oft gegen seine Mitarbeiter geklagt haben: Ich armer Mann! In alle das Unglück hat mich mein Junge, der Galgenstrick, gestürzt. Kein wahr Wort geht aus seinem Maule. Er lügt, wie ein Vogel in der Luft fliegt. Wenn ich nur wissen sollte, wo er das verdammte Lügen gelernt hätte!

II.

Belache und belohne die Lügen!

Krieg ich auch Wein? fragte Lottchen bei Tische ihre Mutter.

Nein, Lottchen, der Wein ist Kindern nichts nütze.

Aber ich bin ja krank und habe einen schwachen Magen. Du sagtest ja einmal, daß der Wein für einen schwachen Magen gesund wäre.

Da lachte die ganze Tischgesellschaft über das drollige Mädchen. Die Mutter griff sogleich nach der Bouteille, schenkte ihr ein und

[1]) Ein Gulden mit dem niedersächsischen Wappen, auf dem sich ein Roß befindet.

sagte: Du hast du nur ein Gläschen, du kleine Lose! Ist nun der Magen wieder gesund?

Ja, Mutter! recht gesund. Es thut mir nichts mehr wehe.

Dieser Einfall wurde abermal mit Lachen aufgenommen.

Lottchen merkt es sich und suchte mehrmal durch solche Einfälle das Lob ihrer Mutter zu verdienen. Und da, wie bekannt, die Hunde am Riemchen Leder fressen lernen, so gewöhnte sich auch Lottchen durch dergleichen Späßchen das Lügen so an, daß sie in der Folge beständig unter dem Namen Lügenlotte in der Stadt bekannt war.

III.

Glaube alles, was deine Kinder sagen!

Die Frau Simpelin erkundigte sich allemal, wenn sie von Besuchen zurückkam, wie sich ihre Kinder in der Abwesenheit aufgeführt hätten. Und zwar bei den Kindern selbst, weil sie glaubte, daß diese ihr von ihrem Betragen die zuverlässigste Nachricht geben könnten.

Nu, Kinder! seid ihr auch recht artig gewesen?

Recht artig, liebe Mutter!

Ihr habt doch nicht getobt?

Nein, wirklich nicht.

Ihr seid doch nicht auf der Gasse umhergelaufen?

Wir sind nicht aus der Stube gekommen. Ich habe gestrickt und meine Schwester hat in der Bilderbibel geblättert.

Nun, das ist fein. Da bringe ich euch auch ein Stückchen Kuchen mit, weil ihr so artige Kinder gewesen seid.

Gingen die Kinder spazieren, so fragte sie die Mutter allemal, wo sie gewesen wären. Und da nannten sie ihr immer einen Ort, mit dem sie wohl zufrieden war. Und das glaubte sie alles, ohne weitere Nachfrage anzustellen, ob die Kinder auch die Wahrheit geredet hätten.

Anfänglich nun redeten sie immer die Wahrheit. In der Folge versahen sie aber doch da und dort etwas, das sie für gut hielten der Mutter zu verbergen. Sie liefen z. E. einmal in der Mutter Abwesenheit mit wilden Kindern auf der Gasse umher, wurden darüber bänglich und konnten sich anfänglich nicht entschließen, die Mutter zu belügen. Endlich sagte aber die ältere Schwester: Wir dürfen es doch nicht sagen, daß wir herumgelaufen sind, sonst kriegen wir keinen Kuchen. Dies bewog nun die andern Kinder, daß sie mit der ältern Schwester eins wurden, der Mutter, wie sie sagten, eine Nase vorzuschwatzen.

Da nun die Mutter fragte: Seid ihr fein zu Hause geblieben? so erschraken sie; keines traute zu antworten, bis die ältere Schwester losbrach und sagte: Ja, liebe Mutter! wir sind nicht vor die Thür gekommen. Da stimmten denn die kleinern Kinder auch mit ein.

Die Mutter lobte sie wegen ihrer Eingezogenheit. Die Kinder dachten aber: Geht es so, daß die Mutter alles glaubt, so können wir ja mehrmals solche Späßchen machen.

Nun begingen sie die größten Ausschweifungen, wenn die Mutter nicht zu Hause war, und versicherten allemal bei ihrer Zurückkunft, daß sie recht fleißig und artig gewesen wären. Sie besuchten auf ihren Spaziergängen die Spielplätze, wo es am wildesten herging, und nannten hernach allezeit einen Ort, wo sie gewesen wären, von dem sie wußten, daß er der Mutter angenehm sei.

Sie wurden von Jahren zu Jahren in ihren Lügen dreister und frecher, und es kam am Ende so weit, daß die Frau Simpelin ihrer Kinder — Spott wurde.

IV.

Strafe deine Kinder, wenn sie die Wahrheit sagen!

Fritz wollte einmal eine Fliege fangen, und da er mit der Hand danach fuhr, schlug er an des Vaters Glaskrug, daß dieser auf die Erde fiel und in viele Stücke zerbrach. Der arme Junge hätte vor Angst vergehen mögen. Unterdessen, dachte er, ist doch wohl das beste, daß du sogleich zum Vater gehest und ihm selbst gestehest, was du angerichtet hast. Wehmütig suchte er ihn und traf ihn endlich im Garten an. Ach Vater! Vater! sagte er, sei ja nicht böse, ich wollte eine Fliege fangen und stieß an deinen Glaskrug.

Was? an den Glaskrug? und hast ihn zerbrochen?

Ja, ich habe ihn zerbrochen, lieber Vater! aber ich habe es wirklich nicht gerne gethan.

I! du gottloser Junge! wart, ich will dir den Glaskrug anstreichen, daß du an mich denken sollst.

Ach, Vater! was willst du machen? lieber, lieber Vater! ich glaube du willst eine Weide abschneiden und mich schlagen? Ach ich — ich bitte, ich bitte — in meinem Leben —

Du gottheilloser Junge —

Ach, Vater, du schlägst —

Du wirst doch —

Mich tot — du schlägst mich tot —

In deinem Leben nicht klug werden.

Ach, mein Arm! mein Arm! ach, hör auf, Vater! ich will es in meinem Leben nicht wieder —

Da merk's! ich will dir lernen den Glaskrug zerbrechen.

Ach, daß Gott, mein Arm! mein Arm!

Ein andermal blätterte Fritze in einem Bilderbuche. Ehe er es sich versah, glitschte das Buch ab, er wollte es auffangen, ergriff ein Blatt, und — retz — da riß das Blatt mitten von einander. Wem

war bänger als Fritzen; er machte das Buch zu und stellte es stillschweigend wieder an den Ort, wo er es weggenommen hatte.

Nach ein paar Tagen wollte der Vater etwas in dem Buche suchen und fand das zerrissene Blatt. Da fragte sogleich er Fritzen, ob er nicht wisse, wer das Blatt zerrissen habe? Fritze gestand es, beschrieb aber auch zugleich, wie es damit zugegangen wäre, und bat, daß ihn der Vater doch ja deswegen nicht schlagen möchte.

Das half aber alles nichts. Fritze bekam seine Hiebe so gut wie dazumal, da er den Glaskrug zerbrochen hatte.

Da er nun sah, daß sein Vater durchaus die Wahrheit nicht hören wollte, so fing er nach und nach an sie sich abzugewöhnen.

Wenn er hernach wieder etwas anrichtete, so gestand er es niemals. Bald leugnete er es gar, bald schob er die Schuld auf jemanden anders.

Er zerbrach, weil er sehr flüchtig war, bald Gläser, bald Tassen, aber er wußte sich allemal so herauszuwickeln, daß die Schuld nicht auf ihn kam. Bald sollte der Wind die Fenster aufgerissen und die Gläser heruntergeworfen, bald die Katze auf den Tisch gesprungen sein und die Tassen zerbrochen haben.

Einmal hatte er einen Teller voll Bratenbrüh auf sein Kleid gegossen. Anstatt daß er es dem Vater hätte gestehen sollen, so hing er ganz stillschweigend das Kleid an seinen Ort. Da er es den folgenden Tag anziehen sollte, kam er mit großem Geheule zu dem Vater gelaufen. Vater! Vater! schrie er, sieh' einmal mein Kleid an! Da hat jemand Fett darauf gegossen, da ist ein groß Fleck worden, — das schöne Kleid!

Du hast es, sagte der Vater, doch wohl nicht selbst gethan?

Ich? antwortete er, ich werde ja mein Kleid nicht verderben. Nein wirklich, das habe ich nicht gethan.

Da kam nun Fritze allemal gut durch. Log er, so gingen alle seine leichtsinnigen Streiche ungeahndet hin. Redete er die Wahrheit, so bekam er Schläge. War es ihm zu verdenken, wenn er sich auf das Lügen legte?

V.

Gieb ihnen in deinen Gesprächen Veranlassung zum Lügen!

1. Traugottchen kam ganz munter aus seinem Bette, nur war er etwas röter, als sonst, vermutlich, weil er zu tief unter dem Deckbette gesteckt hatte.

Mein Herzchen, fragte die erschrockene Mutter, was fehlt dir? Du glühst ja im ganzen Gesichte.

Mir fehlt nichts.

Zeig einmal deinen Puls! Ei wirklich, wie der schlägt! Du bist doch nicht krank? Der Kopf thut dir doch nicht weh?

Ein bißchen.

Da haben wir es. Wo thut dir es weh?

Ich weiß es selber nicht.

Nicht wahr, hier vor der Stirne?

Ja, da thut es gar arg weh.

Und im Leibe, da wird es dich schneiden?

Ja.

Du lieber Gott! hat man doch nichts als Sorge und Kummer von seinen Kindern. Mann! Mann! das Unglück! unser Traugottchen ist krank. Es klaget über Kopf- und Leibesschmerzen. Wir können ihn wirklich nicht lassen in die Schule gehen.

So betrug sich Traugottchens Mutter sehr oft. Sie fragte etlichemal des Tages, ob er Hitze, ob er Frost habe, ob ihm nicht etwa sein Leib weh thäte. Sie that um ihn äußerst bekümmert, wenn er diese Frage bejahte. Ein so krankes Kind konnte ja unmöglich in die Schule gehen. Einem so kränklichen Kinde durfte nichts versagt werden, — es mußte ihm alles zu Gebote stehen, damit es sich nicht etwa ärgere. An Leckerbißchen durfte es auch nicht fehlen, damit doch der kleine Patiente etwas zu laben hätte.

Gut! dachte Traugottchen, geht es so, da willst du künftig dir schon helfen. So oft er keine Lust zur Schule oder Appetit nach Leckerbißchen hatte, so kam er zur Mutter und klagte: Ach, Mutter! mein Kopf! mein Kopf! mein Bauch! es thut mir alles weh, — bind mir ein Schnupftuch um meinen Kopf!

2. Wenn Julchen bei Karolinen, ihrer kleinen Freundin, gewesen war, so forschte ihre Mutter allemal sehr neugierig an ihr, was in Karolinens Hause vorgegangen wäre? Julchen, die sich um nichts als ihr Spiel bekümmert hatte, wußte auf die wenigsten Fragen zu antworten, und gleichwohl sollte sie doch antworten. Es wurde ihr mit Fragen so lange zugesetzt, bis sie eine Antwort gab. Notwendig mußte sie dieselbe erdichten.

Bist du in der Ober- oder Unterstube gewesen?

In der Oberstube.

Du hast ja wohl Karolinchens Mama gesehen?

Ja, sie war da.

Wie war sie denn angezogen?

J! ich habe nicht Achtung gegeben.

Nu! du wirst doch wohl gesehen haben. Hatte sie denn Kattun oder leinen Zeug an?

Ich denke Kattun.

Was das für ein albernes Mädchen ist! ich denke Kattun! weißt du es denn nicht gewiß?

Ja, nun besinne ich mich, es war Kattun.

Hatte der Kattun dunkeln Boden?

Ja, recht dunkeln Boden.

War er großblümicht oder kleinblümicht?

Kleinblümicht.

Haſt du nicht gerochen, was ſie in der Küche zubereiteten?

Es roch mir wie Haſenbraten.

Da werden ſie wohl Zuſpruch bekommen. Hat dir Karolinchen nicht geſagt, wer dieſen Abend zu ihnen kommen wird?

Nein. Ich habe ſie nicht gefragt.

Du biſt doch eine rechte Gans. Denk! wenn ich ſollte Braten riechen und ſollte nicht fragen, was man für Beſuch erwartete! Sagte denn Karolinchen nichts von ihrem Herrn Paten?

Ja, es iſt mir ſo.

Der wird wohl dieſen Abend hinkommen.

Ja, nun fällt es mir ein, der kommt dieſen Abend hin.

Von alle dieſem war nun gar nichts wahr. Julchen ſchien nicht die geringſte Anlage zur Lügenhaftigkeit zu haben, aber die witzige Mutter wußte ſie doch durch dergleichen Fragen ſo herumzuholen, daß ſie lügen mußte.

Sie brachte es auch hierin zur großen Freude der Mama ſehr weit. In der Folge ließ ſie ſich gar nicht lange mehr fragen, ſondern erzählte, ſo oft ſie in einem fremden Hauſe geweſen war, wie ſie den Mann und die Frau angetroffen, wie es in der Putzſtube und in der Küche ausgeſehen habe, was gekocht und gebraten worden, was für Perſonen daſelbſt ein- und ausgegangen wären. Von ihren Erzählungen war oft nicht ein Wort wahr. Der Mama aber war es ſo recht. —

Mittel, Kinder fein frühzeitig zur Verleumdung zu gewöhnen.

Muntre deine Kinder auf, anderen recht viel Böſes nachzureden!

Meiſter Jörge war im höchſten Grade neugierig. Er hätte gar zu gern wiſſen mögen, was täglich in allen Häuſern ſeiner Nachbarn vorging. Da er nun nicht wußte, wie er es erfahren ſollte, ſo fiel er endlich darauf, ſeinen Sohn zum Spione zu brauchen.

Kaſpar, ſo hieß Meiſter Jörgens Sohn, bekam allemal, ſo oft Meiſter Jörge hörte, daß einer ſeiner Nachbarn verreiſt war, den Auftrag, vor dem Hauſe desſelben auf- und abzugehen und zu beobachten, wer in des Mannes Abweſenheit aus- und eingehe. Hörte er, daß in einem Hauſe die Magd ſtark auf- und ablief, oder daß die Lichter helle brennten, oder die Vorhänge zugezogen waren, oder ſtark geredet wurde, ſo wurde Kaſpar abgeſchickt, um zu erfahren, was da paſſiere. War es am Tage, ſo mußte er gemeiniglich etwas aus dem

Hause borgen oder sich nach etwas erkundigen; war es aber Abend, so mußte er unter dem Fenster horchen oder, wenn es möglich war, wohl gar hineinlauschen.

Anfänglich erzählte Kaspar alles treulich wieder, was er gesehen und gehört hatte.

Da er aber in der Folge merkte, daß sein Vater vorzüglich neugierig war, daß er zehnmal fragte: Wie? wer? wirklich? daß sein ganzes Gesicht sich aufheiterte, wenn er von den Leuten recht viel Übles redete, so ließ er es sich sehr angelegen sein, sich in seinen Erzählungen nach des lieben Vaters Geschmack zu richten.

Sagte er, daß eine Frau in ihres Mannes Abwesenheit Besuch von einer anderen Frau gehabt habe, so erfolgte nichts als ein trockenes — so so. Erzählte er aber, daß eine Mannesperson zu ihr gegangen wäre, daß sie mit ihm gelacht und gescherzt habe, da spitzte er die Ohren und wollte immer mehr wissen.

Nichts hörte er lieber, als wenn sich ein Paar Eheleute entzweit hatten, oder sonst eine Unordnung bei ihnen vorgefallen war.

Kinder haben insgemein eine Begierde, andern gefällig zu werden. Kaspar hatte sie auch, und da er sah, daß er sich durch nichts bei seinem Vater beliebter machen konnte als dadurch, daß er anderen Übles nachredete, so brachte er es in dieser Kunst in kurzem sehr weit. Sein Vater bekam aus allen Häusern durch ihn die schlimmsten Nachrichten, kein Nachbar und keine Nachbarin behielten vor diesem Buben ihren ehrlichen Namen.

Das Verleumden ist ihm nach und nach so geläufig geworden, daß er es noch jetzt nicht lassen kann. Von niemandem spricht er Gutes, von allen will er etwas Böses gesehen oder gehört haben. Es vergeht so leicht keine Woche, da er nicht ein paar Nachbarn, Freunde oder Eheleute durch seine Verleumdungen zusammenhetzt. Bisweilen wird nun freilich seine Tücke entdeckt. Er hat schon einigemal Strafe erlegen müssen, hat auch ein paarmal von seinen Kameraden Schläge bekommen. Aber jung gewohnt, alt gethan. Er ist und bleibt noch immer in seinem zwanzigsten Jahre der Verleumder, der er in seinem zehnten war.

Von niemandem spricht er mehr Böses als von seinem eigenen Vater. Der ist nach seiner Aussage ein Erzknauser, ein Erbsenzähler, ein dummer einfältiger Mann.

Meister Jörge soll unter der Hand etwas davon erfahren und ihm deswegen den Kopf tüchtig gewaschen haben. Ist das der Lohn, soll er unter anderm gesagt haben, für die Erziehung, die ich dir gegeben habe, mich alten Mann so in Schimpf und Schande zu bringen? Du Ranke! wart, — wart, — in deinem Leben kann es dir nicht wohl gehen, du Lästermaul; hast du nicht im Sirach gelesen: Ein

Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist noch viel schändlicher?[1])

Mittel, Kinder verdrießlich und mit ihrem Zustande mißvergnügt zu machen.

I.

Zeige ihnen alle Dinge von der schlimmen Seite!

Wenn Amalie speiste, so machte sie insgemein ein Mäulchen, als wenn sie Pillen kauete, und fand an dem besten Essen etwas zu tadeln. Bei jedem Gerichte Rindfleisch erinnerte sie, daß es unausstehlich wäre, daß keine polnische Ochsen mehr ins Land gebracht würden; das Gemüse hatte ihrer Meinung nach den Geschmack gar nicht, wie das, das sie bei ihrer seligen Mutter Zeiten gegessen hätte. Da war es, wie sie sagte, ganz andere Zeit; — da war das Kraut so mürbe, daß es auf der Zunge zerging, aber jetzt fand sie weder Geschmack noch Geruch daran. Das Fischwerk schmeckte ihr doch immer faulig, und die Brühen, die machte ihr die Köchin niemals recht. Sie legte vor Verdruß oft Messer und Gabel hin und trat an das Fenster.

Wenn sie sich anzog, um Besuch zu geben oder anzunehmen, so war ihr, kurz gesagt, alles nicht recht. In dem seidenen Zeuge, in dem Bande, das sie anlegte, war nicht für einen Pfennig Geschmack, und ihre Kleider schienen ihr so dumm zugeschnitten zu sein, als wenn sie für die plumpe Bauersfrau wären gemacht worden.

Sie kam allemal mißvergnügt aus der Gesellschaft und beklagte sich über Mangel an Lebensart, den sie bei dieser und jener Person wollte bemerkt haben, und wünschte tausendmal, daß sie mit solchen Leuten gar keinen Umgang haben dürfte.

Bis jetzt hat ihr der liebe Gott selbst noch gar nichts recht gemacht. Regnet es ein paar Tage, so heißt es: O, über das unausstehliche Wetter! melancholisch möchte man werden. Ist es heiß, so möchte sie von Sinnen kommen, und ist es kalt, so seufzet sie: Der böse Winter! er wird doch einmal ein Ende nehmen: Wenn wir nur erst Ostern erlebt hätten!

Kurz, auch da, wo alles vergnügt ist, findet Amalie Ursache, sich zu beklagen.

Und nirgends beklagt sie sich lieber als in Gegenwart ihrer Kinder.

Daher hat sie auch lauter Kinder, die ihrem Bilde ähnlich sind. Wenn sie des Morgens aufstehen, so weinen sie. Dem fehlt ein

[1]) Sirach 5, 17.

Strumpfband, dem andern eine Schnalle, dem dritten ist das Wasser zu kalt, in dem es sich waschen soll. Auf diese Art ist in diesem Hause immer eine solche Wehklage, daß oft die Vorübergehenden geglaubt haben, es wäre jemand im Hause krank geworden oder gar gestorben.

Wird die Schokolade aufgetragen, so geht das Pimpeln von neuem an. Wer es nicht weiß, sollte meinen, sie müßten alle Rhabarber einnehmen. Dem einen ist sie nicht süß genug, dem anderen ist sie zu heiß, das dritte beklaget sich, daß ihm die Tasse zu voll wäre geschenkt worden.

So geht es bei Tische, so geht es den ganzen Tag über. Das Winseln hört nicht eher auf, bis sie eingeschlafen sind.

Vor etlichen Wochen konnte es Amalie nicht mehr ausstehen. Sie trat mit der Rute unter sie und sagte: Ihr gottlosen Kinder! wird denn das Heulen niemals alle? Ihr habt euer warmes Bette, eure Kleidung, eure Schokolade, euren guten Tisch, — und doch winselt ihr, als wenn es euch an allem fehlte? Wenn es doch arme Kinder so gut wie ihr hätten! Gregorius! gleich sei vergnügt, oder ich will mit der Rute über dich kommen. Und du Hermann! du Karoline! merkt es auch, oder es setzt gewiß derbe Schläge.

Und doch wurden die Kinder nie vergnügt; wie das wohl zugehen muß?

II.

Stelle ihnen Dinge recht süß vor, die sie nicht haben können!

Meister Stephan verdiente durch seinen Fleiß so viel, daß in seinem Hause nie Mangel war. Täglich stand eine große Schüssel voll Gemüse zu Mittag auf dem Tische, des Abends war allemal Butter und Käse da. Seine Kinder waren gesund, und da die Mutter sehr arbeitsam war, so hatten sie jederzeit reine Wäsche und ganze Kleider. Auch bescherte der liebe Gott immer so viel, daß sie sich bisweilen eine Veränderung machen und auf den benachbarten Dörfern einen Teller voll Schinken und einen Krug Bier genießen konnten.

Was das, wird man denken, für vergnügte Leute müssen gewesen sein!

Nichts weniger als dieses. Meister Stephan wußte seine Kinder immer so zu unterhalten, daß sie glaubten, sie wären die unglücklichsten Leute auf dem Erdboden. Er bemühte sich immer ihre Aufmerksamkeit von dem abzuziehen, was sie genossen, und ihnen alles als süß vorzumalen, was sie entbehren mußten.

Wenn sie sich an einem Teller voll Sauerkraut labten, so sagte er gemeiniglich: Heute wird es in jenem Hause hoch hergehen. Da wird es Wildbret, Fisch, Wein geben. Ach! so etwas kommt freilich

an unsereinen nicht, da muß man das Maul wischen. Sogleich wollte den Kindern das saure Kraut nicht mehr schmecken. Ging ein schön gekleidetes Kind vorbei, so rief er seine Kinder, zeigte es und sagte: Seht ihr, wie das Kind geputzt ist? wie ein Engel. Ihr armen Kinder, — wenn ich eure Lümpchen dagegen halte. — Wenn mich doch nur einmal der liebe Gott in bessere Umstände versetzte, so wüßte ich wohl, was ich thun wollte. Und die Kinder sahen nun auf einmal ein, daß sie sich ihrer Kleider schämen müßten.

Ging er spazieren, und es rollte eine Kutsche vorbei, so hieß es: Ja! ja! die können fahren. Wir armen Leute müssen gehen.

Wollte seine Kinder auf dem Dorfe bisweilen ein Vergnügen anwandeln, wenn sie guten Schinken und gutes Bier genossen, so zeigte er nach der Gesellschaft, die neben ihm speiste, und sagte: Wer es doch auch so gut hätte! wer doch auch ein Gläschen Wein trinken könnte! Und die Kinder verzogen das Maul, so oft sie das Glas ansetzten.

Ohne Zweifel hatte Meister Stephan zur Absicht, durch dergleichen Gespräche den Kindern die Welt recht zuwider zu machen, und diese Absicht erreichte er. Sie sind alle wohl versorgt und doch alle äußerst mißvergnügt. Sie freuen sich nie über das Gute, daß sie genießen, aber immer betrüben sie sich über das, was sie nicht haben können.

Mittel, die Kinder zum Trotze zu gewöhnen.

Achte nicht auf ihr Bitten! Sei aber willfährig, ihren Willen zu thun, sobald sie etwas mit Heftigkeit fordern!

Wer Isabellen beschuldigt hätte, daß sie ihre Zeit zum Müßiggange zubrächte, der hätte ihr das größte Unrecht gethan. Vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht war sie ja unaufhörlich beschäftigt. Hatte sie die Geschäfte, die zur Haushaltung gehörten, geendigt, so spann oder strickte sie, um damit ein paar Groschen zu verdienen und nach und nach ein Kapitälchen zusammen zu bringen, das sie nach ihrem Tode ihren Kindern hinterlassen könnte.

Bei dieser Lebensart blieb ihr nun freilich keine Zeit übrig, auf ihre Kinder so zu sehen, wie sie hätte thun sollen. Wenn die Arbeit anging, so setzte sie den kleinen Jakob, der noch nicht laufen konnte, neben sich. Wenn dann Jakobchen ein Viertelstündchen gesessen hatte, so kriegte er das Sitzen satt, streckte die Händchen nach der Mutter aus, liebkoste und rief zärtlich: Memmen! Memmen!

Wenn sonst das Lämmchen blöket, so antwortet allemal die Mutter, läßt das Gras stehen, das ihr so gut schmeckt, und läuft besorgt nach dem blökenden Kinde.

Isabelle war aber auch kein Schaf. Sie blieb daher bei den Liebkosungen des Säuglings ganz unempfindlich. Wenn dann Jaköbchen mit Bitten nichts ausrichten konnte, so fing er an zu winseln. Aber auch dieses half nichts. Die Mutter ließ sich in ihrer Arbeit nicht irre machen. Dann riß ihm die Geduld, er fing ein solches Geschrei an, daß der Mutter alle Glieder zitterten. Sie mußte endlich nachgeben, warf die Arbeit hin, nahm ihn auf den Schoß, reichte ihm die Brust und sagte: Du kleiner Kujon du! kann man doch bei dir gar nichts mehr thun.

Dieses Betragen der Mutter war nun ebensoviel, als wenn sie gesagt hätte: Sieh, Jaköbchen! mit Bitten richtest du bei mir gar nichts aus. Wenn du aber recht heftig und unbändig bist, so kannst du von mir alles verlangen.

Ob nun Jaköbchen gleich noch nicht völlig ein Jahr alt war, so verstand er doch diese Erinnerung sehr wohl. Er verlernte das Bitten ganz und schrie nur, wenn er etwas verlangte. Konnte er es damit nicht allemal erzwingen, so legte er sich auf die Erde, wälzte sich, stampfte mit den Füßen und zerkratzte sich das Gesicht. Und dann ging es ganz gewiß. Die erschrockene Mutter schlug in die Hände, sagte: Das Unglück! Das Kind könnte sich ja einen Bruch schreien, es könnte das böse Wesen kriegen. Stille, Jaköbchen! Stille! Da hast du, was du haben willst! Gucke! Da ist Kaffeechen, da sind Zuckerplätzchen! Sieh! nicht wahr, so ist es recht?

Auf diese Art wurde Jaköbchen groß gezogen und wurde Jakob. Und Jakob machte es doch ebenso wie Jaköbchen. Wenn er etwas von seinen Eltern verlangte, so fing er an zu brummen, ging im Hause auf und ab, warf die Sachen mit Ungestüm hin und her, schmiß die Thüren zu, daß sie hätten zerspringen mögen, kam nicht zu Tische und setzte sich mit einem Stücke trockenen Brotes in die Ecke, bis endlich die Eltern nachgeben und durch Gewährung seines Verlangens ihn zufrieden stellen mußten.

Darüber klagte nun der Vater sehr oft und erzählte seinem Nachbar, daß er beständig mit dem Jakob sein Unglück hätte. Er wäre ein Erzstarrkopf und wolle alles mit der Parforcehaftigkeit erzwingen.

Sein Nachbar gab ihm den Rat, er solle ihm durchaus nicht nachgeben. Es gäbe ja noch Prügel genug, damit man so einen ungezogenen Buben bändigen könnte, und wenn er über ihn nicht Herr werden könnte, so sollte er nur an die Wand pochen, so wolle er ihm schon zu Hilfe kommen.

Der Vater befolgte den Rat. Da Jakob einmal durchaus verlangte, daß ihm ein neuer Rock sollte geschafft werden, und weil man ihm nicht gleich zu Willen war, nach seiner gewöhnlichen Mode wieder zu brummen und zu lärmen anfing, so pochte der Vater dem Nachbar. Und beide prügelten den Burschen gemeinschaftlich durch.

Aber das war nun zu spät. Jakob wurde ganz wütend. Er zog sich an, nahm seinen Stock und Hut, pelferte: S' ist schon gut, Vater! ihr sollt schon sehen, was ihr gemacht habt! brauch ich doch von euerem Brote nicht zu essen. Und mit diesen Worten ging er fort und schlug die Thür heftig zu.

Der Vater wollte nachspringen und wieder gute Worte geben, aber der Nachbar hielt ihn zurück und sagte: Laßt ihn nur gehen! wenn er Hunger in den Magen kriegt, so wird er schon wieder kommen.

Jakob kam aber nicht wieder; der war unter die Soldaten gegangen.

Dachte ich es doch wohl, sagte der Vater zum Nachbar, daß es so kommen würde. So geht es, wenn man seine Kinder zu scharf hält. Ich weiß es euch mit dem Kuckuck Dank, daß ihr mir diesen Rat gegeben habt. Wenn ich doch Jakoben nur wieder hätte, ich wollte ja gerne thun, was ich ihm an den Augen ansah. Er sollte ja den Rock haben, und wenn ich das Geld dazu bei den Juden borgen sollte.

Mittel, die Kinder für die Welt unbrauchbar und ihr Leben freudenlos zu machen.

Zwinge sie zu einem Berufe, zu dem sie weder Lust, noch Geschicklichkeit haben!

In Sandleben wohnte vorzeiten ein Bauer, den noch viele alte Leute gekannt haben, der Nachbar Rehbock hieß. Dieser Rehbock war der Meinung, ein jeder Mensch habe seine Freiheit, man müsse daher jedem Kinde auch seinen Willen lassen und nur immer darauf sehen, daß es nichts Böses thäte und keine alberne Streiche mache.

Nun hatte er zwei Söhne, davon hieß einer Friede, der andere Balzer. Mit diesen ging er einmal des Sonntags spazieren, setzte sich unter eine Linde und sagte: Hört, Kinder, ihr wachset heran, und es ist Zeit, daß ich wissen muß, was aus euch werden soll.

Sagt mir einmal: Wozu habt ihr Lust? was wollt ihr werden?

Ich werde ein Pfarrer, sagte Friede; und ich bleibe bei dem Ackerbaue, sagte Balzer.

Gut, antwortete der Vater, du, Balzer, kannst ohne Widerrede deinen Willen haben, sei nur auch fein fleißig und nimm dich der Arbeit und Haushaltung an. Es gehört gar viel dazu, wenn man bei dem Ackerbaue sein ehrliches Auskommen haben will. Dir, Friede, will ich auch nicht hinderlich sein. Hast du aber auch den Kopf dazu? Ich habe gehört, wer ein Pfarrer werden will, der müsse sieben Sprachen verstehen! Getraust du dir wohl, die zu lernen?

Und wenn es ihrer 24 wären, sagte Friede, so wollte ich mich nicht davor fürchten.

Der Vater traute aber dem Landfrieden nicht, sondern ging mit Frieden zum Herrn Pfarrer und bat, er möchte ihn doch ein bißchen auf den Zahn fühlen und versuchen, ob sein Friede wohl wirklich den Kopf dazu hätte, ein Pfarrer zu werden.

Der Herr Pfarrer ließ Frieden eine ganze Woche lang zu sich kommen, sprach mit ihm, ließ ihn in Büchern lesen, hernach kam er zum Vater und sagte: Nachbar Rehbock! euer Sohn hat einen trefflichen Kopf und ungemeine Lust, recht viel zu lernen. Laßt ihn in Gottesnamen studieren.

So' blieb Balzer beim Ackerbau und erwarb sich so viel, daß er das Gut in Sandleben pachten konnte, wo er sich sehr gut stand und durch seinen Fleiß und seine gute Haushaltung ein ziemliches Vermögen erwarb. Friede hingegen bezog erst die Schule, hernach die Universität und wurde immer wegen seines unermüdeten Fleißes gelobt. Da er von der Universität zurückkam, starb bald darauf der Herr Pfarrer in Sandleben, und der Herr Magister Friedrich Rehbock wurde an seiner Statt erwählt. Er verwaltete sein Amt gut, predigte und erklärte die Bibel so, daß ihn alle Nachbarn in Sandleben gern hörten, und viele durch seine Predigten klüger, besser und glücklicher wurden.

Das war es eigentlich nicht, was ich sagen wollte.

Der Pächter Balzer Rehbock und der Magister Friedrich Rehbock nahmen beide Weiber, und weil sie und ihre Weiber gesund waren, so wurden sie beide in den ersten Jahren ihres Ehestandes mit einem gesunden Kinde erfreut. Beide waren Söhne, beide wuchsen zur Freude der Eltern heran.

Da beide das zehnte Jahr erreicht hatten, so bemühte sich jeder Vater, sein Kind zu dem Berufe anzuführen, bei dem er sich selbst so wohl befunden hatte. Der Pächter Balzer hielt seinen Sohn Gottlieb an, den Garten zu jäten und zu begießen, und der Herr Magister fing an mit seinem Sohne Polykarpus Gedikens[1]) lateinisches Lesebuch durchzugehen. Beide hatten aber an ihren Kindern gar wenig Freude.

Wenn Gottlieb jäten sollte, so blätterte er in einem Buche, und dem Polykarpus wollte das Latein nicht in den Kopf. Er war immer bei den Pferden, und wenn der Knecht auf den Acker zog, mußte er ihn gemeiniglich auf dem Pferde reiten lassen.

Darüber betrübten sich beide Väter sehr, und da einmal der alte

---

[1]) Gedike, Friedr., geb. 1754, gest. 1803 als Direktor des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin, hat seiner Zeit besonders in Preußen durch vielfache Neugestaltung des Schulwesens großen Einfluß ausgeübt; seine Lehrbücher waren die ersten besserer Art und in vielen Auflagen verbreitet.

Rehbock seinen Geburtstag feierte und alle seine Kinder und Enkel dazu hatte einladen lassen, klagten sie ihm ihre Not.

Wenn's weiter keine Not ist, sagte der Alte, so kann der Sache leicht abgeholfen werden. Ich dächte, du, Friede, ließest deinen Sohn bei dem Ackerbau, und du, Balzer, ließest deinen Gottlieb studieren.

Damit waren aber beide nicht zufrieden und glaubten, daß ihr Vater als ein einfältiger Bauer darüber nicht urteilen könne.

Jeder zwang seinen Sohn, sich dem Geschäfte seines Vaters zu widmen. Gottlieb bekam Schläge, wenn er in Büchern gelesen und nicht ordentlich gejätet, — und Polykarpus bekam Maulschellen, wenn er sich auf Gedikens Lesebuch nicht präpariert hatte.

Beide Väter hatten das Vergnügen, durch diese Behandlungsart ihre Absicht erreicht zu sehen. Gottlieb baute den Acker, und Polykarpus studierte. Jener wurde ein Pächter, dieser aber ein Pfarrer. Darüber freuten sich beide Väter gar sehr.

Kurz darauf wurde aber beider Freude in Traurigkeit verwandelt. Wenn die Bestellzeit anging, die Heu- und Getreideernte besorgt werden sollte, so las Gottlieb in Büchern, überließ die Besorgung der Wirtschaft den Knechten und Mägden, die, weil sie ohne Aufsicht waren, ihre Geschäfte sehr nachlässig und liederlich trieben, ihren Herrn vervorteilten und ihn in wenigen Jahren dahin brachten, daß ihn die Schuldner von Hause und Hofe jagten. Herr Magister Polykarpus hingegen stand allemal Todesangst aus, so oft er eine Predigt halten mußte. Bei dem Gebete zitterte er am ganzen Leibe, und wenn er den Text verlesen hatte, troff er von Angstschweiße. Dabei hatte er den kränkenden Verdruß, daß ihn seine Gemeine nicht gern hörte, sich des Sonntags in die benachbarten Dörfer verlief und seine Kirche leer stehen ließ. Einmal kamen Gottlieb und Polykarpus zusammen, wurden bei einem Glase Bier offenherzig, klagten einander ihre Not, und jeder sagte: Ich habe mein Leben so satt, daß ich lieber heute als morgen sterben möchte.

Mittel, Kinder die Unzucht zu lehren.

(In diesem Kapitel wird etwas verblümt gesprochen.)

I.

Siehe darauf, daß immer zwei und zwei in einem Bette schlafen.

Die Abderiten[1]) waren durch verschiedene milde Stiftungen in den Stand gesetzt, eine Schule nicht nur für ihre Landeskinder, sondern auch für Fremde anzulegen. Der ganze Lehr- und Erziehungs-

[1]) Abderiten, Bewohner von Abdera in Thracien, die im Altertum in demselben Rufe standen, wie in neuerer Zeit die Bewohner von Schilda und Schöppenstedt.

plan, der dabei zum Grunde gelegt wurde, war so, daß er mit ihrer ganzen übrigen Staatsverfassung genau übereinstimmte. Unter anderen hatten sie auch die Einrichtung gemacht, daß sie immer zwei und zwei Kinder in einem Bette schlafen ließen.

Wenn dann nun die Kinder zusammen in das Bette kamen, so kitzelten und neckten sie sich und griffen einander bald da-, bald dorthin.

Nach und nach wurden ihre Griffe unzüchtig, sie gewöhnten sich daran, und dadurch kam es in kurzem so weit, daß die Unzucht bei ihnen allgemein wurde.

Die Folgen davon wurden sichtbar. Wenn die Kinder in die Arme ihrer Eltern zurückkehrten, so waren ihre Wangen bleich, ihre Augen mit blauen Ringeln eingefaßt, vieler Stirnen waren mit Runzeln bezeichnet. Da freuten sich denn die Abderiten, wenn sie ihre verwelkten Kinder an ihre Brust drücken konnten, sahen ihre Mattigkeit als eine Folge ihres Fleißes an und priesen die gute Einrichtung ihrer Schule gegen jedermann.

Wurden die Kinder Männer, so waren die mehresten hypochondrisch, ihre Weiber waren mit ihnen unzufrieden, und viele starben an der Auszehrung.

Da nun die Abderiten Hypochondrie und körperliche Kraftlosigkeit als ein untrügliches Zeichen von fleißigem Studieren ansahen, so kam ihre Schule, die solche Männer lieferte, in immer größeren Ruf, und wenn einer an der Auszehrung starb, so wurde ihm gemeiniglich eine Standrede gehalten und daran vom Tode fürs Vaterland, von dem Verdienste des Mannes gesprochen, der seine Kräfte und Lebenssäfte zusetzt, um anderen zu nützen.

II.

Sorge dafür, daß deine Kinder unter recht warmen Federbetten schlafen und nicht zu früh aufstehen.

Hat je ein Vater gelebt, der seine Kinder zärtlich liebte, so war es gewiß der Herr Hofrat Murner. Nicht nur den Tag hindurch suchte er sie vor jeder rauhen Luft recht väterlich zu verwahren, sondern auch in der Nacht breitete die väterliche Liebe ihren Fittich über sie. Zwei Unterbetten, ein Pfühl, zwei Kopfkissen und eine mit Federn dicht ausgestopfte Decke mußten dazu dienen, allen Unfall von ihnen abzuwenden. Auch machte er die zärtlichste Verordnung, daß die lieben Kleinen vor acht Uhr das Bette nicht verlassen durften; teils, um sie gegen die schädliche Morgenluft zu schützen, teils, um die Transpiration zu befördern.

Beide Absichten wurden zum großen Vergnügen des Herrn Hofrats glücklich erreicht.

Es erfolgte aber noch etwas anderes, das der Herr Hofrat nicht einmal vorausgesehen hatte. Den Kindern wurde in den warmen Betten die Zeit lang. Da sie nun, wie alle Menschen, einen Trieb zur Thätigkeit hatten und ihn nicht befriedigen konnten, so — beschäftigte sich jedes mit sich selbst.

Nach wenigen Jahren sahen sie alle, Knaben und Mädchen, aus wie zusammengeschrumpfte Citronen. Den Herrn Hofrat mußte dies um so mehr befremden, da er für sie alles gethan hatte, was er seinen Einsichten nach thun konnte.

III.

Siehe bei der Wahl ihres Hofmeisters mehr auf Sprachkenntnisse als auf Tugend und Sitten!

Als der Junker von Stegreif das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, ging der gnädigen Mama mütterliche Sorge vorzüglich dahin, ihm einen Erzieher zu verschaffen, der das Französische recht fertig spräche und eine gute Pronunciation hätte. Bei der Erziehung, pflegte sie oft zu sagen, sei das Hauptwerk, daß die Kinder in der französischen Sprache hinlängliche Fertigkeit erhielten.

Ihr Amtmann war einmal so verwegen, daß er ihr dagegen Einwendungen machte und sagte, die Erlernung der französischen Sprache sei bei der Erziehung deutscher Kinder gerade das Unwichtigste; Übung des Verstandes, Veredelung der Gesinnung, Verstärkung der körperlichen Kräfte sei das Hauptwerk. Dafür schalt sie ihn aber auch einen Pedanten und versicherte, daß er ein Mann sei, der nicht zu leben wisse.

Sie schrieb deswegen nach Leipzig an einen berühmten Mann und bat ihn, ihr einen guten Hofmeister zu verschaffen. Dieser empfahl ihr nach und nach drei Männer, die sich durch ihre Kenntnisse, Sitten und Herzensgüte sehr zu ihrem Vorteile auszeichneten. Sie konnte aber keinen davon annehmen, weil allen das Beste fehlte — die echte Pronunciation in der französischen Sprache. Endlich war sie so glücklich, einen jungen Mann zu erhalten, der sich drei Jahre lang in Frankreich aufgehalten hatte und das Französische so rein und fertig sprach, als wenn es seine Muttersprache wäre. Drob empfand sie große Freude.

Ihr Bruder warnte sie zwar vor diesem Manne und sagte, er sei ohne alle Kenntnisse und Sitten. Was gehen mich Kenntnisse und Sitten an, erwiderte sie, ich will, daß mein Sohn gut Französisch lernen soll, und dazu ist dieser Hofmeister gerade der Mann, den ich suche. Sie hatte sich nicht geirrt. Binnen zwei Jahren sprach der Junker von Stegreif das Französische so fertig, als wenn er in Orleans wäre erzogen worden. Ja sein Hofmeister lehrte ihn noch mehr, lehrte ihn auch die Wollust, ehe er noch mannbar war. Schade nur, daß

dieses hoffnungsvolle Kind im zwanzigsten Jahre hypochondrisch wurde und im vierundzwanzigsten an der Auszehrung starb.

IV.

Leiste unter ihren Augen die eheliche Pflicht!

Meister Liebe nahm ein Weibchen, das er sehr lieb hatte, und zeugte mit ihr ein Söhnlein, das er nicht minder liebte. Aus väterlicher Liebe ließ er in sein Schlafzimmer sein Bette stellen, auch dann noch, da es zwölf Jahr alt war.

Wenn er dann mit seinem Friederikchen in das Schlafzimmer kam, so fing er, wie Eheleute zu thun pflegen, an zu scherzen; das Scherzen wurde immer lebhafter und wurde am Ende ein Ernst.

Wenn es nun Ernst werden wollte, pflegte Friederikchen gemeiniglich zu sagen: Mein Herzchen! Heinrich! Heinrich! wenn nur der Heinrich nicht wacht! Meister Liebe ging dann zu seinem Bette, sah, daß er die Augen zuhalte, und überließ sich nun frei seinen Empfindungen. Heinrich aber hatte nicht geschlafen, horchte erst den Liebkosungen des Vaters zu, dann richtete er sich leise empor und sah auch zu, ohne daß die Eltern es bemerkten.

Da nun Heinrich der Meinung war, daß er sich nach seinem Vater bilden müsse, suchte er bei Lottchen in Ausübung zu bringen, was ihn der liebe Vater gelehret hatte. Im dreizehnten Jahre war er schon Mann, im achtzehnten Vater, im vierundzwanzigsten Greis, im dreißigsten war seine Rolle zu Ende.*)

Mittel, Kinder naschhaftig zu machen.

I.

Versage ihrer Lüsternheit nichts!

Friederikchen mußte von allem, was auf den Tisch kam, zuerst haben. Das war in ihrem Hause nun einmal so hergebracht. Wenn die Mutter einen Teller voll Kuchen in die Stube trug, so schrie sie ihr nach: Mutter, ich will auch Kuchen! gieb mir Kuchen. Und die zärtliche Mutter sagte: Ja, Friederikchen, gleich sollst du Kuchen haben! Wart nur eine Minute, ich will erst ein Messer holen! Aber Friederikchen hielt nicht viel vom Warten. Sie forderte mit Ungestüm: Ich

*) Wer wünschet, einen ausführlicheren Unterricht über dergleichen Punkte zu haben, kann ihn in meinem Buche: Über die heimlichen Sünden der Jugend finden, das in der Keiserschen Buchhandlung in Erfurt und allen Buchhandlungen für 16 Gr. zu haben ist, und das diejenigen, die mir nahe wohnen, auch bei mir bekommen können.

will jetzt Kuchen haben. Da riß ihr denn die Mutter einstweilen ein Stück mit den Händen ab.

Kam die Mahlzeit auf den Tisch, so rückte sie gleich den Stuhl herbei, schob den Teller an die Schüssel, und die Mutter legte ihr vor, ohne das Tischgebet abzuwarten. Der Mann wollte sie zwar bisweilen versichern, daß dies höchst unschicklich sei, Kindern müsse zuletzt vorgelegt werden, damit sie ihre Begierde mäßigen lernten; sie wies ihn aber allemal mit der Antwort zurück: Es ist ja nur ein Kind, wann es erst zu Verstande kommt, so wird es sich von selbst geben.

Bekamen die Eltern Besuch, so verstand es sich von selbst, daß ihr die erste Tasse eingeschenkt wurde, und die Gäste so lange warten mußten, bis Friederikchens Forderungen waren befriedigt worden. Dann hing sie sich an die Mutter und fragte einmal über das andere: Bringst du bald Konfekt? Sobald dieses hereingebracht wurde, mußte Friederikchen ihr Stück haben. Dies war nun bald verzehrt. Dann zupfte sie an der Mutter Schürze, wies nach dem Teller, sagte auch wohl, wenn es die Mutter nicht verstehen wollte: Ich will Konfekt! Konfekt will ich haben! Und die gütige Mutter reichte ihr ein Stückchen nach dem andern hinter den Stuhl.

Nach und nach hörte Friederikchen auf ein Kind zu sein und wurde eine Mamsell. Es gab sich aber mit der Lüsternheit doch nicht so von selbst, wie die Mutter geglaubt hatte. So oft sie etwas Leckerhaftes sah, so lief ihr der Mund voll Wasser, und sie sann auf Ränke, es habhaft zu werden. Die Mutter mußte alles vor ihr verschließen, denn wenn sie den Rücken wendete, so war Mamsell Friederikchen drüber her und benaschte es. Sie hatte z. E. einmal einen Aschkuchen gebacken, um damit eine Gesellschaft zu bewirten. Mamsell Friederikchen konnte die Zeit nicht erwarten, bis er aufgeschnitten wurde, sie schlich sich in die Speisekammer, riß das Braune herunter und schloß eine Katze hinein, die alsdann den Zorn der aufgebrachten Mutter erfahren mußte.

Dergleichen Stückchen machte nun Mamsell Friederikchen viele, die nach und nach alle der Mutter bekannt wurden. Sie grübelte darüber nach, woher doch die unbändige Naschhaftigkeit des Mädchens kommen möchte, und da fiel es ihr ein, daß sie einmal, da sie mit ihr schwanger gegangen wäre, in einer Gesellschaft einen Teller mit Kirschen benascht habe. Nun glaubte sie auf den rechten Grund gekommen zu sein, sagte ihn Friederikchen, und diese, die sich doch ihres Fehlers vor sich selbst bisweilen geschämt hatte, behielt ihn ruhig bei, da sie hörte, daß er ihr aufgeerbt sei und also nicht könne geändert werden.

II.

Gieb ihnen Geld unter die Hände, ohne dich zu erkundigen, wie sie es angewendet haben.

Herr Anton hatte gehört, daß es in vornehmen Häusern Mode sei, Kindern Taschengeld zu geben. Da er nun auch gerne zu den Vornehmen gerechnet sein wollte, so gab er seinen Kindern ebenfalls den Sonntag ihr Taschengeld, und wenn der Sonntag wieder herbeikam, so zahlte er die bewilligte Summe wieder aus, ohne sich nur mit einem Worte danach zu erkundigen, wie sie das vorige angewendet hätten.

Dieses wendeten sie nun zu lauter Leckerbißchen an. Rosinen, Mandeln, Morsellen[1]) und andere dergleichen Ware führten sie beständig bei sich.

In den ersten Wochen war ihr Taschengeld hinlänglich, diesen Aufwand zu bestreiten. Da aber ihre Lüsternheit immer mehr gereizt wurde, und sie in der Folge immer teureres Naschwerk kennen lernten, so war es insgemein schon des Montags verzehrt.

Nun sollten die guten Kinder die ganze Woche durch leben, ohne etwas aus der Tasche knaupern zu können. Dies ging doch unmöglich an. Sie mußten also auf Mittel sinnen, diesem Mangel abzuhelfen. Anfänglich borgten sie und bezahlten von dem Gelde, das für die künftige Woche bestimmt war. Dies konnte aber nicht lange Bestand haben. Es kam bald so weit, daß sie ihr Taschengeld schon auf ein Vierteljahr voraus verzehrt hatten.

Was war also zu thun? Sie legten sich auf das Stehlen und wußten ihre Rolle dabei recht gut zu spielen. Da ihr Vater eine starke Einnahme hatte und selbst nicht wußte, wie viel er Geld in Cassa habe, so konnten sie ihm unter der Hand einen Gulden nach dem andern entwenden, ohne daß er es gemerkt hätte.

Der liederliche Student, der alle seine Sachen versetzt hatte und vor etlichen Wochen Schulden wegen in das Gefängnis gesetzt wurde, der ist ein junger Anton. Und die Frau, die deswegen so berüchtigt ist, daß sie Wäsche und Kleider versetzt, um sich heimlich allerlei gutes Backwerk machen zu können, die ist das Julchen, von dem ich jetzt geredet habe.

Der gute Anton grämt sich deswegen fast zu Tode und will nun durchaus wissen, wer seine Kinder verführt habe. An ihm, sagte er, läge die Schuld nicht, er habe sie zu allem Guten erzogen.

---

[1]) Morsellen (morsuli = Bissen), länglich viereckige, harte, aus Zucker bestehende Täfelchen, welche arzeneiliche Substanzen enthalten.

III.

Male ihnen die Leckerbissen recht süße vor!

Meister Hiob hatte eine starke Verwandtschaft, in der es immer etwas zu schmausen gab. Bald wurde er zu einer Hochzeit, bald zu einer Kindstaufe, bald zu einem andern Gastmahle eingeladen, wovon gemeiniglich den andern Tag etwas Konfekt und Gebackenes für die Kinder nachgeschickt wurde. Dies teilte Meister Hiob unter sie mit so einer wichtigen Miene aus, als wenn er ihnen Sachen von unschätzbarem Werte zu geben hätte. Wenn er dem kleinen Ferdinand ein Stück Torte geben wollte, so hielt er es erst eine halbe Viertelstunde in die Höhe und sagte: Gucke, Ferdinandchen, was ich dir mitgebracht habe! Das ist etwas Delikates! das wird schmecken! Tausend, wirst du das Mäulchen nicht lecken, wenn du so etwas Süßes bekommst! Du willst es wohl annehmen?

Da wurde denn Ferdinands Begierde recht heiß. Er streckte die Hände aus und sagte: Ach ja! ja! lieber Vater! Gieb es mir nur! Wenn dann Ferdinandchen so eine Zeitlang geschmachtet hatte, so bekam es endlich die Torte. Und nun kam es an die übrigen Kinder, mit denen er es ebenso machte.

Niemals machte er es aber so, wenn er ihnen Erbsen oder Wasserbrei vorsetzte.

Kam etwas Leckerhaftes auf seinen Tisch, so gebärdete er sich auch wunderbar. Ach! pflegte er zu sagen, das ist ja etwas Vortreffliches, heute wollen wir uns auch etwas zugute thun.

Auf diese Art wurden die Kinder gelehrt, daß es kein größer Glück für den Menschen gebe, als wenn er etwas Leckerhaftes genießen könne, und daß Backwerk und gekünstelte Speise einem einfachen Gemüse weit vorzuziehen wären.

Da nun jeder Mensch ein Verlangen nach Glückseligkeit hat, so mußte notwendig bei Meister Hiobs Kindern eine heiße Sehnsucht nach Leckerbissen entstehen, die sie verleitete, jede Gelegenheit zu ihrer Befriedigung aufzusuchen. Auf diese Art wurden sie naschhaftig.

Mittel, Kinder gefräßig zu machen.

Siehe darauf, daß ihnen die Magen recht voll gepfropft werden.

Madame Kunigunde glaubte zu vornehm zu sein, daß sie sich mit ihren Kindern abgeben dürfe. Dazu, meinte sie, wäre das gemeine Volk da. Sie übergab also gleich nach ihrer Entbindung ihren kleinen Adolf einem alten Mütterchen, Namens Sibylle, und sagte: Hier habt ihr den Adolf! ich binde ihn euch auf die Seele. Wartet ihn, pflegt

ihn, wie wenn es euer Kind wäre! Ich werde es doch wohl wieder gleich zu machen wissen.

Und Frau Sibylle, ein gutes ehrliches Weib, wartete wirklich den kleinen Adolf, wie wenn er ihr eigen Kind wäre.

Sie hatte von ihrer Großmutter gehört, kleine Kinder könnten noch nicht sagen, was ihnen fehle, man könne also auch nicht wissen, wenn sie satt wären, und müsse ihnen deswegen so lange einstreichen, bis sie kotzeten. Deswegen fütterte Frau Sibylle den kleinen Adolf allemal so lange, bis er kotzete, und um recht sicher zu gehen, strich sie ihm das Gekotzete auch wieder ein paarmal ein, bis sie ganz gewiß wußte, daß nichts mehr hinunter wollte.

Auf diese Art bekam Adolf allemal dreimal mehr, als sein kleiner Magen verlangte, wodurch dieser dazumal schon ziemlich weit wurde.

Als er zu sprechen anfing, so war alle Morgen das erste Wort: Semmel, und Frau Sibylle eilte, sie ihm zu verschaffen. Sobald sie verzehrt war, ging er nach dem Zimmer des Papa, der nun seinen Kaffee verzehrte, gab ihm ein Mäulchen und bekam dafür — ein paar Tassen Kaffee und ein paar Pfennige zu einem Weckchen.

Unter der Zeit war die Mama aufgestanden, zu dieser schlich sich Adolf, küßte ihr die Hände, und — notwendig mußte er mit der Mama Schokolade trinken und etliche Stück Zwieback verzehren.

Wenn dieses hinunter war, so machte er bei seinen Anverwandten einige Morgenbesuche, wo ihm allenthalben etwas vorgesetzt wurde, das er ebenfalls genoß.

Unterdessen kam der Mittag herbei, da er denn wieder eine gute Portion zu sich nahm. Der Nachmittag wurde wie der Vormittag zugebracht, und bei Schlafgehen pflegte er insgemein noch etwas Obst oder ein paar Brezeln zu verzehren.

Auf diese Art gingen die ersten Lebensjahre des kleinen Adolf mit Essen und Verdauen hin, wodurch er in diesem Geschäfte eine bewunderungswürdige Fertigkeit erlangt hat.

Mittel, die Kinder zum Guten verdrossen zu machen.

Bemerke nicht das Bestreben deiner Kinder, gut zu sein, so werden sie es bald überdrüssig!

Heute, dachte Karolinchen, will ich anfangen recht gut zu sein, daß der liebe Vater, der so viele Mühe mit mir hat, seine Freude an mir sehen soll. Kaum war sie also aus dem Bette aufgestanden, so setzte sie sich hinter ihren Nähramen, arbeitete so fleißig, als man es von ihren Jahren erwarten konnte. Wie wird, sprach sie bei sich selbst, der Vater lachen, wenn er in die Stube tritt und deinen Fleiß sieht!

Der Vater trat in die Stube und lachte nicht. Er nahm den Kalender in die Hand und sah nach, ob der Mond bald voll wäre. Er trat noch einmal hinein, und Karolinchen schielte so liebreich nach ihm, daß man hätte meinen sollen, er müßte sie bemerken. Aber er bemerkte sie nicht. Er ging vielmehr auf seinen Mops los und machte ihm einige Liebkosungen.

Nach Tische ging er in Gesellschaft.

Karolinchen ging gleich in seine Stube, kehrte sie aus, setzte die Stühle in Ordnung, wischte die Tische ab und räumte alles weg, was ihrer Meinung nach nicht am rechten Orte war. Darauf setzte sie sich hin und schrieb ihm einen allerliebsten Brief, in dem sie ihm teuer versicherte, daß sie von nun an eine recht folgsame und gute Tochter sein wollte.

Nun kam der Vater und ging in seine Stube. Karolinchen schlich sich nach, um eine Zeugin seines Wohlgefallens an ihrem guten Vertrauen zu sein.

Aber der Vater bemerkte nichts von alle der Ordnung, die in seiner Abwesenheit war gemacht worden.

Wo ist, fragte er heftig, meine Schreibetafel?

Karolinchen, die sich nicht gleich besinnen konnte, wo sie sie hingelegt hatte, lief erschrocken umher, suchte und sagte, ich habe — ich habe —

Ist's nicht wahr, du hast sie weggelegt?

Ja! ich wollte — ich wollte —

Wenn sich doch ein so einfältiges Ding, wie du bist, nicht in meine Sachen mischte!

Dies schlug das arme Kind so nieder, daß es wirklich im Begriff war, seinen Brief zu zerreißen.

Endlich wagte sie es doch, ihn zu übergeben.

Geh, sagte der Vater, mit deinem Wische. Ich habe jetzt keine Zeit, mich damit abzugeben.

Dies unanständige Betragen hatte die Wirkung, daß es Karolinchen nicht wieder in die Gedanken kam, sich ihm gefällig zu machen.

Mittel, die Kinder dumm zu machen.

I.

Gieb ihnen derbe Maulschellen, wenn sie etwas versehen.

In einem gewissen Hause war die gewöhnliche Strafe, die für jedes Versehen der Kinder bestimmt war, ein paar tüchtige Maulschellen. Wenn Kaspar oder Jörge etwas nicht nach der Eltern Willen machten, so war die gewöhnliche Drohung: Wart, ich will dir ein Paar in das Gefräße geben, daß dir Hören und Sehen vergehen soll.

Und bei dieser Drohung blieb es nicht, sie wurde täglich wenigstens einigemal so nachdrücklich in Erfüllung gesetzt, daß die Kinder oft etliche Minuten wie betäubt dastanden, besonders wenn der Vater über sie kam. Denn da dieser nervige Arme und kraftvolle Hände hatte, so schlug er damit die Kinder so stark auf die Köpfe, daß sie vor ihm herumtaumelten.

Durch diese heftige Erschütterung wurde nach und nach das ganze Gehirn in Unordnung gebracht. Kaspar und Jörge wurden die größten Dummköpfe. Die Augen starrten gerade weg, und die Mäuler standen ihnen fast immer offen. Von mutwilligen Leuten wurden sie beständig gemißhandelt, die sich um die Wette bemühten, ihnen die ungereimtesten Erzählungen glaubhaft zu machen, und sich alsdann daran belustigten, wenn diese auf das zuversichtlichste nacherzählten, daß der Türke Konstantinopel weggenommen, oder Meister Friedrich einen Kobold im Springeisen gefangen habe.

Wer nun seinen Gefallen an Dummköpfen hat, der beliebe seine Kinder auf diese Art zu erziehen, er wird davon gute Wirkung spüren. Probatum est.

II.

Ergieb dich der Trunkenheit, so wirst du dumme Kinder erzeugen.

Meister Jobsens Kinder waren eben nicht klüger. Im achten Jahre lernten sie erst sprechen, im zwölften lesen, nachdenken aber niemals.

Die Mutter klagte es einmal einem Arzte, und dieser gab ihr zur Antwort: Wie kann es denn anders kommen? Euer Mann geht ja niemals nüchtern zu Bette.

III.

Mache deine Kinder vor der Zeit klug, so werden sie bald dumm!

Der Herr Professor Orosius erkannte sein Weib und zeugte mit ihr ein liebenswürdiges Mädchen. Schon in den ersten Wochen seines Lebens gab Minchen sehr deutliche Merkmale eines muntern aufgeweckten Kopfes von sich, worüber sich die beiderseitigen Eltern gar höchlich freuten. Ihr Herz hing so an dem guten Kinde, daß sie sich den größten Teil des Tages mit ihm beschäftigten und ihm im Scherzen und Spielen mancherlei Begriffe beibrachten. Wenn dann das zweijährige Minchen einen Einfall hatte, der für ihre Jahre zu früh schien, so wurden dadurch die Eltern bis zum Entzücken belustigt.

Um nun diese Lust noch mehr zu vergrößern und zu vervielfältigen, ersannen sie alle möglichen Mittel, Minchen zum Lernen anzuspornen. So oft sie etwas begriffen hatte, suchten sie Gelegenheit,

daß sie es in einer öffentlichen Gesellschaft wieder anbringen konnte. Da konnte man nun des Lobens und des Bewunderns nicht satt werden und streichelte und küßte das allerliebste Kind, gab ihm Konfekt und wohl auch bisweilen ein Gläschen Wein. Wenn dann die Gesellschaft fort war, hielt ihr die Mama noch eine mütterliche Ermahnung und sagte: Siehst du, Minchen, wie hübsch es ist, wenn man etwas lernt? da wird man von allen Leuten gelobt, und es fällt hier und da auch ein Gläschen Wein ab oder ein Stückchen Konfekt.

Dadurch wurde Minchen gereizt, über ihr Vermögen ihre Kräfte anzuspannen. Wenn andere Kinder scherzten und spielten, so saß sie und lernte so viel, daß alle Menschen sich darüber verwunderten.

Ehe sie noch das vierte Jahr zurücklegte, konnte sie fertig lesen. Nun erhielt sie Unterricht im Französischen und der Geographie, im sechsten Jahre wurde Geschichte getrieben und wurden Dichter gelesen.

Die väterliche und mütterliche Treue war so sichtbarlich gesegnet, daß Minchen im zwölften Jahre so klug war, daß selbst Fremde des Herrn Professor Orosius Haus besuchten, um das Wunderkind zu sehen. Es sprach von dem alten Rom und Griechenland, wie wenn es selbst da gewesen wäre, urteilte von Gedichten und Schauspielen wie ein Kunstrichter, und da der siebenjährige Krieg anfing, sagte es ganz zuversichtlich voraus, was er für einen Ausgang nehmen würde.

Was das für eine Frau würde geworden sein, wenn die Klugheit immer so fortgewachsen wäre! Leider ging es aber im dreizehnten Jahre damit rückwärts. Minchen beklagte sich, daß sie von dem, was sie läse, gar nichts behalten könne, ihre Urteile wurden nach und nach alltäglich, und am Ende äußerten sich Merkmale von großer Einfalt.

Einmal bekam sie von ihrem Mühmchen Fiekchen Besuch, das vor dem sechsten Jahre nicht Lesen gelernt hatte und im zehnten erst zum Lernen war angespornt worden, und der Herr Professor bemerkte zu seiner großen Betrübnis, daß Fiekchen ein munteres, witziges, verständiges Mädchen, und sein Minchen von dem allen das Gegenteil war.

Da setzte er sich traurig auf das Kanapee, legte den Kopf in die Hand und seufzte. In diesem Zustande traf ihn sein Bruder, der Pachter Hermann Orosius, an. Nun? sagte er, was fehlt dir denn? ich glaube, du fängst gar Grillen?

Ach, antwortete der Professor, ich habe ein gar großes Leiden. Meine Tochter! meine Tochter!

Pacht. Und was ist denn mit der Tochter? ist sie etwa krank?

Pr. Ich weiß selbst nicht, ob ich es Krankheit nennen soll. Genug, sie wird alle Tage einfältiger. Sie ist jetzt so schwach am Verstande, daß sie die gemeinsten Dinge nicht begreifen kann.

Pacht. Minchen?

Pr. München. Und du weißt selbst, was ich mir mit dem Mädchen für Mühe gegeben habe, was sie vor einem Jahre alles wußte!

Pacht. Nimm es mir nicht übel, Bruder! es kömmt mir mit den Kindern fast vor wie mit den Pferden. Wenn man diese zu früh einspannt, so sind's Knirpse und bleiben Knirpse. Und wenn man die Kinder zu früh zum Lernen antreibt, so wird auch nichts aus ihnen. Das habe ich schon längst gedacht, habe dir aber nichts davon sagen wollen, denn du bist Professor, und ich bin nur Pachter.

Mittel, die Kinder ungeschickt zu machen.

Siehe darauf, daß sie gut bedienet werden!

Herr Hieronymus und seine liebe Gattin waren gegen ihre Kinder so zärtlich gesinnt, daß sie fast nichts thaten als ihnen aufwarten und ihre Aufwartung besorgen.

Der ganze Vormittag ging damit hin, daß sie ihre Kinder anzogen, kämmten, ihnen Zöpfe flochten und Kaffee einschenkten. Bei Tische konnten die guten Leute nicht einen Bissen in Ruhe genießen, denn da rief ein Kind: Ich will Brot, das andere: Ich habe kein Messer! das dritte: Mich durstet! Und so oft eines rief, sprang entweder Herr Hieronymus oder seine Frau auf, um ihr Verlangen zu befriedigen.

Gingen sie spazieren, so waren sie äußerst vorsichtig, daß ja die Kinder nicht etwa über einen Graben oder eine breite Fahrgleise springen oder einen Berg hinauf klettern oder herunter trollen möchten. Sie sprangen bei dergleichen Vorfällen ängstlich bei, riefen den Kindern zu, daß sie stille stehen sollten, hoben sie über die Graben und führten sie den Berg hinauf und wieder herunter.

Diese Dienstfertigkeit wurde aber doch am Ende den guten Leuten sehr lästig. Die Kinder wurden so tölpisch, daß sie nicht imstande waren, sich allein anzuziehen, ihre Kleidung auszubessern oder die gemeinsten Geschäfte zu verrichten. Fast für jedes Kind mußte Frau Hieronymusin eine Magd halten, wodurch ihr Aufwand jährlich um ein merkliches vergrößert wurde. Und doch waren die vielen Mägde nicht hinlänglich genug aufzuwarten. Frau Hieronymusin mußte den ganzen Tag für ihre vier Töchter und zwei Söhne waschen, flicken und kochen, und Herr Hieronymus wurde immer herbeigerufen, um mit beizutragen und bei dem Anziehen behilflich zu sein. Bei Tische saßen die Kinder, und die Eltern standen hinter den Stühlen und warteten auf. Keine Zerstreuung konnten sie recht genießen. Machten sie einmal in ihrer Kinder Gesellschaft einen Spaziergang, so ließ ihnen das Kommando derselben nicht so viel Zeit, daß sie frei atmen konnten. Da erscholl Befehl: Mutter, binde mir meine Schürze zu!

dort: Vater, meine Schnalle ist aufgegangen! Hilf mir über das Gräbchen! Führe mich, führe mich, daß ich nicht falle! Eh! Eh! ich bin gefallen, hilf mir auf!

Einmal bekam Frau Hieronymusin einen Besuch von ihrer Schwester. Da diese nun fragte, wie sie sich befände, so brach sie in Thränen aus und sagte: Ach, liebe Schwester! ich werde dir meines Lebens nicht froh. Die Arbeit reißt bei mir nicht ab, keinen guten Tag kann ich mir machen. Den ganzen Tag geht es Trepp auf, Trepp nieder. Komme ich des Abends ins Bette, so ist es, als wenn mir die Glieder zerschlagen wären. Du glaubst nicht, wie schlimm es mir geht.

Ich weiß auch gar nicht, antwortete die Schwester, was du haben willst. Du hast ja Bediente genug.

Ja, ich habe drei Mägde, das ist wahr, nimm aber einmal hin, sechs Kinder, die wollen ja schon Aufwartung haben.

Deine Kinder Aufwartung? Sie können ja laufen. Ich glaubte, jedes könne die Stelle einer Magd oder eines Bedienten vertreten.

Du sprichst wie ein Kind. Überlege nur, wieviel Arbeit nötig ist, für so ein Haus voll Leute zu kochen! Wieviel sechs Kinder zerreißen!

Nu! hast du denn nicht drei große Mädchen? Ich dächte, wenn diese ihre Finger brauchten, so könnten sie so viel arbeiten, daß du keine Hand aufzuschlagen brauchtest.

Die? Da möchte ich doch sehen, wie sie sich anstellen würden, wenn sie ein Loch zustechen oder eine Suppe kochen sollten u. s. w.

Mittel, Kinder die Unordnung zu lehren.

Steure beizeiten ihrer Liebe zur Ordnung!

Philippinchen war in den ersten Jahren ihres Lebens ein Muster guter Ordnung. Sie wollte ihre Wäsche und Kleidung gerne immer reinlich haben, welches auch gar wohl möglich war, solange die alte Katharine, die, wie bekannt, beständig auf Reinlichkeit hielt, bei ihren Eltern diente. Philippinchen hielt darauf, daß von allen ihren Sachen ein jedes seinen bestimmten Platz hatte, wo sie es, so oft sie es gebraucht hatte, hinlegen und hinstellen konnte. Ein Loch im Strumpfe oder in einem anderen Kleidungsstücke konnte sie durchaus nicht leiden.

Damit war nun die liebe Mutter gar nicht zufrieden. Wenn das Ding so hätte fortgehen sollen, so hätte sie immer thätig sein, Philippinchen guten Rat geben und sie bei ihrer Ordnung schützen müssen. Da müßte sie aber, wie sie zu sagen pflegte, viel zu thun haben, wenn sie um alle diese Kleinigkeiten sich bekümmern wollte.

Huldrich, Philippinchens Bruder, war ein sehr mutwilliger Junge. In seiner Schwester Abwesenheit durchsuchte er ihre Bücher und Spielwerk und warf es umher. Wenn nun Philippinchen zurückkam

und die Unordnung sah, so lief sie mit nassen Augen zur Mutter, zeigte ihr den Schrank und bat um Abstellung dieses Unfugs.

Aber die Mutter erteilte ihr insgemein ganz kaltsinnig die Antwort: Albernes Mädchen, mußt du denn um solcher Lumpereien willen so einen Spektakel anfangen? stelle die Sachen wieder hin, wo sie gestanden haben; so ist es gut!

Wenn Philippinchen ein Loch im Strumpfe oder in einem anderen Kleidungsstücke hatte, so lief sie ängstlich zur Mutter und sagte: Gucke, Mutter, das Loch da! gieb mir eine Nähnadel! ich will es zustechen.

Aber die Mutter wies sie zurück und sagte: Hum, ich habe jetzt keine Nadel. Ich habe keine Zeit dazu, daß ich dir immer aufwarten kann.

Philippinchen ging bisweilen in Gesellschaft. Wenn sie nun zurückkam, so bat sie die Mutter um den Schlüssel zur Kommode, daß sie ihre Sachen aufheben könne. Aber die Mutter sagte oft: Dazu ist ja morgen noch Zeit genug. Du kannst ja diesen Abend deine Sachen da auf die Bank oder auf das Bett werfen.

Und das gehorsame Philippinchen befolgte die Winke, die ihr die Mutter gab, auf das pünktlichste; sie bekümmerte sich nicht mehr um ihren Schrank, die Bücher und Spielsachen warf sie bald auf den Herd, bald auf den Abtritt, bald in den Garten. Durch viele Selbstüberwindung brachte sie es so weit, daß sie mit durchlöcherten Strümpfen, schmutziger Wäsche und zerrissenen Kleidern ausgehen konnte, ohne rot zu werden. Und wo sie sich auszog, da ließ sie die Kleidung liegen.

Sie ist jetzt Frau, und ihr Haus ist ein Muster guter Unordnung. Die Windeln knüpft sie den Kindern anstatt der Servietten vor, in der Putzstube liegt die schwarze Wäsche, und der Nachtstuhl steht in der Speisekammer. Ihre Kinder klebten, wie man zu sagen pflegt, wenn man sie an die Wand würfe.

Soviel können Eltern durch anhaltenden Unterricht bei den Kindern ausrichten!

Mittel, Kinder eitel zu machen.

I.

Lehre sie frühzeitig den großen Wert des Putzes kennen!

Da Emilie in den Ehestand trat, mußte sie zu ihrem großen Verdrusse die Puppe, die zeither ihre liebste Gesellschaft gewesen war, zurücklassen.

Nach drei Vierteljahren kam Erneſtinchen auf die Welt, und Emilie fand in Erneſtinchen den Verlust ihrer Puppe vollkommen ersetzt. Sie machte in dem Wochenbette große Entwürfe wegen der künftigen Ein-

richtung ihres Putzes und führte sie mehrenteils glücklich aus. Schon im dritten Jahre machte sie es möglich, daß Erneſtinchen Poſchen [1]) tragen und friſiert werden konnte.

Erneſtinchen hatte verſchiedene gute Eigenſchaften an ſich. Sie teilte oft mit armen Kindern ihr Morgenbrot und erquickte ſie aus ihrer Sparbüchſe. Sie war lehrbegierig. Sie wollte von allen Dingen wiſſen, wo ſie herkämen, und wozu ſie gut wären. Oft brachte ſie ſelbſt das A-B-C-Buch und bat die Mutter, ſie die Buchſtaben kennen zu lehren. Dies alles wurde nicht bemerkt.

Wenn hingegen die Friſur gut geraten war, wenn ſie ein neues Kleid, Haube oder Band anhatte, ſo konnte man des Bewunderns und Lobens nicht ſatt werden. Die Mutter umarmte ſie inbrünſtig, küßte ſie, nannte ſie ihren Engel, ihr Liebchen, führte ſie vor den Spiegel und bat ſie mit mütterlicher Zärtlichkeit, daß ſie ſich ja vorſehen ſollte, daß ſie nicht etwa die Friſur zerſtieße oder die Kleider beſchmutze.

Durch dieſe treue Erziehung wurde Erneſtinchen vollkommen überzeugt, daß der Menſch dazu geſchaffen ſei, um ſich zu putzen, daß ſeine höchſte Glückſeligkeit im Putze beſtehe, und ſein größter Vorzug vor den Tieren dieſer ſei, daß er ſich könne friſieren laſſen.

Sie wurde vollkommen eitel.

Sie beurteilt jetzt den Wert des Menſchen nach ſeiner Friſur. Ein Mann mit ungepudertem Kopfe iſt ihr ein Dummkopf, und einem Menſchen, deſſen Locken nicht nach der neueſten Mode gekrümmt ſind, ſpricht ſie geradezu allen Geſchmack ab. Auf ihre goldene Uhr iſt ſie ſo ſtolz, wie andere Leute auf ihr gutes Gewiſſen, von ihrer Pariſer Haube ſpricht ſie mit ſo vielem Feuer, wie ein anderes Frauenzimmer von der Rechtſchaffenheit, und die größte Niederträchtigkeit verzeiht ſie ſich leichter als eine Nachläſſigkeit im Anzuge. Wie eine Suppe gekocht wird, wieviel Stücke Garn zu einem Schocke Tuch nötig ſind, das weiß ſie nicht. Aber wie die wohlriechende Pomade verfertigt werde, wieviel Ellen Spitzen zur Friſierung eines aufgezogenen Kleides erfordert werden, das hat ſie vollkommen inne. In trüben Stunden, wo andere Menſchen ein gutes Buch leſen, nimmt ſie ihre Zuflucht zum Kleiderſchranke und zum Schmuckkäſtchen, durchzählt ihre Kleider, Bänder und Ringe, — dies iſt ihres Herzens Troſt und ihr Teil.

II.

Produziere ſie ſobald als möglich in großen Geſellſchaften!

Lottchen, des Kaufmann Herberts älteſte Tochter, wurde in ihrem dreizehnten Jahre dem Herrn Prediger Julius zur Ausbildung ihres

[1]) Vergl. die Anmerkung auf Seite 24.

Charakters übergeben. Dieser Mann ließ es sich nun sehr angelegen sein, Lottchen mit dem Geiste des Christentums bekannt zu machen. Ich hörte einmal zu, als er ihr den Spruch erklärte: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen. Damit, sagte er, will unser lieber Heiland sagen, wir sollten vor allen Dingen danach streben, recht gute Menschen zu werden, Gerechtigkeit und Tugend uns eigen zu machen, dann würde auch unser äußerlicher Zustand sich immer mehr verbessern. Liebes Lottchen! wie wahr ist das! was hilft's, wenn alles um mich herum einen Wert hat, und ich selbst bin nichts wert? Denke dir ein Frauenzimmer, das um und um mit Bändern und Schmuck behangen, aber selbst unwissend, lieblos, zänkisch ist und von seinen Lüsten beherrscht wird, ist die wohl etwas wert? Sag, wenn es auch eine Fürstin wäre, wirst du es nicht in deinem Herzen verachten? Ist dir die natürliche Röte deines Gesichts nicht lieber als die Röte der Schminke? Hat also das, was aus uns selbst hervorgebracht wird, nicht mehr Wert als alles, womit wir von außen her uns schmücken? Sind wir selbst erst recht gut, haben Verstand, Thätigkeit, edeln Sinn und Herrschaft über unsere Lüste, dann fällt uns alles andere zu, Gesundheit macht uns schön, die Menschen schenken uns ihre Liebe und Achtung, und unsere Einnahme vergrößert sich."

So sprach Herr Julius und zeigte Lottchen, was sie besonders als Mädchen thun müsse, um nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten.

Diese Unterredungen machten auf Lottchen tiefen Eindruck. Sie bekümmerte sich um keinen Flitterstaat, sondern ihre ganze Sorge ging dahin, um ein recht gutes, verständiges, fleißiges Mädchen zu werden.

Das war nun alles von dem lieben Herrn Julius recht gut gemeint, und, wenn Lottchen nur für sich, ihren künftigen Mann und ihre Kinder hätte erzogen werden sollen, so wäre an dieser Art, sie zu behandeln, gar nichts auszusetzen gewesen. Aber für die Welt taugte diese Erziehung schlechterdings nicht.

Madame Herbert sah dies bald ein und fing deswegen an Lottchen in öffentlichen Gesellschaften zu produzieren, damit sie, wie die Mutter sich ausdrückte, mehr Welt bekäme. Lottchen erschien mit bescheidener Miene und ganz ungekünsteltem Anzuge, und das Frauenzimmer[1]) steckte die Köpfe zusammen, spöttelte, und die jungen Herren, die allen anderen frisierten und geputzten Mädchen die Hände küßten und ihnen viel An-

[1]) „Das Frauenzimmer", ursprünglich nur abgesondertes Gemach für Frauen, seit dem 16. Jahrhundert auch Gesamtheit der darin wohnenden Frauen, Gesamtheit zusammengehöriger Frauen, in welchem Sinne Salzmann das Wort hier braucht. Erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wird das Wort in der Bedeutung von Person weiblichen Geschlechts gebraucht.

genehmes und Schmeichelhaftes sagten, sahen das gute Lottchen kaum über die Achsel an oder, wie man zu sagen pflegt, sie sahen sie nicht für voll an.

Notwendig mußte dies Lottchen sehr kränken, und sie wurde dadurch veranlaßt, mit der Sorge für das Innerliche auch die Sorge für das Äußerliche zu verbinden. Sie bat daher ihre Mutter, ihr doch zu erlauben, daß sie sich auch dürfe frisieren lassen und Poschen, schöne Spitzen, Bänder und andere solche Sächelchen tragen, dergleichen sie an anderen Mädchen bemerkt hätte.

Die zärtliche Mutter freute sich über die gute Wirkung, die ihr Erziehungsmittel schon auf das erste Mal gethan hatte, und sorgte sogleich, daß alles, was ihre Tochter verlangt hatte, herbeigeschafft wurde. Die nächste Woche erschien Mamsell Lottchen schon in einer anderen Gestalt. Durch Unterlagen von Werg und Pferdehaaren, über die man ihr Haar gelegt hatte, war ihr Kopf um eine Spanne höher geworden; ein seidenes Kleid wallte um ihre Hüften, die durch einen Zusatz von Poschen waren vergrößert worden; eine Menge Dinge, die die Putzmacherinnen in Paris zur Erhöhung der Würde des Menschen erfunden haben, und die ich nicht zu nennen weiß, weil ich gestehen muß, daß ich nie gewöhnt worden bin, ihren Wert, der uns in Gesellschaften von sogenanntem geläutertem Geschmack allein empfiehlt, zu schätzen, flitterten und flatterten um sie.

Jetzt trat sie vor den Spiegel, — wie ward sie entzückt! Inniger hatte sie die Würde des Menschen nie gefühlt als jetzt.

Mit Gefühl ihrer Würde trat sie in eine öffentliche Gesellschaft und wurde bemerkt. Das Frauenzimmer pries sie wegen der getroffenen Veränderung, musterte den ganzen Anzug durch und fand ihn, einige Kleinigkeiten ausgenommen, sehr gut. Die Mannspersonen richteten ihre Augen auf sie, küßten ihre Hände, lobten ihren Geschmack in der Wahl ihres Anzugs, ja sie war sogar so glücklich, daß der Herr Doktorand Willreich, der sie nach Hause begleitete, bei dem Abschiede sie seine Göttin nannte.

Das war denn nun freilich eine ganz andere Sprache als diejenige, die Herr Julius führte, der sie zu weiter nichts als zu einer Gattin und Mutter zu bilden suchte.

Sie besuchte zwar seinen Unterricht noch eine Zeitlang, aber viel Teil konnte sie daran nicht mehr nehmen, weil ihr Geist sich jetzt mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigte.

Einst schilderte ihr Herr Julius recht lebhaft die Freude eines Menschen, der in sein voriges Leben zurücksehen könne, ohne sich wegen seiner Handlungen Vorwürfe machen zu dürfen, vielmehr viel Gutes erblickte, das durch ihn zustande gekommen sei.

Am Ende dieser Schilderung fragte er: Wünschest du dir dies Glück nicht auch, liebes Lottchen?

Wie? was sagen Sie? fragte Lottchen ganz betreten.

Das gute Kind hatte auf den ganzen Vortrag nicht gemerkt. Sie fühlte, daß sie zu etwas mehr als zu häuslichen Freuden, die auch der Taglöhner genießt, daß sie für die Welt bestimmt sei, und der Welt zu gefallen, war jetzt ihr heißester Wunsch. Deswegen hatte sie während des Vortrags den wichtigen Plan entworfen, einen Kopfputz zu bekommen, den sie im letzten Stücke des Journals des Luxus und der Moden abgebildet gesehen hatte.

Sobald sie von dem Unterrichte des Herrn Julius befreit war, betrat sie die große Laufbahn, für die sie glaubte geschaffen zu sein. Mit wahrer Selbstverleugnung vernachlässigte sie ihre eigene Ausbildung und lebte bloß für die Welt. Jedem, besonders jungen Mannspersonen, zu gefallen, war ihr herzlicher, menschenfreundlicher Wunsch, den sie nicht nur mit vielem Aufwande, sondern sogar mit Aufopferuug ihrer Gemütsruhe zu befriedigen suchte.

Herr Kammerrat Schmetterling war so glücklich, zum Besitz dieses Kleinods, um welches sich ein Viertelhundert junge Herren beworben hatte, zu gelangen.

Er führte mit ihr sieben Tage lang eine Ehe, die als Muster von vergnügter Ehe verdient angepriesen zu werden. Lebenslang hätte er glücklich sein können, wenn seine Grillen ihm dieses erlaubt hätten.

Er verlangte aber, daß seine Gattin sich nach seinem Geschmacke richten und ihre Wirksamkeit auf die Verbesserung des Hauswesens einschränken sollte.

Welche pedantische unbillige Forderung, dachte Lottchen, ist dieses! Mein Mann, mein Haus sollte der enge Kreis sein, auf den ich mich einschränke? Wie pöbelhaft wäre dieses! Die Welt ist es, nach deren Urteil ich mich richten will. Diesem kosmopolitischen Grundsatze blieb sie bis an ihrem letzten Atemzug treu. Kleidung, Gesellschaft, Lebensart wählte sie nicht nach dem Willen des Mannes, sondern nach dem Geschmacke derer, die ihre Anbeter waren.

Ist's Heldenmut, seinen Grundsätzen alles aufzuopfern, so ist Lottchen mit Recht unter die Heldinnen erster Größe zu zählen; die Liebe des Mannes verschmähte sie, ihrer Kinder Gesundheit und Tugend schlug sie in die Schanze, ihre eigene Gesundheit und Gemütsruhe opferte sie auf, ihr ganzes Vermögen überließ sie den Gläubigern, und dies alles in der Absicht, — der Welt zu gefallen. Zwar starb sie im Elende, sie war in den letzten Tagen ihres Erdenlebens sogar von allen Menschen verachtet, aber doch hatte sie das beruhigende Bewußtsein, daß sie es auf ihrer Seite an nichts habe fehlen lassen, um der Welt Beifall zu bekommen.

Mittel, Kindern Geschmack am Müßiggange beizubringen.

Stelle ihnen oft die Beschwerlichkeit der Arbeit und die Süßigkeit des Müßigganges vor!

Unter allen Künsten ist die Kunst des Müßigganges die schwerste. Der Trieb zur Arbeit ist durch die ganze Natur des Menschen, durch sein Blut, seine Nerven, sein Herz und seinen Magen verbreitet. Er regt sich schon im neugeborenen Kinde, das mit Händen und Füßen sich sträubt, um der Bande los zu werden und nach seiner Willkür handeln zu können. Und wenn man auch die Bestimmung des Menschen bloß in der Verdauung suchte und die Verdienste des Menschen nach der Zahl der Schüsseln und Bouteillen bestimmte, die er ausgeleert hat, so fordert doch die Natur die Arbeit, wenigstens als ein Mittel, dieser großen Bestimmung gemäß zu leben, weil die Verdauung doch durch Arbeit mächtig befördert wird. Aber eben daraus sieht man, wie viele Anstrengung erfordert werde, um den Müßiggang zu erlernen und den heftigen Trieb der Natur zur Arbeit zu zähmen.

Erziehung und Exempel können auch hierin vieles thun, wie dieses aus Meister Pigers[1]) Geschichte zu sehen ist.

Wenn Meister Piger eine Arbeit vor sich hatte, die nur einige Anstrengung erforderte, so sprach er schon davon ein paar Wochen zuvor. Er dehnte sich, gähnte, seufzte und sagte: Künftige Woche, da wird es mir unerträglich gehen, da werde ich arbeiten müssen! Wenn doch nur erst die verwünschte Arbeit vorbei wäre! Wenn die Arbeit kam, so ächzte er wie ein Mann, der nicht verdauen kann. Alle Viertelstunden fiel er auf die Bank und seufzte: Ach du lieber Gott! die Arbeit! die Arbeit! man wird seines Lebens nicht froh.

Auf Sonn- und Festtage hielt er sehr viel. Wenn der Sonnabend kam, so sagte er allemal: Nun Gott Lob und Dank! die Woche ist doch wieder hin, morgen ist es Sonntag, da will ich schlafen wie ein Ratz.[2]) Vor neun Uhr soll mich niemand aus dem Bette bringen. Und er hielt Wort.

Als in seinem Lande der dritte Feiertag abgeschafft wurde, so war er der eifrigste, der es zu verhindern suchte.

Wenn er einen Kapitalisten gehen sah, so zeigte er ihn seinen Kindern und sagte: Wie es doch der Mann so gut hat! Keine Hand braucht er aufzuschlagen, er kann essen und trinken, was er will, und schlafen, so lange er will.

---

[1]) Piger heißt faul.

[2]) Ratz = Ratte, aber auch große Haselmaus und Murmeltier.

Sein ältester Sohn Niklas faßte diese Lehren vorzüglich gut und gab sich Mühe, sie zu befolgen. Die ersten dreizehn Jahre seines Lebens waren ein beständiger Müßiggang, so daß sein Lehrer es nur durch viele Schläge so weit bringen konnte, daß er lesen und schreiben lernte.

Meister Piger hätte nun gerne gesehen, daß sein Sohn den Rest seines Lebens in Ruhe zugebracht hätte. Da er aber arm war und also nicht die Möglichkeit einsah, dem Sohne diejenige Einnahme zu verschaffen, die zur Führung eines ganz unthätigen Lebens schlechterdings nötig ist, so mußte er doch einmal die wichtige Frage an ihn thun: Niklas, was willst du werden? Und Niklas antwortete mit großer Entschlossenheit: Ein Studente, Vater! ein Studente. Denn er glaubte, ein Student habe nichts zu thun, als zu trinken und Tabak zu rauchen.

Und Meister Piger billigte die Entschließung des Sohnes und ließ ihn einen Studenten werden. Da er in viele vornehme Häuser zu arbeiten hatte, so gelang es ihm, Freitische und Stipendia für den hoffnungsvollen Sohn auszumachen, und im achtzehnten Jahre seines Alters, welches ins Jahr 1750 fällt, hatte Niklas wirklich die Freude, daß er Studente wurde. Und das ist er noch jetzt, da wir 1788 schreiben.

In dem ersten Dritteile seiner akademischen Jahre lebte er von Stipendien; im andern vom Spiele, Lustigmachen und Prellen junger unerfahrener Ankömmlinge; im dritten geht es ihm freilich kümmerlich. Die Lustigkeit nimmt nach und nach ab, die Pfiffe, die er bei dem Spiele braucht, werden entdeckt, die Perücke verliert ein Haar nach dem andern, der Rock trägt sich ab, die Wäsche wird löcherig, das Ungeziefer nimmt überhand; aber sein Bruder ist auf das Wasser gegangen! Wer weiß, ob der nicht fünfzig- oder hunderttausend Thaler erwirbt, ob er nicht ihm zu Gefallen stirbt, und er über lang und kurz, durch einen Brief aus Holland, die Versicherung bekömmt, daß er der Erbe seines sämtlichen Vermögens sei.

In dieser angenehmen Erwartung duldet er gelassen das Nagen des Hungers und des Ungeziefers.

Mittel, Kindern den Geiz beizubringen.

Mache ihnen sobald als möglich hohe Vorstellungen von dem Werte des Geldes.

Ob Herr Harpax[1]), wie einige behaupten wollen, wirklich geizig gewesen sei, will ich nicht entscheiden. Soviel ist gewiß, er hatte das

[1]) Harpax heißt räuberisch, habgierig.

Geld sehr lieb. Die seligsten Stunden seines Lebens waren die, da er Geld zählte, und diejenigen Tage glaubte er am nützlichsten angewendet zu haben, da er das meiste erworben hatte. Glücklich und reich hielt er für gleichviel geltende Worte.

Diese Weisheit suchte er nun auch dem kleinen Gottfried einzuflößen. Wenn er in seiner Gegenwart vom Gelde sprach, so geschah es allemal mit dem größten Entzücken, und wenn die Rede auf den vorigen Krieg gelenkt wurde, da er mit dem Fruchthandel hundert Prozent erworben hatte, so funkelten die Augen, die Wangen glühten, und über sein ganzes Gesicht ergoß sich eine Heiterkeit, wie sie der Menschenfreund empfindet, wenn er auf seinen Reisen an einen Ort kommt, wo er vor etlichen Jahren eine edle That verrichtet hat. Hörte er von jemandem, daß er eine reiche Frau bekommen oder eine gute Erbschaft gethan habe, so sagte er allemal: Nun das ist wahr! Das lasse ich gelten! Das heiße ich glücklich sein.

Das war nun ebensoviel, als wenn er gesagt hätte: O mein Gottfried! je mehr Geld du besitzest, desto glücklicher bist du. Was man von Rechtschaffenheit, Menschenliebe, den stillen Freuden der Tugend saget, sind lauter Possen; ich habe, das glaube mir, lange gelebt, aber nie süßere Freuden empfunden, als die der Klang des Geldes verschafft. Deine Hauptabsicht bei allen deinen Handlungen muß also dahin gehen, Geld zu erwerben. Alles andere mußt du als Nebenwerk betrachten.

Er eiferte gegen alles, was Aufwand erforderte. Jede Spazierreise, jedes Gastmahl, das seine Mitbürger anstellten, erklärte er für eine Todsünde, die zu seiner Zeit gewiß noch würde gestraft werden. Er wollte, sagte er oft, es wohl noch erleben, daß dergleichen leichtfertige Leute ihr Brot vor den Thüren suchen müßten; er habe schon mehrere dergleichen Zeisige gekannt, denen es am Ende ebenso gegangen wäre. Die Almosen verwarf er nicht ganz, doch setzte er, wenn er davon sprach, allemal wohlbedächtig hinzu, die Liebe finge an sich selbst an, man dürfe nicht eher geben, bis man selbst etwas übrig habe, und sich ja vorsehen, daß man nur denen Gutes thäte, die es verdienten. Da er aber niemals etwas übrig zu haben glaubte, auch an allen Armen, die in seiner Stadt wohnten, Fehler wußte, die sie des Genusses einer Gutthat nach seiner Meinung unwürdig machten, so bekam Gottfried niemals eine wirklich wohlthätige Handlung zu sehen.

Herr Harpax gab seinem Sohne schon im achten Jahre seines Alters Anleitung, diese guten Lehren in Ausübung zu bringen. Er gab ihm eine Sparbüchse und wöchentlich einige Groschen Taschengeld. Am Ende der Woche mußte er allemal Rechnung ablegen, und wenn er gar nichts ausgegeben hatte, so umarmte ihn der zärtliche Vater, lobte seine Sparsamkeit und gab ihm auch wohl noch ein paar Kreuzer zur Belohnung. Oft baten ihn seine Schulkameraden, daß er mit ihnen

einen Spaziergang thun, oder reizten ihn, daß er mit ihnen von dem Obste etwas kaufen sollte, das die Jahreszeit mit sich brachte. Aber sein Vater widerriet es ihm allemal. Wenn er nun folgsam war, so lobte er ihn den ganzen Tag und sagte: Sieh, wenn du gestern mit deinen Kameraden dich vergnügt oder genascht hättest, so wäre heute die Freude hin. Da du aber mir gefolgt hast, da hast du dein Geld noch, daran du noch lange deine Freude haben kannst. Die Sparbüchse wurde oft durchzählt, und sobald die Scheidemünze zunahm, so wechselte sie der Vater gegen schöne, neugeprägte Viergroschenstücke oder halbe Gulden aus, damit Gottfrieden ja niemals die Lust anwandeln möchte, etwas davon auszugeben. So oft die Sparbüchse durchzählet wurde, so stellte ihm Herr Harpax vor, was das für ein Glück sein würde, wenn er erst fünfzig Thaler gesammelt hätte, dann könnte er es als ein Kapital ausleihen und jährlich zum wenigsten zwei und einen halben Thaler Interessen davon einstreichen.

Herr Harpax hatte das Vergnügen, zu sehen, daß seine guten Lehren nicht umsonst waren gegeben worden. Gottfried sah gar bald ein, daß Geld das einzige wahre Gut sei, das ein vernünftiger Mensch erlangen könne. Sein ganzes Bestreben ging dahin, dasselbe zu bekommen. Er versagte sich alle die Erquickungen, die die Natur mit jedem Monate darbot, und verkaufte auch wohl die guten Bissen, die ihm bisweilen seine Großmutter schenkte, an seine Schulfreunde. In seinem zehnten Jahre trieb er schon einen ziemlich einträglichen Handel, indem er durch allerhand List anderen Kindern ihr Spielwerk abzulocken wußte und es hernach wieder bei Gelegenheit zu Gelde zu machen suchte.

Hierdurch brachte er es nun wirklich so weit, daß er dem Vater im zwölften Jahre fünfzig Thaler zum Ausleihen herzählen konnte und ihm dadurch eine solche Freude machte, daß der gute Mann Thränen vergoß.

Gottfried übertraf mit der Zeit seinen Vater. Seine Achtung gegen das Geld wurde so groß, daß er ihr alles aufopferte, was anderen Menschenkindern Vergnügen macht.

In seinem vierundzwanzigsten Jahre sah er ein liebes, schwarzäugiges Mädchen, bei dessen Anblick ihm warm ums Herz wurde, und ihm der Wunsch aufstieg, mit ihm näher verbunden zu sein. Da er aber erfuhr, daß ihr Vermögen sich nicht über zweihundert Thaler erstreckte, so sah er gleich das Ungereimte seines Wunsches ein, bekämpfte den heftigen Trieb des Herzens, besiegte ihn glücklich und schenkte seine Liebe einer reichen sechzigjährigen Witwe.

Seine Tafel war immer mit den wohlfeilsten Gerichten besetzt, und wenn er hörte, daß ein Käsehändler ein Faß voll Käse oder ein Fleischhauer ein Faß voll Pökelfleisch, weil es anfing zu verderben,

um einen niedrigen Preis losschlagen mußte, so kaufte er allemal davon einen Vorrat auf etliche Wochen ein. Der Gedanke, daß er bei jeder solchen Mahlzeit etliche Pfennige gewönne, überwand allen Ekel, der dabei leicht hätte entstehen können.

Überhaupt hatte er den Grundsatz, jeder gute Hauswirt müsse erst das Fleisch riechend werden lassen, ehe er es auf den Tisch brächte, weil er aus Erfahrung gelernt hätte, daß das Gesinde von Nahrungsmitteln, die schon der Verwesung nahe wären, kaum halb soviel genösse als von guten schmackhaften Mahlzeiten.

Vor allen menschlichen Gesellschaften bezeigte er einen großen Abscheu, — aber doch war er nicht ohne Gesellschaft. Die goldenen und silbernen Männerchen, die er in seinem Kasten verwahrte, verschafften ihm die angenehmste Unterhaltung, und nichts erquickte ihn mehr als der Gedanke, daß er täglich mit den größten Potentaten umgehen könne, ohne daß ihm dieser Umgang einen Pfennig koste.

Den Freuden, die aus der Religion entspringen, versagte er allen Zutritt zu seinem Herzen, weil er besorgte, er möchte dadurch in dem Genusse süßerer Freuden gestört werden. Die Zeit, die er in der Kirche zubringen mußte, wandte er dazu an, daß er neue Entwürfe, Geld zu gewinnen, machte, und sein Beichtvater will angemerkt haben, daß er oft während der Absolution mit den Fingern zählte und also vermutlich eine Rechnung verfertigte.

So ging Gottfried aus der Welt als ein Herr von siebenzigtausend Thalern. Er hatte zwar von alledem, was andere Menschen labt, nichts geschmeckt, weder die Freuden der Natur, noch die Religion hatten in sein Herz dringen können. Dafür war er aber auch ein Herr von siebenzigtausend Thalern.

Mittel, Kinder gegen gute Lehren unempfänglich zu machen.

Predige ihnen ihre Pflichten unaufhörlich vor.

Wenn Frau Ursula sich in Gesellschaft ihrer Kinder befand, so that sie nichts, als daß sie predigte. Viel, pflegte sie zu sagen, hilft viel, an guten Ermahnungen soll es meinen Kindern nicht fehlen. „Nun Kordelchen! sei heute fein artig! heule nicht, zanke nicht! Wenn dir deine Schwester oder Bruder etwas zu Leide thun, so kannst du es mir ja nur sagen. Wenn Fremde in das Haus kommen, so mußt du eine hübsche Verbeugung machen und die Hand küssen. Und das sage ich dir, daß du mir nicht immer auf der Gasse herumläufst! Gieb Achtung! gieb Achtung! ich werde einmal über dich kommen, daß es dir nicht gefallen soll. Du weißt ja, daß ich dir keine Freude verwehre, du kannst ja auf die Gasse gehen, wenn es dir gefällt, nur

mußt du nicht immer auf der Gasse sein. Den Finger aus dem Maule! Fi! so machen es die Bauersmädchen. Und bei Tische, — daß du ja fein sittsam bist. Sieh! das artige Kontüschchen,[1]) das ich dir angezogen habe, daß du es nur nicht schmutzig machst! Und pfropfe nicht zu viel in das Maul!

Du kannst langsam essen, es entgeht dir ja nichts. Komme mir ja nicht noch einmal wie gestern und sprich: Fleisch! Suppe! Du kannst ja sagen: Lieber Papa! oder liebe Mama! wenn Sie wollen so gütig sein, so geben Sie mir ein wenig Fleisch oder Suppe! So steht es fein, so machen es hübsche Kinder. Wenn dann Fremde kommen, und du bist so artig, so werden sie dich loben und sagen: Das ist wahr, Kordelchen ist eine recht artige Mamsell. Wie stehst du denn da? Kannst du denn nicht den Kopf gerade halten! So wie ich. Aber den dummen Anstand lernst du von der Magd. Daß du es weißt, du sollst nicht wieder auf ihre Stube gehen, nicht ein einziges Mal (hier schlug sie mit der Faust auf den Tisch), ich sage es dir! Du wirst doch noch ebenso eine Käthe werden, wie das Mensch ist. Da mag sich die Mutter die Lunge aus dem Leibe reden, du bleibst immer, wie du bist. Nicht wahr, die schwarze Wäsche hast du noch nicht weggetragen? Da haben wir es, ich will noch Ordnung machen, ehe will ich nicht ruhen! (wieder einen Schlag auf den Tisch).

Dies ist ein Stück aus einer Predigt, deren Frau Ursula täglich etliche an ihre Kinder zu halten pflegt.

Man hat angemerkt, daß der Mensch, wenn er kräftige Arzenei recht oft genießt, es nach und nach so weit bringen kann, daß sie gar keine Wirkung mehr thut.

So ging es dieser guten Frau mit ihren Predigten. Die Kinder wurden am Ende so daran gewöhnt, daß sie bei ihnen ebensowenig Eindruck machten, als die Unterredungen, die die Mama bisweilen mit ihrem Löwenhündchen anstellte.

Noch ein paar Universalmittel, den Kindern allerlei Untugenden beizubringen.

I.

Mache ihnen die Untugenden recht oft vor, die du ihnen beibringen willst.

1. Herr Robert behielt einmal einige Freunde zu Tische und erlaubte seinen Kindern, an der Gesellschaft teilzunehmen. Da betrugen sie sich nun so, daß die Gesellschaft mit ihnen äußerst unzufrieden war.

[1]) Eine Kontusche ist eine Art Jacke.

Sobald sie sich gesetzt hatten, fing Christoph an:

Das ist ja etwas recht Dummes und Albernes! Da ist einmal mein Messer nicht da. Ist's nicht wahr, Kaspar! du hast es mir vertragen?

K. Halt den Rachen, du Thonkopf! Was schiert mich denn dein Messer?

Ch. Freilich da! du hast es doch genommen, du störst alle Drecker aus.

K. Mama! Christoph spricht, ich hätte sein Messer genommen.

M. Stille, stille, Kinder! Da, Christoph, hast du ein anderes Messer.

Ch. Das ist auch ein recht Ding. Mit dem Schindermesser mag ich auch nicht fressen.

K. Nu? was soll denn das sein? Da hat der dumme Junge, der Christoph, mein Brot unter den Tisch geworfen!

M. Er wird es ja nicht gerne gethan haben. Christoph! heb es wieder auf.

Ch. Da hat es der infame Racker, der Hund, schon in seinem Schinderrachen.

Die Gesellschaft sah einander an und gab einander durch Mienen ihren Unwillen ziemlich deutlich zu verstehen.

Herr Robert und Madame Robert, die sonst in der Aufführung ihrer Kinder nichts Ungebührliches bemerkt hatten, fühlten doch jetzt, daß ein solches Betragen nicht gar zu schicklich sei. Sie wurden rot, schlugen die Augen nieder, gaben den Kindern bald gute Worte, bald drohten sie mit dem Finger. Das half aber alles nichts, es kam immer eine Grobheit nach der andern zum Vorscheine. Jeder ihrer Ausdrücke war so plump und roh, wie man ihn kaum vom niedrigsten Pöbel erwartet.

Herr Robert fing endlich mit einer weisen Miene an: Es ist äußerst betrübt, daß man seine Kinder nicht kann vor böser Gesellschaft verwahren. Sie hören und sehen in unserem Hause nichts Böses, wenn sie aber unter die wilden Gassenjungen kommen, so lernen sie eine Ungezogenheit nach der andern. Behüte Gott! über die Ausdrücke! Solche Worte werden niemals in meinem Hause gehört.

Einer von den Fremden zuckte die Achseln, gab ihm Beifall und sagte, dies sei freilich unangenehm.

Nach Tische aber setzte er sich in eine Ecke, nahm Christophen vor sich und fragte: Aber höre doch, Christoph! von wem hörst du denn die garstigen Worte?

Christoph steckte den Finger in das Maul und antwortete nichts.

Nu, was schämst du dich denn? Von wem hast du denn das Wort gehört: infamer Racker?

Von meinem Papa.

Aber von wem hast du denn das Wort gehört: Schindermesser? Von meiner Mama.

Hier kam Madame gänzlich aus ihrer Fassung. Du Schinderknecht! sagte sie, von wem hättest du es gelernt? von mir? Wart, laß nur die Herren fort sein, ich will dir die Gosche[1]) zerklopfen — der Flegel da! denk, spricht, von seiner Mama habe er diese Ungezogenheiten gelernt. Hast du in deinem Leben so ein Wort von mir gehört?

2. Wenn in Chloens Hause etwas nicht nach Wunsche ging, so suchte sie dem betrübten Herzen durch Thränen Luft zu machen. Es mochte nun bei Zubereitung des Essens etwas fein versehen worden, oder der Mann ihr eine Erinnerung gegeben, oder die Magd ihr widersprochen haben, so fiel sie auf das Kanapee und weinte sich herzlich satt.

Einmal kam ihre Schwester zu ihr und fand sie in Thränen fast ganz zerflossen.

Schwester! fragte sie erschrocken, was giebt es denn? Das Unglück! Was hast du denn vor?

Ach, laß mich nur gehen.

Dein Mann ist doch nicht etwa krank?

Nein.

Deine Kinder sind doch wohl noch gesund?

O ja.

Du hast dich doch mit dem Manne nicht veruneinigt?

Warum denn nicht gar!

Du hast dir etwa in deinen gegenwärtigen Umständen einen Verdruß gethan? Nicht wahr, ich habe es getroffen?

Geh doch nur!

Nun Schwester! sag doch, was fehlt dir denn? Vielleicht kann ich dir helfen.

Du kannst mir doch nicht helfen.

Das kann man ja nicht wissen. Rede doch frei heraus, ich bin ja deine Schwester.

Es geht mir heute alles zum Verdruß. Da habe ich den Rock, an dem ich nun über ein Vierteljahr genäht habe, der sollte heute fertig werden. Ja, da liegt er noch, wie er vor zwei Stunden gewesen ist.

Wenn dies das Unglück alles ist, so hat es nun wohl nicht viel zu bedeuten. Und warum hast du ihn denn nicht fertig gebracht?

Wenn es unglücklich gehen soll, da muß sich alles schicken. Da ich am besten nähte, so fehlte es mir an roter Seide. Ich schicke die Magd fort, daß sie welche holen solle. Diese blieb erst ewig aus, und da sie wieder kommt, bringt sie — bringt sie — blaue Seide —

[1]) Gosche, niedriger Ausdruck für Mund. In Mitteldeutschland ist Gusche gebräuchlich.

Dergleichen Auftritte konnte man nun in Chloens Hause täglich sehen. Ihre Kinder traten alsdann allemal um die betrübte Mutter, vermischten ihre Thränen mit den ihrigen und gewöhnten sich dadurch an ein so weinerliches Wesen, daß sie den Widerwärtigkeiten dieses Lebens nichts anders entgegen zu stellen wußten als — Thränen.

Chloens ältester Sohn ist jetzt Offizier, und noch immer sind die Eindrücke an ihm sichtbar, die das Exempel der Mutter auf ihn gemacht hat. So oft ihm in Gesellschaften etwas Beleidigendes gesagt wird, so treten ihm die Thränen in die Augen. Er entfernt sich dann und sucht einen Winkel, wo er seinen Thränen freien Lauf lassen kann.

3. Orbil war sehr scherzhaft, aber zu nichts mehr als einer Art von Scherzen aufgelegt, und dieses waren — Zoten. Er hatte eine Sammlung von wenigstens dreitausend unzüchtigen Anekdoten im Kopfe, mit denen er die Gesellschaften zu belustigen wußte, und ohnerachtet daß die mehresten davon so beschaffen waren, daß man hätte glauben sollen, wer davon Gebrauch machen wollte, müsse notwendig ein Matrosenherz und eine Matrosenzunge haben, so besaß er doch Dreistigkeit genug, sie bei jeder Gelegenheit vorzubringen. Die Schmeicheleien, die er dem Frauenzimmer sagte, waren allemal schmutzig, und wenn er neben dem blassesten Frauenzimmer saß, so wußte er doch von allen Gerichten, die auf den Tisch kamen, ihm so etwas Witziges zuzuflüstern, daß die Blässe sich in das höchste Rot verwandelte.

Und des Vaters Exempel wirkte auf die Kinder mächtiglich. Der Junge wußte schon in seinem sechzehnten Jahre von sich selbst ein Dutzend, wie er sie nannte, Liebeshändel zu erzählen, und die Töchter waren so reich an zweideutigen Scherzen, daß selbst ein Postillon rühmte, von ihnen auf einer Lustreise noch gelernt zu haben.

4. Meister Fahrauf hatte den Grundsatz, daß ein freundliches gefälliges Betragen etwas Weibisches sei, hingegen ein finsteres Gesicht und hämisches Wesen einem Manne gezieme. Und er hatte nicht nur diesen Grundsatz, sondern er handelte auch danach.

Wenn er des Morgens durch das Haus ging, so hörte man ein so fürchterliches Brummen, daß man einen Bär hätte vermuten sollen, wenn nicht das Auf- und Zuschmeißen der Thüren hinlänglich bewiesen hätte, daß das Getöse von einem Menschen herrühren müsse.

Stieß eine seiner Töchter an ihn oder trat ihn aus Versehen auf den Fuß, so gab er ihr mit der Faust einen so heftigen Stoß in die Seite, daß sie gegen die Wand taumelte, und sagte: Dummes Mensch! kannst du dich nicht vorsehen?

Die Erinnerungen, die er den Seinen gab, waren lauter Fragen, die so bitter waren, daß sie außer seinen Hausgenossen, die schon daran gewöhnt waren, jedem andern durch Mark und Bein gehen mußten.

Was sollen die Schuh da? Du willst gewiß damit putzen? Du kannst sie ja lieber ein andermal auf das Tabuletchen[1]) setzen?

Wann wirst du denn fertig? Du willst gewiß einmal eine Edeldame werden, daß du so kommod bist?

Was ist denn das für ein Fraß? Ist das auch Manier, einem ehrlichen Meister so ein Gesudle aufzutragen?

Dies war der Ton, in welchem Meister Fahrauf seinen Hausgenossen Erinnerungen gab.

Die Befehle, die er erteilte, waren ebenso auffallend. Und wenn er sich mit ihnen besprach, so war es, als wenn man einen Schiffer mit seinen Matrosen reden hörte.

Dafür hatte er auch die Freude, daß alle seine Kinder sich nach ihm bildeten. Niemals forderte eins von dem andern etwas in einem gelassenen Tone. Margrete riß Katharinen Messer, die Nähnadel, die Schere, oder was sie sonst haben wollte, mit Gewalt aus den Händen, und diese hielt es fest, stampfte und schrie. Ihre Spiele dauerten nicht länger als zwei Minuten, dann fuhren sie auf einander hinein wie die Katzen, schnaubten, machten verzogene Gesichter, drohten mit den Fäusten und fielen einander in die Haare. Bei Tische stampften sie einander mit den Füßen und Ellbogen.

Ihre verzogenen Gesichter sind die strengsten Wächter ihrer Keuschheit, weil sie jede Mannsperson, die sich ihnen nähert, zurückscheuchen.

5. Frau Gertrude ließ sich nie anders sehen als mit dem Kinde auf dem Arme. Mit dem Kinde auf dem Arme spazierte sie stundenlang vor ihrer Thür auf und ab; mit dem Kinde auf dem Arme saß sie etliche Stunden auf dem Stuhle, und mit dem Kinde im Arme verschlummerte sie den vierten Teil des Tages auf dem Bette.

Mit dem Kinde auf dem Arme trat sie aus dem Schlafzimmer, ohne es sich einfallen zu lassen, für Aufschüttelung der Betten und Wegschaffung der Auswürfe der Natur Sorge zu tragen. Mit dem Kinde auf dem Arme setzte sie sich zu Tische, stand von demselben in eben dieser Figur wieder auf und ließ den Tisch gedeckt, bis es wieder Tischzeit war. Mit dem Kinde auf dem Arme ging sie in die Küche und Hof, trat auf Löffel und Messer, stolperte über Gölten[2]) und Eimer, und niemals fiel es ihr ein, etwas wegzuräumen.

Und in ihrem ganzen Hause sah es aus wie in dem Hause einer Frau, die vom Morgen bis zum Abend das Kind auf dem Arme hat.

Ihr Mann war mit dieser Lebensart oft unzufrieden, glaubte Unordnung und Unreinigkeit zu bemerken, drang auf Abstellung des Unwesens, bekam aber allezeit zur Antwort: Unverständiger Mann!

---

[1]) Tabulet oder Tabulett, ein tischähnliches Schränkchen mit Schubfächern.
[2]) Gölte, richtiger Gelte, kleines hölzernes Schöpf- und Waschgefäß.

wie kann ich mich denn um den Haushalt bekümmern, da ich den ganzen Tag das Kind nicht los werde?

Mathildis, die einzige Tochter, die sie groß gebracht hat, ist jetzt verheiratet und sieht schon in dem ersten Vierteljahre ihres Ehestandes aus wie eine Frau, die den ganzen Tag das Kind nicht los wird. Bis jetzt hat die natürliche Farbe ihrer Haut nicht entdeckt werden können, weil ein ewiger Schmutz ihre Wangen und Hände bedeckt. Desto ausgemachter ist es, daß sie ein weißliches Haar habe, weil dieses zu allen Zeiten im Nacken und auf der Stirn zu sehen ist. Ihren Anzug weiß sie gut zu wählen, indem die Farbe der Wäsche und der Kleidung mit der Farbe des Gesichts vollkommen übereinstimmt. Die Strümpfe sind durchlöchert und die Schuhe krumm getreten.

Wie es in der Stube aussieht, kann ich nicht sagen, weil außer ihrem Ehemanne sich nicht leicht ein Sterblicher hinein zu wagen pflegt. Die Ausdünstung modernder Speisen, Kleidung und Auswürfe der Natur schrecken jeden zurück, der an die Schwelle kömmt.

6. Ganz anders betrug sich Frau Hedwig. Diese that den ganzen Tag nichts anders als aufräumen, in Ordnung stellen, putzen und waschen. Die Reinlichkeit in ihrem Hause erstreckte sich bis auf das heimliche Gemach.

So sehr liebte sie die Reinlichkeit im Hause, in der Wäsche und Kleidung, daß sie sich dabei selbst vergaß. An das Abschneiden der Nägel dachte sie nicht eher, bis sie einen abstieß. Der Fußboden ihres Zimmers war lieblicher anzusehen als ihr Hals und Busen, und die Ausdünstungen ihres heimlichen Gemachs waren erträglicher als der Odem ihres Mundes.

Und Mamsell Hedwig ist das lebendige Bild der Mutter. Die Reinlichkeit ihres Hauses und Anzugs muß man bewundern, sie selbst aber, — sie scheint sich als ein Nebenwerk zu betrachten.

II.

Überlasse deine Kinder sich selbst und dem Gesinde.

1. Herr Ulpian[1]) glaubte, ein Mann von Stande müsse sich, so wie in allen Stücken, also auch in der Wahl seiner Geschäfte vor dem Pöbel auszeichnen und alle unedlen Verrichtungen dem gemeinen Haufen überlassen. Zu diesen unedlen Verrichtungen pflegte er auch die Er-

[1]) Domitius Ulpianus, einer der berühmtesten römischen Rechtsgelehrten, gest. 228 nach Chr., der zahlreiche für die Rechtswissenschaft wertvolle Schriften hinterlassen hat. Salzmann hat hier seinen Namen benutzt, um einen sehr gelehrten, aber um die nächstliegenden Dinge sich nicht kümmernden Menschen zu bezeichnen.

ziehung der Kinder zu rechnen, die er gänzlich einem vierzigjährigen Informator und dem Gesinde überließ.

Er hielt daher die Kinder von sich in einer beständigen Entfernung und erlaubte ihnen nicht einmal, an seinem Tische zu speisen. Alles, was er that, war dieses, daß er sich bisweilen bei dem Informator nach ihrer Aufführung erkundigte. Da dieser ihnen nun immer ein gutes Lob gab, so beruhigte er sich dabei vollkommen.

Das ganze Haus war mit des Herrn Ulpians Grundsätzen sehr wohl zufrieden. Der Informator ging seinem Vergnügen nach und kam oft nach Mitternacht nach Hause, ohne daß es Herr Ulpian bemerkte, und dem Gesinde und den Kindern war jeder Tag ein Freudenfest. Das Gesinde gab den Kindern Anschläge, ihrem Vater bald dieses, bald jenes zu entwenden, dafür bekamen sie aber auch die Erlaubnis, zu thun, was ihnen gut düngte, und an allen Lustbarkeiten teilzunehmen, die die Mägde und Bedienten von Zeit zu Zeit anstellten.

Die Kinder befanden sich daher sehr wohl, schmausten täglich, machten im Kartenspiele bewundernswürdige Fortschritte und wurden mit Arbeit nie beschwert. Durch allerhand Spiele, besonders durch Pfänderspiele, faßten sie bald alle die sinnreichen Einfälle und witzigen Scherze, die in den Gesindestuben verborgen liegen.

Freilich gerieten sie in der Folge nicht so, wie es der Vater erwartet hatte; die Tochter ging mit dem Kutscher in die weite Welt, und die Söhne, die sich den Kriegsdiensten widmeten, haben schon zweimal ihre Demission bekommen und liegen seit zwei Jahren bei dem Vater im Quartiere; unterdessen versichert ihn doch sein Gewissen, daß er bei seiner Kinderzucht nichts vernachlässigt habe. Er habe ihnen ja, pflegt er zu sagen, einen Informator, einen Bedienten, zwei Mägde gehalten; könne man wohl von einem ehrlichen Manne mehr verlangen?

2. Pankratius[1]) ließ seine Kinder alle Tage den Morgen- und Abendsegen aus ihrer Großmutter Gebetbuche lesen, und sie wurden doch nicht fromm. Er ließ sie die Bibel nach dem biblischen Kalenderchen durchlesen, und sie wurden immer nicht besser. Sie mußten den Psalm, Sirach und Katechismus auswendig lernen, und auch das half nichts. Er hielt sie zur Schule und Kirche, und sie blieben immer unartig. Er war täglich in ihrer Gesellschaft, und doch wollten sie nicht besser werden. Wie das wohl mag zugegangen sein?

---

[1]) Pankratius, ein christlicher Märtyrer, während der Christenverfolgung unter Diokletian enthauptet; seine Reliquien sollen viele Wunder verrichtet haben. Sein Todestag, der 12. Mai, gilt als einer der Lostage, weil man — irrtümlich — annimmt, daß nach ihnen kein Nachtfrost mehr eintritt. Salzmann will mit diesem Namen einen Mann bezeichnen, der mit vielen religiösen Übungen seine Kinder fromm und gut machen zu können sich einbildet, sonst aber sich um sie nicht kümmert.

Allgemeine Mittel, die Kinder um Gesundheit und Leben zu bringen.

I.

Verzärtele sie.

1. Eine zärtliche Mutter stand in der Meinung, daß ihrem Kinde nichts zuträglicher sei als die Wärme. Viel, dachte sie, hilft viel. Deswegen ließ sie ihr Zimmer immer so unmäßig heizen, daß jeder, der aus frischer Luft in dasselbe trat, hätte ersticken mögen. Das Heizen nahm gemeiniglich seinen Anfang in der Mitte des Septembers und dauerte bis zu Anfang des Junius. In diesem Zimmer mußte das Kind schlafen, bekam wohl noch eine Wärmflasche und wurde in Kissen so fest eingewickelt, daß es gemeiniglich vom Schweiße troff, wenn es herausgenommen wurde. Dann sagte die Mutter gemeiniglich: Das Kind muß doch recht gut gedeihen, weil es so gut schwitzt. Aber zu ihrem größten Mißvergnügen bemerkte sie, daß es immer kraftloser wurde. Seine Farbe wurde citronengelb, die Arme hingen ohne Leben herab, der Kopf schlappte immer auf einer Seite; endlich da die Magd es aus Versehen in die Zugluft getragen hatte, bekam es einen Steckfluß und — starb. Es war ein Pflänzchen, das in der Stube erzogen war, das verwelkt, sobald es in freie Luft kommt.

2. Davor, dachte ihre Schwester, will ich mich hüten. Meine Kinder sollen frühzeitig an die Kälte gewöhnt werden. Sie ließ daher ihr Söhnchen bei der strengsten Witterung austragen und badete es bisweilen in eiskaltem Wasser. Im übrigen heizte sie ihr Zimmer ebenso stark, wie ihre Schwester, und das Söhnchen hatte eben nicht leichtere Betten, als ihrer Schwester Kinder. Bei dieser Lebensart troff Fritzchen am ganzen Leibe oft so sehr vom Schweiße, daß notwendig jede Erkältung ihm schädlich sein mußte.

Als ihn daher einmal seine Mutter, nachdem sie ihm das vom Schweiße nasse Hemde ausgezogen hatte, in einen Kübel voll kalten Wasser hielt, verdrehte er die Augen, machte eine Verbeugung und folgte seinem kleinen Vetter in die Ewigkeit nach.

II.

Entziehe ihnen die frische Luft!

1. Ehrwürdiger Herr! sagte einst eine Frau zu dem Geistlichen, der sie besuchte: Der liebe Gott hat mir ein recht schweres Kreuz aufgelegt! Da sehen Sie nur die drei Würmer! Sie haben weder Mut, noch Blut! Wie die gebackenen Heiligen sehen sie aus! Dem sind die

Augen zugeschworen, das hat geschwollene Beine und das dritte hat Schmerzen in den Ohren. Es schreit oft, daß man es über vier Häuser weghört.

Ei, ei, meine Liebe! antwortete der Geistliche. Das ist kein Kreuz, das ist eine Plage, die ihr euch selbst macht. Was soll diese Waschgölte[1]) in einer Kinderstube? Das muß ja die ganze Stube voll Feuchtigkeit machen. Sehet, wie naß die Wände sind! wie die Fenster triefen! Könnt ihr nicht begreifen, daß ihr eure armen Kinder dadurch um ihre Gesundheit bringt? Ich bin noch keine Viertelstunde bei euch und schon fühle ich Kopfschmerzen. Ich dächte, ich müßte sterben, wenn ich acht Tage in dieser Waschstube wohnen sollte. Und was sollen diese Betten? Wirklich eure Kinder schlafen darin? Ach, gute Frau! versündigt euch doch ja nicht an dem lieben Gott und gebt ihm schuld, als wenn er eure Kinder elend mache. Ihr seid die Mörderin eurer Kinder; weil ihr ihnen die gesunde Luft, die Gott allen Tieren genießen läßt, nicht einzuatmen erlaubt, sondern sie mit eurer Waschgölte und mit dem Trocknen eurer Wäsche vergiftet. Wenn ihr waschen wollt, so thut es im Hofe oder in der Küche; die Wäsche hängt in den Hof oder auf den Boden; lasset eure Kinder in einer Kammer schlafen und öffnet täglich die Fenster, daß die Luft sie einige Stunden durchstreichen kann. Was gilt's, ihr werdet gesunde Kinder bekommen! Nun Gott behüte euch! Ich kann unmöglich länger in dieser Waschstube aushalten!

2. Eben diesem Geistlichen begegnete einmal eine Frau, die im Begriffe war, zu dem Scharfrichter[2]) zu gehen, um bei ihm wegen ihres kleinen Mädchens einen guten Rat zu holen, dem, wie sie sagte, böse Leute etwas angethan hätten, daß es nicht gedeihen könnte; sie habe es schon etlichemal in einen Kreuzweg gelegt, und mit Beruf, Widerruf und Aller-Manns-Harnisch[3]) geräuchert, es wollte aber alles nichts helfen.

Der Geistliche bezeugte hierüber seine Verwunderung, bat sie aber, den Gang zum Scharfrichter einstweilen auszusetzen. Ich will, sprach er, das Kind erst selbst sehen, und wenn die Krankheit von bösen Leuten ist, so will ich sie euch gewiß nennen.

---

[1]) Vergl. Anmerkung S. 107.

[2]) Den Scharfrichtern schrieb der Volksglaube die Gabe zu, durch geheime Mittel Krankheiten zu heilen und Verhexungen abzuwenden.

[3]) Kreuzwege hält der Volksglaube für besonders günstige Orte für Wunderkuren und Zaubereien. Berufen und verrufen bedeutet: durch lautes Reden über den erfreulichen Zustand neidische, tückische Geister erwecken, welche ihn ins Gegenteil umschlagen machen. Die schon bewirkte Berufung glaubte man durch das Räuchern mit sogenannten Berufskräutern (scharfe Dörrwurz, aufrechten Zieſt und Wunderklee) aufheben zu können. Der Allermannsharnisch, Volksbezeichnung für eine Art der Gattung Lauch, galt als ein besonders wirksames Zaubermittel, welches den, der es bei sich trug, unverwundbar machen sollte.

Die Frau kehrte mit ihm um. Als er in die Stube treten wollte, kam ihm ein so widriger, fauler, modernder Geruch entgegen, daß er hätte ersticken mögen. Er verbarg seinen Unwillen und ging gerade auf das Kind los, das freilich sehr blaß aussah, im übrigen aber keine Merkmale einer wirklichen Krankheit an sich hatte.

Durch welche Gasse seid ihr denn gegangen, fragte er, da ihr das letzte Mal das Kind austruget?

Ach, das weiß ich nicht mehr. Es ist wohl in einem Vierteljahre nicht vor die Thür gekommen.

Wann habt ihr denn das letzte Mal die Fenster geöffnet?

Wohl in einem Jahre nicht.

Nun habe ich genug. Wißt ihr wohl, wer die böse Frau ist, die eurem Kinde etwas angethan hat?

Nu wer denn?

Das seid ihr selbst!

J, vor den Kuckuck, ich dächte, Sie schämten sich! Wenn mir das ein anderer sagte, ich wüßte, was ich ihm thun wollte. Ich wohne nun so lange da, und kann mir kein Nachbar etwas Böses nachreden.

Wie gesagt, ihr selbst, und sonst niemand macht euer Kind ungesund. Habt ihr sonst weiter keine Stube?

Ja, droben! da haben wir aber unser bißchen Geprassele. Man kann hier nichts haben, weil alles beschlägt und schimmelt.

So — wer ist euch aber lieber? euer bißchen Geprassele oder das Kind?

Freilich das Kind.

Nun, so bringt das Kind in die obere Stube. Diese liegt zu tief und geht in eine enge Gasse, in welche weder Sonne noch Mond scheint. Es ist eine beständige Feuchtigkeit da, die eurem Kinde so schädlich als eurem Geprassele ist. Macht ferner täglich die Fenster auf, daß frische Luft hineinkommen kann; denn in dieser Stube ist der Brodem von alle den Erbsen, Klößen und Buttermilchsuppen, die ihr seit einem Jahre gegessen habt, alle die Ausdünstungen, die von euch, von eurem Manne und von eurem Kinde seit einem Jahre gegangen sind. Diese sind alle nach und nach faul geworden. Wollet ihr eurem Kinde Mistpfütze zu trinken geben? wirklich nicht? Nun so dürft ihr ihm auch diese Luft, die noch ein bißchen schlimmer als die ärgste Mistpfütze riecht, nicht einatmen lassen. Stinkende Luft ist dem Menschen so schädlich als stinkendes Wasser.

Folgt mir, liebe Frau! Bringt euren kleinen Patienten in eine andere Stube; lasset täglich in derselben die Fenster öffnen, gewöhnet ihn nach und nach wieder an die frische Luft. Ich denke, es soll bald mit ihm besser werden.

Hilft es aber in vier Wochen nicht, so kommt wieder zu mir

so will ich euch, ehe ihr noch zu dem Scharfrichter geht, erst an einen braven Arzt weisen, der euch schon guten Rat geben wird.

Wie mir aber ist gesagt worden, so soll es sich mit dem Kinde täglich gebessert haben, sobald die Mutter diesen guten Rat befolgt hatte.

III.

Gewöhne die Kinder an weiche, leckerhafte Speisen!

Wenn jemals ein Mann gewesen ist, der seine Kinder lieb hatte, so war es gewiß Herr Weichlich. Sie waren sein größter Reichtum, und wenn er bedachte, daß ihm über lang oder kurz eines sterben könnte, so war er untröstlich. Deswegen wählte er alle ihre Nahrungsmittel sehr sorgfältig, und weil er gehört hatte, daß manche Speisen und Getränke den Kindern schädlich wären, so hätte er ihnen lieber gar nichts zu essen und zu trinken gegeben, wenn er nicht besorgt hätte, sie möchten vor Hunger sterben.

Milch, pflegte er zu sagen, darf man den Kindern beileibe nicht geben, die schleimet. Ein paar Schälchen Kaffee des Morgens, das ist das Gesündeste, das befördert die Öffnung und Ausdünstung. Obst — das führt zu viel Schärfe bei sich. Man hat Exempel, daß Kinder, die Obst gegessen haben, an der Ruhr gestorben sind. Marie! daß ihr euch nicht etwa unterstehet und gebt den Kindern Obst zu essen! So etwas leide ich in meinem Hause nicht. Und mit den Butterschnitten ist's auch bedenklich. Die Butter ist doch ein ölichtes Wesen, die könnte leicht den Magen verderben. Trocken Brot macht dicke Leiber und erzeugt Würmer. Ein Mandelherzchen oder Mandelringelchen ist wohl das beste Frühstück für Kinder. Die Mandeln sind eine nahrhafte Sache, und das Gewürze erwärmet den Magen. Zur Abwechselung können sie auch etwas Buttergebackenes essen. Dies ist unschädlich, die Butter ist doch darin gebraten. Beileibe dürfen die Kinder kein Gemüse genießen. Das blähet und verursacht Drücken im Magen. Ich lasse es gelten bei Bauerskindern, die haben die Magen dazu, aber mit Bürgerskindern ist es eine ganz andere Sache. Eine gut gewürzte Suppe, ein Stückchen Lamm- oder Kalbfleisch, ein Täubchen oder Hühnchen oder sonst etwas Weiches mit einer kräftigen Brühe, das schickt sich für Kinder am besten. Wasser schwächt den Magen, aber Wein und Bier geben Kräfte. Nur, glaube ich, muß man die Vorsicht brauchen, daß man es am Ofen oder an der Sonne etwas laulich werden lasse; weil kaltes Getränke Husten verursacht und den Magen erkältet. Deswegen ist es auch gut, wenn man den Kindern allemal nach Tisch ein paar Schälchen Thee machen läßt.

So pflegte Herr Weichlich zu sagen; so pflegte er auch wirklich seine Kinder aufzuziehen. Und doch hat er an ihnen wenig Freude

erlebt. Es war bei ihnen kein Wachstum. Im zwölften Jahre waren sie kaum so groß als andere, wenn sie acht Jahre alt sind. Ihre Farbe war bleich, ihre Glieder waren kraftlos. Sie sahen die Kinder des Nachbars vor ihrer Thür herumspringen, und nur selten wandelte sie die Lust an, sich in ihre Spiele zu mischen. Wagten sie es ja bisweilen, so hielten sie es kaum eine Viertelstunde aus, dann fielen sie so matt auf das Kanapee, als wenn sie eine weite Reise gethan hätten.

Das eine starb an einem kalten Trunke, und das andere lebt noch, wenn anders das ein Leben heißt, wenn man zu aller Arbeit untüchtig ist, von den mehrsten Nahrungsmitteln, an denen andere Menschen sich erquicken, nichts genießen darf, bald von Kopfschmerzen, bald von Magenkrämpfen geplagt wird und vor einer Scheibe Schinken und einer sauren Gurke wie vor Gift sich fürchten muß.

IV.

Gieb deinen Kindern recht viele Arzneien!

Philipp war das einzige Kind, welches Herr Damon seiner lieben Frau hinterlassen hatte. Man kann also leicht erachten, daß sie es wie ihre eigene Seele liebte und sehnlich wünschte, das einzige Denkmal der zärtlichsten Ehe behalten zu können. Ihr Bruder, der wohl sah, daß ihre ganze Zufriedenheit von dem Leben dieses Kindes abhinge, gab ihr deswegen den Rat, daß sie es an ungekünstelte Nahrungsmittel gewöhnen, seine Glieder durch kaltes Wasser stärken, vorzüglich ihm eine reine, gesunde Luft in seinem Wohn- und Schlafzimmer erhalten, es fein frühzeitig zur Thätigkeit gewöhnen, ihm täglich ein Spiel erlauben sollte, das mit Bewegung verknüpft wäre. Arzneien sollte sie ja nie brauchen, bis es die höchste Not erfordere. Dies, liebe Schwester, sagte er, sind die sichersten Mittel, Kindern einen festen und dauerhaften Körper zu verschaffen. Helfen diese nichts, so ist auch alle Künstelei umsonst.

Aber Frau Damon glaubte, diese Mittel wären viel zu einfältig, als daß sie helfen sollten. Sie kam sogar auf den schrecklichen Argwohn, als wenn ihr Bruder es nicht redlich mit ihr meine und den Tod des Kindes wünsche, um einmal zu dem Besitze ihres Vermögens zu kommen.

Gewissens halber ging sie also zu einem Arzte, um guten Rat bei ihm zu holen. Philipp war zwar munter wie ein junges Reh; sie glaubte aber doch, es sei besser, in der Zeit für seine Gesundheit und Leben zu sorgen.

In ihrer Nachbarschaft wohnte ein geschickter Arzt, den sie zuerst bat, ihr Kind zu besuchen. Er kam, befühlte Philipps Puls, lächelte und sagte: Ihr Kind ist gesund. Ich müßte Sie und ihr Kind nicht lieb haben, wenn ich ihm nur einen Tropfen Arznei geben wollte.

Aber, erwiderte Frau Damon, das Kind hat ja den Schnupfen, hier zeigt sich auch ja ein Ausschlag.

Das lassen Sie gehen, liebe Frau, versetzte der Arzt. Das sind Auswürfe der Natur, die zur Gesundheit dienen. Es wäre grausam, wenn man durch Arzneien die Natur in ihren Wirkungen stören wollte.

Du magst mir, dachte Frau Damon, wohl der rechte sein.

Sie ging also zu einem andern und kam gerade zu einem von den Männern, die darauf ausgehen, sich eine unumschränkte Herrschaft über das Vermögen, Gesundheit und Leben ihrer Mitbürger anzumaßen, die wie Tyrannen ihnen den Genuß der unschädlichsten Dinge untersagen, ihnen Abneigung gegen einfache Gesundheitsmittel und Liebe zum Gekünstelten einzuflößen suchen, die die Gesunden krank machen, damit sie bei ihnen Hilfe suchen mögen, die Krankheiten verlängern, die Schwächlichen wegen ihres Zustands ängstlich machen, damit sie dieselben desto länger in Kontribution setzen können, kurz, die ihre Kunst nicht treiben, um ihren leidenden Nebenmenschen zu helfen, sondern von ihnen nach ihrem Belieben einen jährlichen Tribut heben zu können.

Zu diesem Manne, Herr Doktor Digestivus[1]) hieß er, ging Frau Damon, und er versprach sie den folgenden Tag zu besuchen.

Und er besuchte sie wirklich. Er befühlte Philipps Puls, er besah seinen Urin, er erkundigte sich, wie der Appetit zum Essen, wie der Schlaf wäre? Und da er hörte, daß er sich in der letzten Nacht ein paarmal unruhig umhergeworfen habe, schüttelte er den Kopf und machte eine bedenkliche Miene.

Um des Himmels willen, schrie Frau Damon, was giebt's? was giebt's? Herr Doktor! gehen Sie mit der Sprache heraus!

Es ist halt eine bedenkliche Sache.

Und was denn?

Die ganze Natur des Kindes ist in Unordnung. Mit Gottes Hilfe denke ich es aber doch wieder herzustellen.

O thun Sie es doch ja, bester Mann! und wenn es hundert Thaler kosten sollte, so will ich es gerne bezahlen.

Die Kinder, die am gesündesten aussehen, sind insgemein in den gefährlichsten Umständen. Die roten Äpfel sind gemeiniglich wurmstichig. Tausendmal lieber ist mir ein schwächliches Kind. Seit wann haben Sie das Kind laxiert?

Ich glaube, in einem Jahre nicht. Mein seliger Mann sagte immer: Kinder dürfen nicht mit Arzneien geplagt werden, solange sie gesund wären.

Ja, Ihr seliger Mann mag wohl verstanden haben, wie man

[1]) Digestion bezeichnet in der Heilkunde Verdauung. Dr. Digestivus ist daher ein Arzt, der nur abführende Mittel verordnet.

eine Rechnung machen muß, aber um die Arzneikunde hätte er sich unbekümmert lassen sollen. Überlegen Sie nur, wieviel ein Kind das Jahr lang zu sich nimmt! Das wird mehrenteils zu Schleim. In den mehresten Speisen befindet sich eine schädliche Säure. Wenn nun dies Zeug nicht abgeführt wird, so müssen ja daraus die schrecklichsten Zufälle entspringen. Eine Zeitlang merket man nichts. Aber hernach bricht es auf einmal aus. Da kommen Krebsschäden, Steckflüsse, Schlagflüsse, — hernach, wenn das Messer an der Kehle steht, da kommen denn die Leute zu uns gelaufen, da sollen wir gleich helfen, aber insgemein ist es zu spät. Da haben wir ja das lebendige Exempel an dem Friedrichschen Kinde, das sie die vorige Woche begraben haben. — Die Leute wollten auch nichts brauchen, nun haben sie das Unglück. Mir darf kein Patient sterben, wenn man meinen Rat beizeiten sucht und befolgt.

Ach, gerne, gerne will ich folgen. Sagen Sie nur, wie dem Kinde zu helfen ist.

Sehen Sie, liebe Frau, das Kind hat eine zusammengesetzte Krankheit, die wir Ärzte morbum mixtum nennen. Es will Zeit haben, wenn sie aus dem Grunde soll gehoben werden. Der Fluß aus der Nase zeigt ganz deutlich von einer Verschleimung, die wir erst zu heben suchen müssen. Wir müssen erst etwas Abführendes brauchen, daß wir nur die Brust verwahren, sonst könnte uns ein Steckfluß den Kram verderben. Observieren Sie einmal die Exkretion des Kindes, wenn es meine Latwerge[1]) eingenommen hat! Sie werden Wunder sehen. Sind wir hiermit zu stande, dann — sehen Sie hier diesen Ausschlag? ja! der wird mir auch noch ein Stück Arbeit machen. Die ganze Blutmasse ist verdorben. Ein paar Monate können wir weiter nichts thun, als Palliativkuren brauchen. Wenn wir aber unsern Patienten erst bis zum Frühjahr haben, dann soll es frisch darauf los gehen. Da bekommen wir Kräutersäfte. Wollen Sie noch etwas sehen, da schauen Sie nur den Urin! was das für ein Spektakel ist! Sie sehen nichts! Ja, wenn Sie wüßten, was der Ringel bedeutete, Sie würden in die Hände schlagen. Das bedeutet Würmer. Wenn Sie in den Leib des Kindes sehen sollten, Sie würden erschrecken. Da muß Wurm an Wurm sitzen. Und zwar nicht die gewöhnlichen acari, sondern lumbrici.[2]) Ja, ich will nicht ehrlich sein, wenn ich mir nicht in acht Tagen ein paar hundert lumpricos abzutreiben traue. Doch dazu ist die Zeit jetzt noch nicht. Wir müssen erst über ein Übel Herr werden.

[1]) Latwerge, ein durch Einkochen dickgewordener Saft, hier Heilsaft.

[2]) Wohl um Dr. Digestivus als Ignoranten zu bezeichnen, läßt Salzmann ihn hier zwei ungenaue Bezeichnungen anwenden. Gemeint ist unter „acari" wahrscheinlich ascaris, der Madenwurm, unter „lumbrici" ascaris lumpricoides, der Spulwurm.

Nun wußte Frau Damon, was sie so gerne hatte wissen wollen. Sie übergab ihren lieben Philipp ganz und gar den Händen des Herrn Dr. Digestivus, der gleich den folgenden Tag die Kur anfing.

Es war eine grausame Kur, die sich ohne Thränen nicht wohl beschreiben läßt. Obst und Gemüse, und was sonst Kindern gut schmeckt und Nahrung giebt, wurde dem armen Philipp gänzlich untersagt, und wenn er ein paar Kirschen essen wollte, so mußte er erst des Herrn Doktor Digestivus Einwilligung suchen. Desto mehr Latwerge, Schüttelgläser, Kräuterthee und Pulver bekam er. Die Röte seines Gesichtes, das Mark in seinen Gebeinen verschwand, der Appetit zum Essen verlor sich. Umsonst weinte die Mutter vor dem Barbaren. Das ist mir eben recht, sagte er, so muß es kommen. Wir müssen erst alles abführen, ehe wir roborieren[1]) wollen.

So dauerte die Kur drei Jahre, bis der barmherzige Gott Philipps Thränen ansah und ihn durch einen sanften Tod aus den Klauen seines barbarischen Peinigers befreite.

V.

Sorge dafür, daß kranke und schwächliche Personen ihnen ihre Säfte mitteilen.

Kohlhards Lieschen war ein mutwilliges Ding, das immer den Mannspersonen nachlief, ohnerachtet ihr Beichtvater ihr dieses sehr oft ernstlich verwies, Unter anderen gab sie den Schmeicheleien eines Offiziers Gehör, die auf Lieschen solchen Eindruck machten, daß sie ihm manches erlaubte, was sich für eine ehrbare Jungfer nicht wohl schickt. Dafür bekam sie auch von ihm ein — Kind und noch mehr als dieses, eine Krankheit, die man venerisch nennt.

Lieschen war deswegen verlegen, brauchte Nahrung für ihr Kind und Arznei, um die Krankheit los zu werden. Sie ging daher zu dem Offizier, der sie mit beiden beschenkt hatte, und bat ihn, sie zu unterstützen. Dieser zuckte aber die Achseln und versicherte, daß er alle sein Geld nötig habe, um sich selbst kurieren zu lassen.

Da jammerte Lieschen und weinte, daß sich ein Stein der Erde hätte erbarmen mögen. Ich muß mir ein Leid anthun, sagte sie in der Angst ihres Herzens, wenn Sie mich nicht retten.

Das kannst du halten, Lieschen, wie du willst, antwortete der Offizier, ich kann dir nicht helfen. Da geriet Lieschen in Verzweiflung, schlug die Thür heftig zu und ging unter lautem Geheule die Treppe hinab.

Ohnerachtet nun der Offizier aus dergleichen Vorfällen nicht viel zu machen und eine kleine Galanterie zu nennen pflegte, wenn er

[1]) Roborieren heißt kräftigen, stärken.

ein Mädchen um Gesundheit und Ehre gebracht hatte, so fühlte er doch gegen seine Gewohnheit jetzt Mitleiden und kam auf einen Einfall, der nach seiner Meinung vortrefflich war.

Geschwind lief er Luischen nach und rief sie zurück.

Eben jetzt, sagte er, habe ich einen sehr gesunden Einfall gehabt. Wie wäre es, Lieschen, wenn du dich als Amme vermietetest? Da könntest du ja bald so viel Geld verdienen, daß du dich davon könntest kurieren lassen.

Um Gotteswillen! was soll denn aus dem armen Wurme, meinem Kinde, werden?

Mit deinem Kinde da! kannst du es denn nicht deiner Mutter lassen?

Meiner Mutter? die ist ja selbst eine arme Frau, die alle Tage die Sonne mehr im Hause hat als das liebe Brot. Wenn ich dieser das Kind überlasse, so stirbt es ja in den ersten vier Wochen.

So laß es krepieren!

Mein Kind?

Zum Henker, was quackelst du da! Es ist jetzt die Rede davon, wie du Geld bekommen willst. Das ist so leicht nicht zu verdienen. Ein Kind kannst du ja alle Tage wieder bekommen.

Ob es nun gleich Lieschen bei diesen Reden des Offiziers eiskalt über die Haut lief, und sie seinen Rat gar nicht mit dem zusammenreimen konnte, was sie von ihrem Herrn Pfarrer gelernt hatte, so brach die Not diesmal Eisen, und sie ging mit dem Entschlusse von ihm, die erste, die beste Ammenstelle anzunehmen.

Wenn etwas in der Welt sein soll, so muß es sich wunderlich fügen. Gerade um diese Zeit wurde die Frau von Funkenthal von einem Fräulein entbunden, dem sie wegen Mangel an Milch ihre Brust nicht reichen konnte und sich deswegen genötigt sah, eine Amme zu suchen.

Kaum erfuhr es Lieschen, so bot sie der Frau von Funkenthal ihre Dienste an, die auch sogleich angenommen wurden.

Den folgenden Tag zog Lieschen ein und die Frau von Funkenthal übergab dem französigten[1]) Lieschen das Fräulein mit wirklich mütterlicher Zärtlichkeit und den besten Ermahnungen, es recht sorgfältig zu verpflegen.

Sie ließ es dabei nicht bewenden, sondern war beständig um die Amme und das Kind und machte für die Verpflegung des letzteren die besten Anstalten.

So ging alles recht gut, außer daß sich an den Lippen und der Nase des Fräuleins ein Ausschlag zeigte.

[1]) Lieschens Krankheit wird volkstümlich auch Franzosenkrankheit genannt.

So ekelhaft dieser war, so überwand die mütterliche Liebe doch den Ekel. Wenigstens dreimal des Tages nahm die zärtliche Mutter das Fräulein aus Lieschens Armen, scherzte mit ihm, küßte es und ließ es an ihren Lippen saugen.

Unter diesen Liebkosungen bekam nun die Frau von Funkenthal die durch die Niederkunft geschwächten Kräfte wieder, und ihr Körper war nun in der besten Ordnung, ausgenommen, daß die Drüsen am Halse etwas aufschwollen. Sie hielt es für eine Folge vom Wochenbette und achtete nicht weiter darauf.

Herr von Funkenthal war aber gar höchlich erfreut, seine herzlich geliebte Luise wieder umarmen zu können und umarmte sie wirklich mit der Zärtlichkeit, die man von einem Manne erwarten kann, der seine Gattin herzlich liebt.

Unter dem süßesten Vergnügen verstrichen einige Wochen. Noch größer und dauerhafter würde das Vergnügen gewesen sein, wenn nicht die Schwulst der Drüsen der Frau von Funkenthal zugenommen und sich ein etwas starker Ausschlag unter der Nase ihres Gemahls gezeigt hätte.

Beide nahmen daher einigemal Rhabarber ein. Da aber bei beiden das Übel weiter um sich griff, so vereinigten sie sich dahin, daß sie den Herrn Doktor Gutmann um Rat fragen wollten.

Dieser gab ihnen nun mancherlei Arzneien, um das Blut zu reinigen und zu versüßen, und — es half alles nichts.

Der Doktor wurde bedenklich, und da er einmal seinen Besuch machte, sagte er ganz trocken heraus: Gnädiger Herr, gnädige Frau, halten Sie es mir zu Gnaden! ich glaube, Sie haben eine venerische Krankheit!

Beide wurden erbittert und gaben dem Doktor einen derben Verweis gegen seine Verwegenheit. Da dieser aber dabei blieb und sagte, wenn sie ihm nicht glauben wollten, so möchten sie einen andern Arzt um Rat fragen, so wurde er auf morgen wieder bestellt.

Da er eben fortgehen wollte, kam Lieschen herein getreten und hatte das Fräulein auf dem Arm, dessen ausgeschlagener Mund und ausgeschlagene Nase sogleich des Arztes Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Er that deshalb ein paar verfängliche Fragen an Lieschen, bei denen sie sich sogleich verfärbte und deutlich genug zu verstehen gab, daß sie sich nichts Gutes bewußt sei. Da er stärker in sie drang, gestand sie ihm alles. Sie wurde zwar sogleich ihrer Dienste entlassen; allein ihr Andenken blieb noch lange in der Funkenthalschen Familie. Die Eltern mußten eine sehr schmerzhafte Kur ausstehen, und das Fräulein wurde zwar nach und nach wieder hergestellt; weil es aber in den Monaten, wo es hätte wachsen und sich entwickeln sollen, mit der Milch Gift eingesogen hatte, das durch eine langsame Kur wieder

abgeführt werden mußte, so blieb es lebenslang schwächlich und ungesund.

Durch diesen Vorfall hatte Frau von Funkenthal einen solchen Abscheu gegen alle Ammen bekommen, daß, da sie bei der nächsten Niederkunft ihr Kind wieder nicht selbst stillen konnte, sie eine Ziege kaufte und es mit der Milch derselben groß zog.

Sie wurde zwar deswegen von ihrer Schwester getadelt, gab ihr aber zur Antwort, darin ließe sie sich keine Vorschriften machen, bei der heutigen Lebensart ginge man allemal sicherer, wenn man sein Kind von einer Ziege, als wenn man es von einer Amme säugen ließe.

2. Madame Flander glaubte, wie sie sagte, für etwas Größeres als zu einer Kinderwärterin bestimmt zu sein. Sie hätte daher ihrem kleinen Julius, sobald sie ihn zur Welt gebracht hatte, gern die Brust entzogen und eine Amme angenommen, wenn es ihr eigensinniger Mann erlaubt hätte.

Sie that also ihrer Meinung nach etwas Überflüssiges, daß sie dem Kleinen täglich ihre Brust reichte, und überließ übrigens die weitere Verpflegung desselben der alten Sabine, die einst auch ihre Wärterin gewesen war. Diese alte Sabine war nun ein herzensgutes Weib, aber ihres Alters wegen sehr baufällig und war mit Gicht- und Rückenschmerzen sehr inkommodiert. Sie that unterdessen an dem kleinen Julius, was sie konnte. Täglich fütterte sie ihn viermal mit solcher Zärtlichkeit, daß sie die Speisen, die sie ihm reichen wollte, immer erst in den Mund nahm, einigemal hin- und herzog und, mit ihrem Speichel vermischt, oft unter den größten Schmerzen einflößte.

Konnte sie wohl mehr thun?

Gleichwohl that diese Zärtlichkeit gar nicht die Wirkung, die die alte Sabine erwartete. Der kleine Julius wollte nicht zunehmen, wurde bleich, bekam Reißen in Händen und Füßen. Die alte Sabine räucherte ihn und kurierte auf Hexerei, Madame Flander schob die Schuld auf die Schärfe ihrer Milch und entwöhnte ihn.

Half alles nichts. Der kleine Julius sah in seinem zweiten Lebensjahre aus wie ein altes Männchen.

Da weinte Madame Flander, machte ihrem Manne Vorwürfe und sagte: Da siehst du, was bei dem Selbststillen der Kinder herauskommt. Diesmal habe ich selbst ein Kind gestillt und in meinem Leben nicht wieder. Die alte Sabine weinte auch mit und sagte: Ach du lieber Herzensjulius! wie meine Augen habe ich dich lieb gehabt! habe dir das Essen aus meinem Munde saugen lassen, — weiß der liebe Gott, auch wenn ich mich vor Schmerzen nicht zu lassen wußte! Ich habe nichts versehen! Ach! ach! ach!

Ein schönes Mittel, seine Kinder zu Krüppeln zu machen.

Laß ihnen Schnürbrüste tragen.

Die Frau von Gentholmen wurde mit einem Fräulein entbunden, das, wie man zu sagen pflegt, ein Ausbund von Schönheit war. Ein rundes, volles Gesicht, lebhafte Augen, gesunde Farbe, eine breite Brust, ein Wuchs, so gerade wie eine Wachskerze, zeichneten es vor anderen Kindern sehr merklich aus. Herr von Gentholm, ein feuriger, rüstiger Edelmann, dem man es gleich bei dem ersten Anblick ansah, daß noch altes Ritterblut in seinen Adern strömte, hatte seine herzliche Freude an dem Kinde, küßte es, nahm es auf den Arm, sang ihm vor, sprang mit ihm herum und sagte oft: Ha! Kordelchen, du wirst noch einmal dem Gentholmischen Stamme Ehre machen.

Frau von Gentholm hatte aber an dem Kinde gar vieles auszusetzen. Erstlich gefiel ihr die lebhafte Farbe des Fräuleins gar nicht, und sie sagte oft, es sähe aus wie ein Bauersmädchen. Aber vorzüglich mißfiel ihr die Taille des Kindes, die ihrer Meinung nach zu plump war.

Sobald also ihr Mann zum Regimente abgereist war, bemühte sie sich da und dort nachzuhelfen, wo ihrer Meinung nach der liebe Gott etwas versehen hatte. Vor allen Dingen besorgte sie eine gute Schnürbrust, in welche das Fräulein täglich unter ihren mütterlichen Augen eingepreßt wurde.

Immer weinte Fräulein Luischen, wenn die Schnürbrust kam, immer klagte es über Schmerzen, wenn sie angelegt war, immer bat sie die Mutter, ihr dieselbe bald abzunehmen; wie konnte man aber verlangen, daß sich eine so verständige Mutter nach dem Eigensinne eines unverständigen Kindes richten sollte?

Frau von Gentholm richtete sich nicht danach, sondern wußte den Eigensinn des Fräuleins so zu brechen, daß es nach und nach alle Qualen geduldig aushielt, die ihm die Schnürbrust verursachte.

Jeden Morgen hielt es geduldig stille, wenn man sie ihm anlegte, duldete es, wenn die Eingeweide, die im Unterleibe liegen, gezwungen wurden, ihren Platz zu verlassen und in der Brusthöhle Quartier zu suchen, wenn die Rippen zusammengepreßt und die Schultern in die Höhe getrieben wurden. Den Mangel an freiem Atemholen und Appetit duldete es auch, ergab sich endlich sogar darein, als ihr die Mutter den ihrer Meinung nach entsetzlichen Befehl ankündigte, daß sie in der Schnürbrust schlafen sollte. Es ist, dachte sie, deine Mutter, du mußt ihr gehorchen!

Nach einigen Jahren hatte Frau von Gentholm das Vergnügen zu sehen, daß sie alles, was der liebe Gott an Fräulein Luischen gethan,

gänzlich umgeändert hatte. Die frische Farbe von Fräulein Luischen verlor sich und verwandelte sich in Bläße, die eine Schulter und Hüfte wurde höher als die andere, und auf dem sonst kerzengeraden Rücken erzeugte sich eine Erhöhung. Diesen Kleinigkeiten suchte Frau von Gentholm durch Poschen, Unterlagen, Schminke und dergleichen nachzuhelfen und freute sich sehr, die bäurische Röte und plumpe Taille vertrieben zu haben.

Nun kam Herr von Gentholm aus dem Feldzuge zurück, den er gemacht hatte. Sein Herz brannte vor Begierde, seine Luise zu umarmen. Sobald er also sein Schloß erblickte, sprengte er mit verhängtem Zügel darauf los, zum Thore hinein, wo ihm ein bleiches, verkrüppeltes Mädchen entgegen kam.

Mamsell, fragte er heftig, ist das Fräulein Luise zu Hause?

Ich bin es selbst, sagte das Fräulein?

Du Luise? — Du meine Tochter?

Sie mein Papa?

Das Fräulein streckte seine Arme aus, der Herr von Gentholm stieg vom Pferde ab, ließ sich umarmen, und beide weinten: das Fräulein Freudenthränen, der Herr von Gentholm Thränen des Jammers.

Wo ist deine Mutter? fragte endlich der Herr von Gentholm entrüstet.

Sie wird nicht weit sein, antwortete das Fräulein und führte ihn nach dem Zimmer der Mutter zu.

Diese, sobald sie ihn erblickte, eilte ihm mit offenen Armen entgegen und rief: Ach! mein Gemahl!

Dieser zog sich aber ganz frostig zurück und sagte: Was zum Henker hast du denn mit meiner Luise vorgenommen? das Kind, das so schön wie ein Engel war, da ich es verließ, ist ja ein Krüppel.

Frau von Gentholm brachte eine Menge Entschuldigungen vor, auf die ihr Gemahl gar nicht hörte, sondern ihr ganz frostig die Backen zu Küssen reichte und etwas zum essen forderte.

Des Abends sprach er wenig, legte sich wegen Müdigkeit bald zur Ruhe, ließ den andern Morgen, ehe die gnädige Frau noch erwachte, sein Pferd satteln, ritt, ohne Abschied zu nehmen, wieder zum Regimente und soll noch wiederkommen.

Nach einiger Zeit wurde vieles über Fräulein Luisen und ihre Gebrechlichkeit gesprochen. Dann wurde das Fräulein gemeiniglich bitter und sagte: Das habe ich Ihnen zu danken, gnädige Mama, und Ihrer Schnürbrust.

II.

Über

die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen.

Vorbemerkungen.

In demselben Jahre, in dem Salzmann seine „Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung“ herausgab, erschien auch seine Schrift „Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen“. Die Veranlassung dazu hatten ihm seine Erfahrungen gegeben, die er bei dem Religionsunterricht, wie dieser ihm selbst in seiner Jugend erteilt worden war, und in seiner Thätigkeit als Pfarrer und Schulinspektor in Erfurt zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Trotz der Bestrebungen der pädagogischen Reformatoren des 17. Jahrhunderts, dem Unterricht überhaupt und damit auch dem Religionsunterricht eine naturgemäßere Form zu geben; trotz der wohlthätigen Reaktion, die gegen die verknöcherte Orthodoxie mit ihrer auch den Unterricht beherrschenden Scholastik von dem Pietismus ausging, wobei man nach dem Vorgang von Spener und Francke namentlich den Religionsunterricht für das Leben des persönlichen Glaubens fruchtbar zu machen suchte; trotz zahlreicher Katechismusbearbeitungen, durch die man die Katechismuslehre zu verbessern bemüht war; trotz der wiederholt erhobenen Forderung, in der biblischen Geschichte dem Religionsunterricht eine historische Grundlage zu geben und ihn dadurch zu beleben, bestand auch noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dieser Unterricht, mochte er nun von Geistlichen oder Lehrern erteilt werden, in weiter nichts als dem mechanischen Auswendiglernen von Katechismus, Bibelsprüchen, Psalmen und Liedern. Durch solches Einprägen der Heilswahrheiten, das nicht immer nur gelinde Mittel zuließ, bildete man sich ein den Kindern Religion beibringen zu können. Solange man die Aufgabe dieses Unterrichts in der gedächtnismäßigen Aneignung von Lehrsätzen erschöpft glaubte; solange man dem Unterricht nicht ein höheres Ziel, als das noch dazu nur mechanisch angeeignete Wissen, gesteckt und nicht eine bessere Methode der Geistesbildung anzuwenden gelernt hatte, war eine Verbesserung auch des Religionsunterrichtes nicht zu erwarten.

Einen der Natur des menschlichen Geistes entsprechenden Weg des Lernens durch den Nachweis, daß fruchtbare Erkenntnis nur auf der

Anschauung auferbaut werden könne, aufgedeckt zu haben, das ist das Verdienst der geistigen Bewegung, deren Wesen in dem Wort „Aufklärung“ zusammengefaßt wird. Von England ausgehend, hat sie für das gesamte Gebiet der Erziehung und des Unterrichts durch Rousseau den mächtigsten Anstoß erhalten, um dann in Deutschland durch die Philanthropisten in die Bahn der praktischen Verwertung geleitet zu werden.[1]) Zwar den Bildungsinhalt hat die Aufklärungsperiode und ganz besonders wieder auf dem religiösen Gebiete unsäglich verflacht. Ihr allgemeiner Deismus, ihr Streben, den Unterschied der Konfessionen und selbst der Religionen zu verwischen, ihre verwässerten Erbauungsmittel, die die kernigen Kirchenlieder und die heilige Schrift verdrängten, ihr Utilitarismus und Eudämonismus sind ein großer Rückschritt gegen die religiöse Tiefe und Innigkeit der früheren Zeit. Auch wurde die Religion hinter die Moral zurückgedrängt und damit für diese die lebenspendende Quelle verschlossen. Aber wenn auch deshalb die Fortschritte, die der Unterricht in der Zeit der Aufklärung machte, in der Hauptsache nur formaler Natur sind; verheißungsvolle Anfänge waren damit doch gegeben, mag uns auch die selbst von einem Kant geteilte hohe Meinung der Philanthropisten von der beglückenden Wirkung der von ihnen empfohlenen Erziehungsmittel und neuen Unterrichtsweisen als arge Selbsttäuschung erscheinen, und die großsprecherischen Anpreisungen des neuen Verfahrens, deren sich namentlich der Hauptvertreter der philanthropischen Pädagogik schuldig gemacht hat, ein Lächeln abnötigen.

Dafür, daß der Philanthropismus trotz seiner Mängel auch für den Religionsunterricht einen Vorteil gebracht hat, wenn nur seine Anhänger mit einem frommen Herzen ein offenes Auge für die Natur des Kindes verbanden, ist Salzmanns Schrift selbst der beste Beweis. Man merkt ihr an, daß sie nicht nur auf die negative Belehrung sich gründet, die ihm seine Erfahrung aus seiner eigenen Jugend und aus seinem Amte gebracht hat. „Unter euch Kindern“, pflegte er später zu seinen Kindern zu sagen, „habe ich meine pädagogischen Erfahrungen gesammelt.“ An ihnen hatte er die Eigentümlichkeit der Kindesnatur, die Entfaltung der jugendlichen Seele studiert. Durch solches Studium und durch ernstes Nachsinnen hatte er gefunden, daß es verkehrt sei, wenn man im Religionsunterricht nur danach strebe, dem Gedächtnisse der Jugend das ganze theologische System beizubringen. Nicht in der Ausbildung der Erkenntnis, sondern in der Erweckung guter Gesinnung

[1]) Die tiefgreifende Weiterbildung der Unterrichtslehre, vor allem durch die Betonung der Anschauung, war theoretisch schon im 17. Jahrhundert namentlich durch Comenius geleistet worden. Es hatte aber zunächst, von ganz vereinzelten Bestrebungen abgesehen, die Arbeit des trefflichen Mannes keine praktischen Folgen gehabt.

sah er den vornehmsten Zweck des Religionsunterrichts. Religion ist ihm mehr als bloße Kenntnis, sie ist „Kenntnis des Wertes der Dinge, die mit der verdienten Zuneigung oder Abneigung gegen dieselben verbunden ist, sie ist Gesinnung." Gesinnung wird aber nicht durch Aneignung von Lehrsätzen, durch Nachsprechen fremder Urteile erweckt, sondern nur dadurch, daß man den Kindern durch eigenen Anblick den wahren Wert der Dinge zeigt.[1]) Den Wert „der wahren beständigen Güter Gottes, der Rechtschaffenheit, des Gewissenslobes", erkennen und „das gegenwärtige Leben als Übergang und Vorbereitung zur Unsterblichkeit" betrachten zu lehren, „den Trieb, jene Güter zu besitzen, zu nähren und die Begierden nach unedlen Dingen zu mäßigen", das ist ihm die Aufgabe des Religionsunterrichts, der nicht bloß Erkenntnis erzeugen, sondern die Gesinnung beeinflussen will.

Diese Aufgabe glaubt Salzmann am besten durch Erzählung erreichen zu können, in der er „das schicklichste, den Fähigkeiten der jungen Menschen angemessenste Mittel, ihm die Wahrheit beizubringen", erkennt. Wenn Salzmann den naheliegenden Schluß, daß man den Religionsunterricht mit der biblischen Geschichte beginnen müsse, nicht gezogen hat, so bestimmte ihn dazu seine Überzeugung, daß dieser Unterricht sich erst mit Dingen zu beschäftigen habe, die auf uns eine nähere Beziehung haben, als das der Fall sei mit dem Inhalt der biblischen Geschichte. Da man bei jeder Art der Unterrichtserweisung vom Einfachen und Leichten anfangen und von da zum Zusammengesetzten und Schweren fortgehen müsse, hält er es für schädlich, den ersten Unterricht in der Religion auf Begebenheiten zu gründen, die vor 18 Jahrhunderten in Palästina sich zugetragen hätten, und auf Ideen, die der unreife kindliche Geist nicht fassen könne. Erst wenn das Kind durch Empfindung, d. i. durch sinnliche Wahrnehmung, einen Vorrat von Begriffen sich gesammelt hat, um in der Folge durch Nachdenken und Überlegen abstrakte Ideen daraus sich zu bilden, sei es fähig, die „Geheimnisse Gottes" zu verstehen. Erst wenn auf andere Weise das kindliche Herz für religiöse Anschauung, die Salzmann vorwiegend nach ihrer sittlichen Seite im Auge hat, empfänglich geworden ist, soll die biblische Geschichte ein „Beförderungsmittel" der Religion werden. Diese Zurücksetzung der biblischen Geschichte will nicht nur

[1]) „Wenn ich", sagt Salzmann in dem Vorbericht, „ein Kind lehre, Barmherzigkeit sei Liebe gegen die Notleidenden, dieses mit vielen Sprüchen beweise und mit Exempeln erläutere, so bekömmt es Erkenntnis. Wenn ich ihm aber den unschätzbaren Wert der Barmherzigkeit begreiflich mache, ihm die süßen Empfindungen, die mit Ausübung derselben verknüpft sind, die Freude, die dadurch bei anderen angerichtet wird, die Ähnlichkeit, die wir dadurch mit Gott bekommen, und die große Belohnung zeige, die derselben verheißen ist, so daß das Kind mit seinen eigenen Augen sieht, daß es ein Thor sei, wenn es die Barmherzigkeit nicht ausüben wollte, so habe ich die Gesinnung desselben bestimmt."

aus den pädagogischen Überlegungen Salzmanns erklärt werden. Weitere Erklärungsgründe dafür sind die seiner Zeit eigene nüchterne, der Bedeutung des Historischen nicht gerecht werdende religiöse Anschauung, auf die die Zurücksetzung des Religiösen hinter das Sittliche zurückzuführen ist, und die Anfechtungen, die damals die Glaubwürdigkeit der heiligen Geschichte erfuhr. Er hält es deshalb für bedenklich, Religion und Tugend bloß auf „den Glauben an gewisse Geschichten und an die Wahrheit gewisser, außer unserer Sphäre liegender Ideen" zu gründen. Die Gefahr scheint ihm ausgeschlossen, wenn das Kind von der Wahrheit jener Ideen vorher schon auf anderem Wege sich überzeugt hat, und wenn diesem daher die in der h. Schrift ausgesprochenen Wahrheiten nur eine Bestätigung des schon als richtig Erkannten sind.

Wer wollte verkennen, daß der Beweisführung Salzmanns richtige Gedanken zu Grunde liegen? Sollte es ganz überflüssig sein, daran zu erinnern, daß der Aufbau der religiösen Überzeugung auf die Thatsache der biblischen Geschichte in dem Religionsunterricht immer noch die Gefahr in sich schließt, daß diese Überzeugung später ins Wanken kommt, wenn nicht zugleich die Überzeugung von dem absoluten Wert der Dinge, um die es sich hier handelt, die „Zuneigung" bezügl. „Abneigung" gegen die Dinge, die den Gegenstand des Religionsunterrichts bilden, erweckt wird, und daß das letztere eine ganz besondere Kunst in der Behandlung voraussetzt, eine Kunst, die an erster Stelle eine Überladung des Gedächtnisses fernhält, und inbetreff welcher Salzmann in der vorliegenden Schrift sehr beachtenswerte Winke giebt? Oder daran zu erinnern, daß die Verfrühung in der unterrichtlichen Behandlung abstrakter Ideen und der „Geheimnisse der Religion" den Nachteil haben kann, daß der Sinn für das Höchste abgestumpft wird? Wie vollberechtigt ist gerade für den Religionsunterricht seine Forderung, wenn er gegenüber der mechanischen, geisttötenden Unterrichtsweise, dem Auswendiglernen von unverstandenen Dingen, dem Übermaß des Memorierens, den harten Strafen, die dabei angewandt wurden — Fehlern, die er als die allgemein herrschenden vorfand, und die notwenig dazu führen müßten, den Kindern den Widerwillen gegen die Religion selbst einzuflößen, — verlangt, man müsse dem Religionsunterricht die höchste Anmut verleihen! Seine Klagen über die zu lange Ausdehnung dieses Unterrichts, die ganz ungeeigneten Orte — dumpfe Schulstuben und kalte Kirchen — und die ganz ungeschickten Lehrer waren nur zu wohl begründet. Selbst seine Bemerkungen über die Behandlung des Dekalogs lassen sich nicht kurzerhand als völlig überflüssig abweisen. Noch weniger ist das am Platze, wenn er Anstoß nimmt an den schwierigen theologischen Begriffen, die teilweise wenigstens den Inhalt des Katechismus bilden, und an der vielfach unverständlichen Sprache, deren man sich bei den Katechismusunterricht zu bedienen pflegte. Und darf

wohl das Bedenken, das Salzmann abhält, den Unterricht in der biblischen Geschichte sofort nach dem Eintritt in die Schule beginnen zu lassen, als ganz grundlos bezeichnet werden? Sind doch auch in der Gegenwart wieder gewichtige Stimmen laut geworden, die im Interesse der erstrebten Wirkung auf das kindliche Gemüt einem späteren Anfange dieses Unterrichts das Wort geredet haben.

Das freilich, was Salzmann in den ersten Schuljahren an die Stelle der biblischen Geschichte setzen will, und was somit den Stoff für den „ersten Unterricht in der Religion" bilden soll, befriedigt uns nicht mehr. Von der irrigen Voraussetzung ausgehend, daß für Kinder nur solche Erzählungen bildende Kraft haben, die von Kindern handeln und in eine leicht erkennbare Moral auslaufen, hält er sowohl Fabeln, da diese von Tieren erzählen, und da mit der Einsicht, daß diese Erzählungen nur Erdichtungen sind, auch die angehängte Moral Schaden leide, wie auch die Erzählungsstoffe, die von erwachsenen Personen berichten, für ungeeignet für seinen Zweck, das moralische Gefühl der Kleinen zu bilden, entwickelt aber mit großer Sorgfalt die Anforderungen, die an die nach seiner Meinung dazu geeigneten Erzählungen zu stellen sind. Wir dürfen Salzmann keinen Vorwurf daraus machen, daß er die Wirkung dieser moralischen Erzählungen weit überschätzt, ist er doch in dieser Beziehung ein Kind seiner Zeit. Was er aber im einzelnen von diesen Erzählungen fordert, das zeigt großen pädagogischen Scharfblick. So, wenn er den Wert der eigenen Erfahrung, die das Kind über den Wert der Dinge machen soll, dem bloßen Vorpredigen dieses Wertes gegenüberstellt; wenn er verlangt, daß die handelnden Personen sich bisweilen in ihren Handlungen verirren müssen, da das Kind gegen nur vollkommen gezeichnete leicht Abneigung hege. Ebenso beachtenswert ist auch heute noch das, was er über die notwendige konkrete Ausführung der Erzählungen und die Benutzung von Bildern vorbringt.

Erst nachdem das Kind durch den „ersten Grad des Unterrichts in der Religion" entsprechend vorbereitet ist, soll der Unterricht in der geoffenbarten Religion beginnen und zwar in chronologischer Ordnung betrieben werden. Da der Glaube an die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift zu der Zeit, wo Salzmann schrieb, für das Bewußtsein der meisten sehr erschüttert worden war, bildet der Nachweis von der Notwendigkeit dieses Glaubens den Hauptinhalt des Abschnittes, in dem er diesen „zweiten Grad des Unterrichts in der Religion" bespricht. Wenn er dabei die Offenbarung nur als eine Mitteilung höherer Erkenntnis an die Menschen, die aus eigener Kraft zu solcher Erkenntnis nicht gelangen, auffaßt, so entspricht auch das dem Geiste seiner Zeit, der ein tieferes Verständnis für das Wesen der Offenbarung abging. Darum ist er genötigt, sich eingehend auszusprechen

über die Stützen, die man für die göttliche Wahrheit der Schrift in den Wundern und Weissagungen fand. Gewichtiger erscheint ihm der Nachweis solcher Göttlichkeit, der in dem „inneren Zeugnis des heiligen Geistes", in der „eigenen Empfindung der wohlthätigen Wirkung der Wahrheit" liegt. Inbetreff der Lehren, die man den Kindern aus der heiligen Schrift vortragen soll, empfiehlt er große Vorsicht, da man wohl zu unterscheiden habe zwischen dem, was für die Kinder, und dem, was nur für die Erwachsenen passe. So behauptet er, daß man mehr erreicht, wenn man das Kind den liebenswürdigen Charakter Jesu verstehen lehre, als wenn man vergeblich versuche das Wesen Jesu ihm verständlich zu machen, wie es die Dogmatik festzustellen sich bemüht habe; daß man besser thue, den Wert der Wohlthat, die wir Jesu verdanken, ihm faßlich darzustellen, als die Theorie der Erlösung auseinanderzusetzen. Von demselben Gesichtspunkte wünscht er auch die den Kindern einzuprägenden Bibelsprüche ausgewählt zu sehen, damit diese zu Sentenzen werden, die wie Samenkörner keimen und sich entwickeln, wenn sie in einer ihnen günstigen Minute von der menschlichen Seele gedacht werden. Von dunklen, unerklärten Sprüchen, von langen Sprüchen, die mehr Abhandlung als Sentenz sind, ist solche Wirkung nicht zu erwarten.

Auch wenn wir gern einräumen, daß Salzmanns Auffassung der christlichen Heilswahrheiten, dem Geiste der Aufklärungsperiode entsprechend, gar sehr der Tiefe entbehrt, und daß ein in seinem Sinne erteilter Religionsunterricht der Jugend das Verständnis der Hauptstücke des christlichen Glaubens nicht erschließen konnte, so bergen doch seine Mahnungen manchen auch in der Gegenwart noch beherzigenswerten Gedanken. Wird doch auch jetzt noch vielfach im Religionsunterricht, wie er von Geistlichen und Lehrern erteilt zu werden pflegt, auf schwierige dogmatische Erörterungen viel Zeit verschwendet, die man besser anwenden könnte zur Pflege der religiösen Gesinnung, die im kindlichen Gemüt leichter sich bildet bei der Vertiefung in das konkrete Material der Heilsgeschichte, als bei der Bemühung, auch der Jugend schon ein System theologischer Begriffe verständlich zu machen.

Während nach dem Salzmannschen Plane das Kind bisher bei dem Unterricht mehrenteils sich leidend verhalten hat, soll es nun beim „dritten Grad des Unterrichts in der Religion" seine eigenen Ideen, seine eigenen Urteile und seine eigenen Worte vortragen lernen, damit der Lehrer Gelegenheit bekomme, sich von ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu überzeugen und sie, wo es nötig ist, zu verbessern. Das muß durch „Sokratische Unterredung" geschehen, die sich von einem „katechetischen Examen" sehr unterscheide. Während dieses zu Grunde gelegte Wahrheiten nur zergliedere, lasse jene die Einsicht erst entstehen. Nachdem Salzmann den Unterschied beider Methoden

an Beispielen nachgewiesen hat, giebt er eine Reihe von Ratschlägen, wie man die Schwierigkeiten der Sokratischen Methode überwinden könne. Was er über den Ton des Unterrichts, über die für die Kindesnatur geeignete Sprache des Lehrers, über das Festhalten des Gedankenganges, das Anknüpfen an den Erfahrungskreis der Kinder, das Verwenden auch der ungeschickten Antworten sagt, sind goldene Regeln von bleibendem Werte, wenn wir es auch nicht billigen können, daß die Anwendung der „Sokratischen Methode", wie Salzmann das Unterrichtsverfahren nennt, das das Kind veranlassen soll, seine eigenen Gedanken auszusprechen, verschoben werden soll, bis der historische Teil des Unterrichtsstoffes abgeschlossen ist. Die Wünsche, mit denen Salzmann diesen Abschnitt seines Buches schließt, sind glücklicherweise in unseren Tagen mehr erfüllt, als er es selbst noch erleben sollte.

Einige Gedanken über „die Art, wie man die Kinder mit den Vorstellungsarten, die die Kirche, zu der sie sich bekennen, sich von den Geheimnissen des Christentums macht, bekannt machen soll," bilden den letzten Teil des Buches, der den „vierten Grad des Unterrichts in der Religion" behandelt. Diesen Unterricht will Salzmann bis in die Wochen aufgehoben sehen, in denen das Kind zum Genuß des Abendmahls vorbereitet wird. Ein kurzes Verweilen bei diesem Gegenstand genüge, weil nach seiner Ansicht dieser Teil des Religionsunterrichts die Gesinnung der Kinder nicht erst zu bestimmen habe. Diese Aufgabe müsse bereits durch den vorausgegangenen Religionsunterricht gelöst sein. Auch in diesem Punkte teilt Salzmann die Anschauung einer Zeit, die in ihrem Deismus die konfessionellen Unterschiede zu verwischen bestrebt war. Messen wir auch diesem Teil des Religionsunterrichts mit Recht eine höhere Bedeutung bei, so ist doch auch jetzt Salzmanns Bitte nicht unter allen Umständen überflüssig, „den Glauben an solche Erklärungen den Kindern nicht so wichtig zu machen, als wenn davon ihre Seligkeit abhinge."

Was Salzmann in seiner Schrift „Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen" theoretisch entwickelt hat, das hat er in seinen Schriften „Moralisches Elementarbuch", „Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8—10 Jahren",[1] „Heinrich Gottschalk in seiner Familie oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10—12 Jahren" und „Unterricht in der christlichen Religion" praktisch durchgeführt.

Die Absicht des „Moralischen Elementarbuches" geht dahin, den Kindern eine gute Gesinnung zu verschaffen oder, welches einerlei

[1]) Dieser Titel ist eigentlich nicht ganz richtig, da Salzmann für den 1. Grad des Religionsunterrichts, für die Kinder von 6—8 Jahren, der auch hier freilich nur ein Unterricht in der Sittenlehre war, das moralische Elementarbuch benutzt haben wollte.

ist, sie dahin zu bringen, daß sie gegen die ihnen bekannten Dinge die Zuneigung oder Abneigung, die sie verdienen, bekommen. Das geschieht, indem ihnen der wahre Wert jedes Dinges und das Vergnügen oder Mißvergnügen, das es ihnen verschafft, auf eine sinnliche Art vorgestellt wird. Salzmann hatte diese Schrift schon früher unter dem Titel „Erste Grundsätze der Religion, in Kindersprache übersetzt" angekündigt. Er hat aber den Titel dann mit einem passenderen vertauscht. Das Buch besteht aus zwei Teilen und bespricht folgende Dinge: I. Die Kinder selbst. A. Ihren Körper. 1. Die Gesundheit. 2. Empfindungen. 3. Geschicklichkeit. B. Ihre Seele. 1. Ihre Kräfte. 2. Den Willen in Ansehung seiner Fertigkeiten. 3. Ihre anderen Eigenschaften. II. Andere Personen. A. Gott. 1. Seine Eigenschaften. 2. Sein Wirken. 3. Die Pflichten, die wir ihm schuldig sind. B. Menschen. 1. In Ansehung der Verhältnisse gegen die Kinder. a. Vorgesetzte. b. Untergebene. c. Ihresgleichen. 2. In Ansehung ihrer Gesinnung. a. Überhaupt. b. Insbesondere gegen die Kinder. c. In Ansehung ihres Vermögens. III. Tiere. IV. Sachen. 1. Nahrungsmittel. 2. Kleidung. V. Schicksale. A. Angenehme. B. Unangenehme.[1]) Diese Dinge werden im ersten Teil in der Darstellung eines Familienlebens besprochen, doch ist es nicht die Absicht des Verfassers, daß sie in der eingehaltenen Ordnung behandelt werden. Vielmehr soll die gerade sich bietende Gelegenheit die Wahl der einzelnen Stücke bestimmen. Der zweite Teil enthält „als ein in verschiedene Fächer abgeteiltes Repositorium", von denen jedes 2—3 Nummern umfaßt, eine Menge Erzählungen, deren Verfasser außer Salzmann Campe, Weiße, Becker, Rochow, Sulzer u. a. sind. Die Geschichten sind „zur Erregung guter und Dämpfung schädlicher Neigungen eingerichtet." Er bezeichnet selbst das Buch als „ein geistliches Hausapothekchen", das „z. E. Mittel gegen den Zorn, gegen den Eigensinn, zur Stärkung der Geduld, des Gehorsams und dergleichen" enthält. Bestimmt ist das „Moralische Elementarbuch", dessen erste Auflage 1782 und 1783 erschien, für Kinder von 6—8 Jahren. Von dem ersten Teil sind neue Auflagen 1785 und 1828, vom zweiten Teil eine solche 1787 erschienen. Das Buch ist auch in das Französische und das Holländische übersetzt worden.

Ist auch damals das „Moralische Elementarbuch" und namentlich der erste Teil desselben mit großem Beifall aufgenommen worden, so sind doch diese moralischen Geschichten mit ihrer etwas aufdringlichen Moral nicht mehr nach unserem Geschmack, und auch unsere Jugend

[1]) Die von Salzmann angegebenen weiteren Unterabteilungen der behandelten Gegenstände haben wir weglassen zu dürfen geglaubt, da das Angeführte genügt, den Plan erkennen zu lassen.

teilt denselben. Wir haben daher von einem Abdruck dieses Buches, wie auch der nächst genannten Schriften, absehen zu müssen geglaubt.

Ebenfalls eine erdichtete Familiengeschichte, die Geschichte der „Familie Ehrenfried", enthält Salzmanns „Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8—10 Jahren". Die erste Auflage ist 1803, die zweite 1804 erschienen. Die in den einzelnen moralischen Beispielen enthaltenen Lehren sollen so verwertet werden, daß die Wahrheit durch ein katechetisches Gespräch erläutert wird. Von religiöser Belehrung enthält auch dieses Buch nichts.

Der religiösen Unterweisung dient erst das Buch „Heinrich Gottschalk in seiner Familie oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10—12 Jahren". Das Buch knüpft an das vorhergehende an und schildert den Religionsunterricht in der Familie Ehrenfried, den erst ein Hauslehrer Tillmann und später der Großvater Gottschalk erteilt. Zunächst soll durch eingehende Naturbetrachtung in dem Kinde die Überzeugung erweckt werden, „daß alles, was gewirkt wird, durch unsichtbare Kräfte gewirkt wird, und daß alles Sichtbare nur Wirkung des Unsichtbaren sei. Aus dieser Überzeugung geht dann leicht der Glaube hervor, daß alle Wirkungen durch eine weise und gütige Grundursache geleitet werden." Die wechselvolle Geschichte des Großvaters Heinrich Gottschalk aber, die den zweiten Teil des Buches ausmacht, dient dem Zwecke, in den Kindern den Glauben an die göttliche Vorsehung zu erwecken, die den Menschen oft gerade durch die Trübsal zum Guten erziehen will. Auch dieses Buch ist reich an moralischen Belehrungen. Seine Benutzung ist so gedacht, daß die einzelnen Abschnitte in den Lesestunden von den Kindern gelesen und mit ihnen besprochen werden.

Erst die oberste Stufe war für den christlichen Religionsunterricht bestimmt. Ihm sollte seit 1808 das in diesem Jahre erschienene Buch „Unterricht in der christlichen Religion", eine Art Katechismus, zu Grunde gelegt werden. Die Einleitung faßt noch einmal kurz die in den vorhergehenden Büchern erörterten, auf Natur und Menschengeschick gegründeten Beweise für das Dasein Gottes zusammen. Das erste Hauptstück behandelt die Geschichte und die Beschaffenheit der Religion vor Christus, das zweite Hauptstück — der Hauptteil des Buches — die christliche Religion und zwar zunächst Jesu Person und Geschichte und dann Jesu Religion als die Religion der Wahrheit, der Liebe, der Freiheit und Seligkeit. Den Schluß bildet eine kurze Belehrung über Taufe, Abendmahl, Sonn- und Festtage. Liederverse und Verweisungen auf Bibelsprüche sind eingeflochten. Alle kirchlichen Dogmen sollen dem Konfirmandenunterricht überwiesen werden. Der lutherische Katechismus, mit dessen Beibehaltung nach Salzmanns Urteil große Unbequemlichkeiten verknüpft sind, „zumal wenn der Lehrer

von der Wahrheit mancher Behauptung des Katechismus nicht überzeugt ist," hat in Salzmanns Lehrplan für den Religionsunterricht keine Stelle.

Was wir jetzt an dem Salzmannschen Religionsunterricht auszusetzen haben, die seichte und nüchterne Auffassung der christlichen Glaubenswahrheiten, die Hintansetzung alles spezifisch Christlichen, die sich schon in der Verschiebung des Unterrichts in der christlichen Religion bis zu der letzten Altersstufe kundgiebt, das Übergewicht, das der bloß moralischen Belehrung eingeräumt wird, muß auf Rechnung des Geistes, der die damalige Zeit beherrschte, geschrieben werden. Wollen wir aber Salzmann auch in dieser Beziehung richtig beurteilen, dann dürfen wir nicht vergessen, was doch auch aus den oben genannten Schriften und aus seiner gesamten Thätigkeit überall wohlthuend uns entgegentritt, nämlich seine hohe Begeisterung für Menschenwohl, die auf der tiefen und lebendigen Überzeugung von der allweisen, väterlichen Leitung und Vorsehung Gottes und der aufrichtigen Verehrung Jesu und seiner Lehre ruht, und sein eifriges Streben, für den Jugendunterricht Wege zu suchen, auf denen das heranwachsende Geschlecht zu den höchsten Gütern des Lebens besser geführt würde, als das auf denen möglich war, die er seine Zeitgenossen gehen sah.

Salzmanns Schrift „Über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen" ist in zweiter Auflage 1787, in dritter 1809 erschienen. Wir haben unserer Ausgabe in der Hauptsache die dritte Auflage zu Grunde gelegt, die manche Veränderungen in Salzmanns Anschauung aufweist. Nur wo die zweite Auflage die Sache richtiger zu bezeichnen schien — es sind das nur wenige Fälle —, ist der Text derselben beibehalten worden. Auch die Mehrzahl der Anmerkungen, die nur die zweite Auflage enthält, und ein Lehrbeispiel, das er später wohl weglassen zu können geglaubt hat, sind mit abgedruckt, dabei aber bemerkt, das sie nur in der zweiten Auflage enthalten sind. Wir haben das erstere gethan, weil es nicht unwahrscheinlich ist, daß Salzmann bei der Vorbereitung der dritten Auflage nur die erste vorgelegen hat, worauf schon allerlei Äußerlichkeiten, wie die gemachten Absätze, hinweisen.

Vorbericht.

Der Mensch ist einer solchen Vervollkommnung fähig, daß es unmöglich ist, die Grenzen seiner Fähigkeiten mit Zuverlässigkeit zu bestimmen. Wenn er glaubt, bei dem ne plus ultra zu stehen, so kommt er unvermutet auf einen Standort, von dem sich ihm Aussichten zeigen, deren Ende er nicht sehen kann. Er dringt immer tiefer in die Natur der Dinge ein, spürt ihren Kräften nach und lernt dieselben nach und nach so nutzen, daß sie seiner Kraft untergeordnet werden und mit ihr gemeinschaftlich wirken müssen. Notwendig muß also sein Wirkungskreis von Jahrhundert zu Jahrhundert sich vergrößern. Der Patriarch konnte nicht weiter wirken, als da, wo er zugegen war; wir wirken aber auch da, wo wir nicht sind. Der Londonsche Kaufmann ist in Ostindien wirksam; seit der Erfindung der Buchdruckerkunst hat sich der Mensch eine Art von Allgegenwart und Ewigkeit verschafft. Er kann zugleich an hundert Orten unterrichten, bessern, trösten, verführen, peinigen und seine Wirksamkeit über die Grenzen seines Lebens ausdehnen. Sonst schienen die Wolken die menschliche Wirksamkeit zu begrenzen, aber auch dieser Damm ist durchbrochen. Wir zeichnen dem Wetterstrahl die Bahn vor, die er laufen soll, und benehmen dem Donner seine Kraft. Vielleicht bringen unsere Nachkommen auch den Sturm unter ihre Herrschaft.*)

In eben dem Verhältnisse, in dem sich der Wirkungskreis des Menschen vergrößert, vervielfältigen sich auch die Güter, die der Gegenstand seiner Begierden sind. Er lernt mehrere kennen und mehrere schaffen. Er wird mit den Produkten des Meeresgrundes, der Eingeweide der Erde und des entferntesten Erdwinkels bekannt, schleppt sie zusammen, verbindet sie auf mannigfaltige Art, und so entstehen von Jahr zu Jahr neue Nahrungsmittel, neuer Putz, neue Kleidungen,

*) Seit der Zeit, daß dieses geschrieben wurde, haben wir auch gelernt, uns über die Wolken zu schwingen und jenseits derselben thätig zu sein.[1])

[1]) Diese Anmerkung gehört erst der dritten Auflage an. Im Jahre 1783 hatten die Brüder Joseph und Etienne Montgolfier den Luftballon erfunden. Man knüpfte damals an diese Erfindungen große Hoffnungen.

neues Hausgeräte, neue Beförderungsmittel der Bequemlichkeit und neue Arten, die Sinne zu kitzeln.

Wahrscheinlich thut unsere Nachkommenschaft auch in dieser Art der Vervollkommnung Riesenschritte.

Der erste Unterricht des Menschen, der sonst so vernachlässigt wurde, daß man ihn insgemein Männern anvertraute, die sonst zu weiter nichts im Staate gebraucht werden konnten, hat jetzo die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen. Die besten Köpfe beschäftigen sich damit und suchen ihn zu verbessern, und Monarchen suchen Ruhm darinne, wenn sie ihre Bemühungen unterstützen können. In den ersten Lebensjahren wird unsere Nachkommenschaft schon auf einen Standort geführet, den wir kaum im zwanzigsten Jahre erreichten, den viele Gelehrten nie gesehen haben und vielleicht nie sehen werden. Wie groß wird ihr Wirkungskreis, wie mannigfaltig werden ihre Güter sein, wie mitleidig werden die Enkel von den Anhöhen, die sie erstiegen haben, auf ihre einfältigen Großväter herabsehen!

Unterdessen glaube ich nicht, daß die Summe der menschlichen Glückseligkeit mit aller dieser Vervollkommnung nur im geringsten vergrößert werde. So wie der Wirkungskreis sich erweitert, nimmt die Kraftlosigkeit zu, und vermehren sich die Leiden. Und so wie die Güter des Menschen sich vervielfältigen, wächset Armut und Elend.

Je sinnreicher der Mensch wird, fremde Kräfte zu brauchen, desto weniger Reiz hat er, seine eigenen anzustrengen. Da nun Anwendung der Kraft das beste Stärkungsmittel derselben ist, so muß die Kraft immer schwächer werden, je weniger sie gebraucht wird. Das Auge des Landmanns, das schmachtend nach dem Hügel sieht, von dem seine Gattin herabkommt, ist allemal mehr wert als das Auge des verfeinerten Jünglings, der seine Schöne durch das Fernglas beobachtet. Die Füße des Boten sind immer kraftvoller als die Füße eines Mannes, der die Kraft von vier raschen Hengsten nötig hat, wenn er bei seinem Freunde Besuch abstatten will.

So wie der Wirkungskreis sich vergrößert, vergrößert sich auch der Kreis, durch welchen andere auf uns wirken, der Kreis des Leidens. Der Patriarch kannte keine Leiden als diejenigen, die durch unangenehme unmittelbare Erschütterung seiner Nerven hervorgebracht wurden. Nichts konnte ihm Schmerz verursachen, als was zunächst um ihn war. Der Kaufmann hingegen, der von London aus auf Ostindien wirkt, kann auch in Ostindien so getreten werden, daß er es in London fühlt. Den Schriftsteller, der auf die entferntesten Gegenden wirkt, kann man auch von den entferntesten Gegenden her auf seiner Studierstube beunruhigen.

Mit dem Reichtume der Menschen vergrößert sich auch ihre Armut. Je mehrere Güter sie kennen lernen, desto mehrere begehren sie,

desto mehr haben sie Bedürfnisse. Wie viel mehr braucht das Mädchen vom Stande als das Landmädchen! Da es nun unmöglich ist, daß jeder Mensch sich eine so unsägliche Menge von Bedürfnissen verschaffen könne, als seine Begierden verlangen, so entspringt dadurch Mangel an notwendigen Bedürfnissen. Ist das nicht Armut? Man stelle sich vor, daß ein derber Bauernjunge und ein Jüngling nach der Mode durch das Wetter in ein elendes Wirtshaus getrieben und gezwungen werden, daselbst zu übernachten. Jener läßt sich Salz und Brot nebst einem Kruge Bier reichen, labet sich, legt sich auf die Streue und schläft, steht auf, ist gestärket, trinkt ein Glas Branntwein und setzt mit sichtbarer Zufriedenheit seinen Weg weiter fort. Es hat ihm nichts gemangelt. Diesem fehlt es an allem. Er befiehlt einen Fisch zu sieden — der ist da nicht zu haben. Er verlangt Schinken, kalten Braten, das ist auch nicht da. Aber Cervelatwurst? und man fragt, was das wäre? Endlich muß er sich bequemen, den nagenden Hunger mit der Kost zu befriedigen, die den Bauersjungen erquickte, ohne darin die Erquickung zu finden, die jener fand. So fehlt es hernach an Wein, Bette, Friseur, Pomade und Kaffee, und er verläßt den andern Tag krank und mißvergnügt dieses Haus und weiß jahrelang von den daselbst ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu erzählen. Wer ist nun wohl der Ärmste?

Und zwei Dritteile einer verfeinerten Stadt haben mit dem Jünglinge nach der Mode im schlechten Wirtshause gleiches Schicksal.

Es ist allenthalben Mangel.

Je mannigfaltiger die Güter sind, desto heftiger ist auch der Reiz, sie zu genießen, der am Ende so heftig wird, daß er alle Sorge für die Gesundheit verdrängt. Man genießt bloß, um zu genießen, ohne Prüfung und Mäßigung, das ist, man zerstört seine Gesundheit. Die Menge der Kranken bei verschiedenen Nationen steht immer mit der Aufklärung derselben im gleichen Verhältnisse.

Dies ist also die Wirkung der Vervollkommnung des Menschen; Kraftlosigkeit, Leidensfähigkeit, Armut und Krankheit. Wäre es möglich, zu gleicher Zeit das Erwachen von Paris und einer tartarischen Horde zu sehen, wir würden gewiß bei der letztern hundertmal mehr kummer- und sorgenfreie und schmerzlose Gesichter als in der hohen Schule von Europa bemerken.

Also sollen wir die Vervollkommnung des Menschen zu verhindern suchen? sollen zu der alten Barbarei, von der wir uns mit vieler Mühe los wanden, zurückkehren? Ich glaube allerdings, wenn sonst kein Mittel übrig ist, das aus der Vervollkommnung entspringende Elend zu verhindern.

Dies Mittel ist aber da, und wir haben also gar nicht nötig, zu diesem verzweifelten Entschlusse unsere Zuflucht zu nehmen. Eigentlich

entspringt alle das Elend, das aus der Vervollkommnung des Menschen zu entstehen scheint, nicht sowohl aus der Vervollkommnung selbst, als aus der verkehrten Anwendung derselben. Der Mensch ist mit dem wahren Werte der Dinge zu wenig bekannt. Er setzt daher auf manche Dinge, die wenig oder nichts wert sind, einen vorzüglichen Wert und verkennt den unschätzbaren Wert anderer. Daraus muß notwendig folgen, daß er nach unbedeutenden Dingen unmäßig strebt, die Aufsuchung der bessern Güter vernachlässigt und sich also eine ergiebige Quelle von Leiden öffnet. Wenn der Tartar seine Pferdemilch mit mehrerer Heiterkeit als der reiche aufgeklärte Gargil seinen Burgunder trinkt, so liegt der Grund davon nicht darin, daß jener arm, dieser reich; jener roh, dieser aufgeklärt ist; jener Pferdemilch, dieser Wein trinkt, sondern darin, daß dieser nicht weiß, daß Mäßigkeit mehr wert als Völlerei sei, jene vernachlässiget, dieser sich ergeben und dadurch seine Gesundheit geschwächt hat. Jener kennet zwar den Wert der Dinge so wenig als dieser, aber der Mangel dieser Art von Erkenntnis wird in eben dem Verhältnis schädlicher, in dem der Wirkungskreis sich erweitert, und die Mannigfaltigkeit der Güter sich vergrößert. Das Kind, das auf dem Steckenpferde reitet, ist immer weniger Gefahr ausgesetzt als ein anderes, das einen raschen Hengst besteigt; seine Unwissenheit ist immer unschädlicher, wenn es mit Steinchen spielt, als wenn es in der Gewehrkammer sich vergnügen will.

Je richtiger wir aber den inneren Wert der Dinge, die auf uns eine nähere Beziehung haben, bestimmen lernen, desto unschädlicher wird die Vervollkommnung, desto wirksameres Beförderungsmittel der Glückseligkeit wird sie.

Weiß ich, daß ein Quentchen eigener Kraft mehr wert sei als ein Centner fremder Kraft, dann ist auch das Verlangen da, meine Kräfte immer mehr auszubilden; unzeitiger Gebrauch fremder Kräfte dünkt mir Entnervung zu sein, und ich werde nur da mich fremder Kraft bedienen, wo meine eigene unzulänglich ist. Sind mir die edelsten und begehrungswürdigsten Güter bekannt, bin ich imstande, jeder Sache den Vorzug zuzuerkennen, der ihr nach ihrem inneren Gehalte zukommt, so wirke ich nicht ohne Überlegung, springe nicht wie ein Kind hin und her, suche Blümchen, strauchele und falle, sondern gehe gesetzt wie ein Mann nach einem bestimmten festgesetzten Ziele fort und bediene mich der Blümchen, die um mich stehen, nur, insoferne sie mich von Erreichung meines Ziels nicht abhalten. Bin ich so erleuchtet, daß ich den innern Gehalt der Dinge kenne, dann vergrößert sich mein Glück mit meinem Wirkungskreise. Der Wirkungskreis eines Fürsten, dem der Wert des Wohlthuns einleuchtet, ist Laufbahn einer Sonne, die Leben, Wärme und Freude in Planeten ausstreuet, da die Öllampe kaum hinreicht, den armen Handwerker bei seinen kümmerlichen Ar-

beiten hinlängliches Licht zu verschaffen. Diese Art der Erleuchtung, von der ich rede, ist zwar nicht vermögend, mich gegen alles Leiden zu schützen, aber sie kann es doch unschädlich machen. Das Leiden verliert sein unangenehmes Ansehen und den größten Teil seiner unangenehmen Wirkungen, sobald man es für das hält, was es ist — für Erziehungsmittel.

Ist uns der Wert der wahren beständigen Güter, Gottes, der Rechtschaffenheit, des Gewissenlobes, immer einleuchtend genug, betrachten wir das gegenwärtige Leben immer als Übergang und Vorbereitung zur Unsterblichkeit, so wird dadurch nicht nur der Trieb, jene Güter zu besitzen, genähret, sondern auch die Begierde nach unedlern Dingen gemäßiget. Wir können uns leicht beruhigen, wenn wir auch von dem sich immer vergrößernden Reichtume der menschlichen Natur nur einen ganz kleinen Teil bekommen haben, solange wir Güter zu besitzen glauben, deren Wert den Wert der Welt überwiegt. Wir sind alsdann als die nichts haben, und die doch alles haben. Und wenn wir belehret sind, daß nur der mäßige Genuß der sichtbaren Dinge wahrer, erquickender und stärkender Genuß sei, und also die Welt brauchen, aber nicht mißbrauchen, so fallen die schrecklichen Folgen von selbst weg, die der Überfluß gewöhnlich nach sich zu ziehen pflegt.

Vervollkommnung der menschlichen Natur, die sich nur auf die Vergrößerung seines Wirkungskreises und Vermehrung seiner Güter einschränket, macht also den Menschen elend; sie ist aber Beförderungsmittel seiner Glückseligkeit, wenn seine Einsichten in den Wert der Dinge, das ist seine Gesinnungen, in eben dem Verhältnisse berichtigt und gebessert werden.

Diese Gedanken, die schon seit einiger Zeit durch meine Seele gegangen und mir immer einleuchtender geworden sind, haben beständig den Wunsch in mir genährt, auch nach meinen schwachen Kräften zur Ausbreitung guter Gesinnungen etwas beitragen zu können. Dieser Wunsch wurde immer inniger, da ich die großen Anstalten sahe, die von allen Seiten her gemacht wurden, die Erkenntnis des Menschen und seinen Wirkungskreis zu erweitern und den Reichtum der Menschheit zu vergrößern, und ich doch nach meinen Einsichten nicht anders konnte als glauben, daß durch alle diese Anstalten, wenn man nicht die menschliche Gesinnung in gleichem Verhältnisse besserte, das menschliche Elend vergrößert und die Leiden vervielfältigt würden. Ich fing daher an nachzudenken und entdeckte gar bald, was jeder denkende Christ wird bemerkt haben, daß die in der Christenheit herrschende Gesinnung bei weitem diejenige nicht sei, die der Mensch nach Gottes Absicht haben soll; daß wenig Gefühl für diejenigen Güter da sei, deren Besitz und Genuß allein wahre Glückseligkeit verschafft; daß die ganze Masse der menschlichen Erkenntnis, die wir bei unserm Eintritte in die Welt

einatmen, mit den gefährlichsten und lächerlichsten Irrtümern vergiftet sei.

Ich spürte den ersten Quellen des Irrtums nach und entdeckte deren verschiedene. Vorzüglich aber machte mich die ergiebigste unter allen, der mangelhafte Unterricht in der Religion, aufmerksam. Ich dachte nach, wie derselbe könnte verbessert werden, und da ich einige Mittel glaubte gefunden zu haben, da ich sah, daß sie den Grundsätzen, die jetzo von den um die Erziehungskunst verdientesten Männern verbreitet werden, fast durchgängig gemäß wären, so hielt ich mich für verpflichtet, sie zur Prüfung des Publikums öffentlich auszustellen. Und so entstund dieses Buch.

Ich habe mich bei Aufsetzung desselben immer bemüht, so deutlich und bestimmt mich auszudrücken, als nur möglich war, um allen Mißverständnissen vorzubeugen. Gleichwohl sehe ich voraus, daß ich meine Absichten nicht ganz werde erreicht haben. Ich will daher nur noch einige Erinnerungen vorausschicken.

Wer dies Buch richtig beurteilen will, der muß notwendig den Gesichtspunkt treffen können, aus dem ich die Sachen beobachtet und beurteilt habe. Sonst geht es uns ebenso, als wenn drei Spaziergänger von drei verschiedenen Anhöhen eine Gegend übersehen und einander ihre Aussichten beschreiben wollten. Die Beschreibungen würden ganz verschieden ausfallen. Sie könnten alle drei recht haben, und es würde ein sehr lächerlicher Streit entstehen, wenn jeder behaupten wollte, daß seine Reisegefährten falsch sähen. Titius und Sempronius müßten sich notwendig gefallen lassen, die Anhöhe zu ersteigen, von welcher Cajus die Gegend übersieht, wenn sie untersuchen wollten, ob dieser recht gesehen habe. Gesetzt, daß sie hierzu weder Kräfte, noch Lust hätten, so thäten sie wohl am besten, wenn sie sich alles Urteilens enthielten.

Meine Absicht nun geht nicht dahin, den Kindern bloße Erkenntnis, sondern gute Gesinnung beizubringen. Nach dieser Absicht muß das ganze Buch beurteilt werden. Wenn man mir beweisen wollte, daß es Methoden gebe, nach welchen dem Gedächtnisse der Jugend das ganze theologische System weit geschwinder und leichter könne beigebracht werden, so übernimmt man eine eben unnötige Arbeit, als wenn jemand mit vielen Gründen darthun wollte, daß Gellert besser als Klopstock in seiner Messiade gereimt habe.

Den großen Unterschied unter Erkenntnis und Gesinnung habe ich, wo ich nicht irre, hinlänglich bestimmt. Und es würde Mißtrauen in die Einsichten meiner Leser verraten, wenn ich mich über diesen Punkt noch weiter ausbreiten wollte. Ich will daher in Ansehung desselben weiter nichts mehr thun, als noch ein Exempel beifügen.

Wenn ich ein Kind lehre, Barmherzigkeit sei Liebe gegen die Notleidenden, dieses mit vielen Sprüchen beweise und mit Exempeln

erläutere, so bekömmt es Erkenntnis. Wenn ich ihm aber den unschätzbaren Wert der Barmherzigkeit begreiflich mache, ihm die süßen Empfindungen, die mit Ausübung derselben verknüpft sind, die Freude, die dadurch bei anderen angerichtet wird, die Ähnlichkeit, die wir dadurch mit Gott bekommen, und die große Belohnung zeige, die derselben verheißen ist, so daß das Kind mit seinen eigenen Augen sieht, daß es ein Thor sei, wenn es die Barmherzigkeit nicht ausüben wollte, so habe ich die Gesinnung desselben bestimmt.

Ist nun die Methode des Religionsunterrichts, die ich hier vorschlage, ein Mittel, Kindern wahrhaftig gute Gesinnung beizubringen, die Gesinnung, die Christus bei allen den Anstalten, die er zum Heil der Menschen gemacht hat, zur Absicht hatte? ist sie hierzu schicklicher oder unschicklicher, als die zeither gewöhnliche Methode? Dies ist eigentlich die Frage, die der Leser entscheiden muß.

Um mich recht beurteilen zu können, muß auch das ganze Buch gelesen und im Zusammenhange überdacht werden. Es kann mir mancher Ausdruck entwischt sein, der zweideutig ist und gefährlich scheinet, der aber durch das Folgende erklärt wird.

Wie widrig würde z. E. das Urteil ausfallen, wenn man mich bloß nach dem ersten Grade des Unterrichts, den ich hier vorschlage, in dem nichts von der Bibel, nichts von Jesu vorkommt, beurteilen wollte? Muß man aber nicht dies Urteil zurücknehmen, wenn man überlegt, was ich bei dem zweiten Grade des Unterrichts gesagt habe?

Man fängt bei jeder Art der Unterweisung immer vom Einfachen und vom Leichten an und geht von da immer zu dem Zusammengesetztern und Schwerern fort. Man lehrt das Kind erst die Grundzüge schreiben, ehe man es anhält, verschlungene Anfangsbuchstaben zu malen. So möchte ich auch gerne den Religionsunterricht eingerichtet wissen. Ich möchte, daß das Kind, das so vielen Verblendungen ausgesetzt ist, gleich von der Zeit an, da sein Verstand zu keimen anfängt, auf die Wahrheit aufmerksam gemacht und so viel als möglich durch die Empfindung von dem wahren Werte der Dinge belehrt würde. So früh als möglich möchte ich es angeführt sehen, den Wert der Tugend zu empfinden, sich als Gottes Geschöpf alles, was es genießt, als Gottes Gabe zu betrachten und jede Untugend als Thorheit zu scheuen. Zu dieser Absicht wählte ich die Erzählung, weil ich, nach vielem Nachdenken und öfters angestellten Versuchen, kein schicklicheres, den Fähigkeiten des jungen Menschen angemesseneres Mittel, ihm die Wahrheit beizubringen, habe finden können. Alle Deklamationen, durch die wir ihm das anzupreisen, jenes verächtlich zu machen suchen, sind mehrenteils ganz umsonst. Wir drücken dadurch unsere Empfindungen aus, sind aber damit nicht imstande, das Kind dahin zu bringen, daß es uns nachempfinde.

Wenn nun des Kindes Gesinnung durch solche Erzählungen schon ziemlich bestimmt ist, dann erst wünschte ich, daß es zur Bibel geführt und mit derselben bekannt gemacht würde. Deswegen schicke ich bei dem dritten Abschnitte einen kurzen Beweis von der Notwendigkeit und dem Nutzen der Offenbarung voraus. Dieser Beweis würde am unrechten Orte gestanden haben, wenn ich diese Schrift zu Anfange dieses Jahrhunderts aufgesetzt hätte. Da ich aber im Jahre 1780 schreibe — nun da sollte er doch wohl so überflüssig nicht sein. Dieser Grad des Unterrichts sollte meiner Absicht nach Bestätigung, Erweiterung und Supplement des ersten Grades sein. Bestätigung. Denn da das Kind erst für die Wahrheit keinen weiteren Grund als seine Empfindungen und seine Urteile hatte, so wird es nun durch des untrüglichen Gottes Aussprüche in dem Glauben befestigt, daß es recht empfunden und geurteilt habe. Erweiterung. Denn zeither wußte es von Gott nichts, als was es aus seinen Werken, die vor ihm lagen, erkennen konnte; nun wird es aber mit Gottes großer Haushaltung und mit den weisen Anstalten, die er vom Anfange der Welt her zum Heil der Menschen gemacht hat, und die in der Folge durch seinen Sohn ausgeführt wurden, bekannt gemacht. Supplement. Denn es lernt da Lehren kennen, die die Vernunft übersteigen, und die mehr der Gegenstand des Glaubens als des Wissens sind.

Hat nun das Kind von dieser Art einen Schatz von Wahrheiten gesammelt, so möchte ich ihm Gelegenheit geschafft wissen, denselben auszuschütten, damit man jede insbesondere prüfen, und, wo etwas Irriges mit untergelaufen wäre, es verbessern könnte. Deswegen schlug ich die vertraute freundschaftliche Unterredung vor. Dies verstehe ich nicht so, als wenn man sich zuvor mit dem Kinde gar nicht besprechen, gar nicht forschen sollte, wie es sowohl die erdichteten als biblischen Erzählungen gefasset habe, sondern meine Meinung ist nur, daß man die Unterredung nicht eher als wirklichen Unterricht anfangen solle, bis das Kind so viel gesammelt hat, daß es vermögend ist, sich mit einem erwachsenen Freunde zu unterreden.

Den nähern Unterricht von den Geheimnissen sparte ich bis zuletzt, weil sie in der ganzen christlichen Lehre das Schwerste sind, und die Natur des Menschen es fordert, daß das Schwere bis zuletzt gespart wird. Meine Meinung ist wieder nicht, daß man zuvor der Geheimnisse gar nicht Erwähnung thun solle. Nur den nähern Aufschluß, die nähere Bestimmung möchte ich bis gegen das Ende des Unterrichts verspart wissen. Das Kind kann schon bei dem zweiten Grade des Unterrichts erfahren, daß Jesus Gottes Sohn sei. Aber in welchem Verstande er Gottes Sohn sei, das wird ihm erst gesagt, wenn es durch den Genuß des Abendmahls von neuem zu seinem Dienste eingeweiht werden soll.

Es kommen in diesem Buche hier und da einige hingeworfene Gedanken vor, die mit dem ganzen Plane nur in einem entfernten Verhältnisse stehen, und die da und weg sein, angenommen und verworfen werden können, ohne daß das Ganze dabei leidet. Sollte nun dieser mancher Leser nicht billigen, so glaube ich nicht, daß er deswegen berechtigt sei, meine ganze Gedankenreihe für irrig zu erklären. So sage ich, daß die Lehre von der Versöhnung Gottes durch Jesu Tod für Kinder in den ersten Graden des Unterrichts noch nicht gehöre. Ich rede nach meiner Überzeugung. Und sehr lieb wäre es mir, wenn ich die Stelle finden könnte, die ich ganz gewiß in Sophiens Reisen glaube gelesen zu haben, wo Herr Probst Hermes[1]), einer der eifrigsten Verteidiger dieser Lehre, eben diese Meinung äußert. Ich wollte sie zu meiner Rechtfertigung ganz hersetzen und die Leser zu überzeugen suchen, daß man eine Wahrheit von ganzem Herzen erlauben und doch der Meinung sein könne, daß sie Kindern bis auf eine gewisse Zeit vorenthalten werden müsse. Sollten nun manche hiervon anders denken, so stehet ihnen dies frei, ohne daß sie deswegen berechtigt sind, das Ganze zu verwerfen.

Überhaupt habe ich diese ganze Schrift nicht sowohl in der Absicht aufgesetzt, um meine Gedanken anderen aufzudringen, als vielmehr, um Wahrheit zu finden und auszubreiten. Jede Einwendung, die mir in dieser Absicht gemacht wird, ist mir deswegen willkommen. Ich werde sie prüfen und, inwieferne ich sie gegründet finde, zu meiner Belehrung annehmen. Auch werde ich mich gar nicht schämen, hier und da etwas zurück zu nehmen, von dessen Ungrunde man mich überzeugt hat. Dagegen wird man mir auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man nicht von mir verlangt, daß ich jeder Einwendung nachgeben soll, von deren Richtigkeit ich mich nicht überzeugen kann.

Sollte es möglich sein, diese Art des Unterrichts nach und nach einzuführen, so verspreche ich mir davon wichtige Vorteile. Ich glaube nicht nur, daß die menschliche Gesinnung mehr Veredelung bekommt, sondern daß die Menschen auch in den Stand gesetzet würden, in andern Arten der Vervollkommung einen weit schnelleren Fortgang zu machen. Die Kinder des Landmannes und Handwerkers, und also der beträcht-

[1]) Hermes (Joh. Timoth.), gest. im Jahre 1812 als Superintendent past. prim. zu St. Elisabeth und Professor zu Breslau, ist der Verfasser von dem sehr weitschweifigen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ (Leipzig 1770—75 in 5 Bänden, 3. Auflage in 6 Bänden, anonym) einem, wie Wilhelm Scherer sich ausdrückt, „planlosen, moralisierend — abenteuerlich — sentimentalen Schmöker“, der aber ein getreues Spiegelbild ist jener Zeit. Nach Karl Richter — wir gestehen, daß wir den „Schmöker“ zu diesem Zweck nicht durchgelesen haben — enthält derselbe zwar die von Salzmann erwähnte Behauptung nicht, aber sonst vieles, was mit des letzteren Ansicht übereinstimmt.

lichste, fast möchte ich sagen, der thätigste und kraftvollste Teil unserer Nachkommenschaft, sind zeither fast mit nichts als dem Katechismus beschäftigt worden. Man übte ihr Gedächtnis und vernachlässigte ihren Verstand fast gänzlich; man gewöhnte sie bloß zum Glauben, aber nicht zum Nachdenken; man führte sie von Ägypten durch die arabische Wüste nach Kanaan, zeigte ihnen die Wunder, die daselbst waren verrichtet worden, und vergaß fast gänzlich sie auf das aufmerksam zu machen, was zunächst um sie vorging. Daher mag nun wohl großenteils die Verdrossenheit zum Beobachten und eigenen Nachdenken, die fast durchgängig bei dem großen Haufen herrscht, und die bejammernswürdige Fühllosigkeit rühren, mit welcher er unter Gottes Werken wandelt, sie genießt und zertritt; daher mag es wohl kommen, daß man immer neunhundert und neun und neunzig Menschen rechnen kann, die mechanisch ihre Geschäfte so fortsetzen, wie sie es von ihren Lehrmeistern gesehen haben, gegen einen, der es sich einfallen läßt, durch Beobachtung und Nachdenken seinen Vorgänger zu übertreffen. Gesetzt nun, daß der ganze Religionsunterricht auf eine Stunde täglich eingeschränkt würde, so entstünde ein leerer Raum, der Ausfüllung erforderte. Wir würden nun gedrungen, auch andere Kenntnisse in die niedrige Klasse der Menschen zu bringen, und bei mäßigem Nachdenken sogleich auf die Naturwissenschaft fallen. Früh würden wir die kleine Volksmenge, die bloß schien bestimmt zu sein, maschinenmäßig durch den Druck fremder Kraft in Bewegung erhalten zu werden, mit der großen Mannigfaltigkeit der Produkte der Natur, ihrer inneren Struktur, ihren Kräften und Wirkungen bekannt machen — auf einmal würde sich die Welt vor ihren Augen verändern; von der Sonnenfinsterniß und der Gewitterwolke bis zur Rindsleber, die sie sonst wie Brot verzehrten, und zur Raupe, die sie fühllos zertraten, und zum Unkraute, das sie karrenweise aus ihren Äckern führeten, ohne dabei an sonst etwas zu denken, würden sie alles mit ganz anderen Augen betrachten. Sie würden beobachten bald den Nebel, bald die Raupe oder den Käfer, sie würden nachdenken, Erfahrungen sammeln, Versuche anstellen; bald würden wir drei bis viermal mehr Beobachter haben, Beobachter, die nicht etwa in den engen Raum einer Studierstube eingeschlossen wären, sondern die täglich Gelegenheit hätten, die Wirkungen der Natur mit ihren Augen zu betrachten. — Welche Vervollkommnung der menschlichen Natur hätten wir zu erwarten!

Übrigens gestehe ich gerne, daß alle meine Vorschläge weiter nichts als Fragment sind. Es sind noch mancherlei schwere Kapitel durchzuarbeiten, wenn etwas Ganzes entstehen, wenn die menschliche Gesinnung merklich soll veredelt werden.

Erstlich habe ich weiter nichts gesagt, als wie man gute Gesinnungen erregen soll. Gar keine Vorschläge habe ich gethan, wie der junge Mensch so weit kann gebracht werden, daß er nach seinen Ge-

sinnungen handele. Man kann die besten Grundsätze angenommen haben und doch immer denselben entgegen handeln. Unsere Naturtriebe und die Urteile der Menschen, von denen wir abhängen, kommen mit diesen Grundsätzen fast alle Augenblicke in Kollision und behalten nur allzuoft die Oberhand. Um etwas Ganzes zu liefern, hätte ich also noch zeigen sollen, wie der junge Mensch dahin könne gebracht werden, daß er bei allen Reizungen, die er von innen und außen zum Gegenteil hat, immer nach der erkannten Wahrheit handeln könne. Und solange ich dieses nicht thun kann, was wird die Wirkung von der Befolgung meiner Vorschläge sein? Eine neue Art von Leiden. Die gewöhnliche Menschenart, die in Nährung ihres Körpers, Kitzel ihrer Sinne und Fortpflanzung ihres Geschlechtes ihre Bestimmung sucht, — wie freudenvoll sind ihr die Tage, da sie dieser ihrer eingebildeten Bestimmung gemäß leben kann. Man nehme an, daß in ihrer Gesellschaft sich ein anderer befinde, der, nach meinen Vorschlägen unterrichtet, eine weit höhere Bestimmung kennt und doch sich vorwerfen muß, daß er derselben nur allzuoft entgegen handele, — ist's möglich, daß er eben diesen Grad von Vergnügen genießen kann?

Zweitens habe ich weiter nichts gethan, als gezeigt, wie der Mensch etwa bis in sein vierzehntes Jahr soll unterrichtet werden. Von diesem Punkte ist er sich gewissermaßen selbst überlassen. Nun setzet sich der vierzehnjährige Knabe neben den achtzigjährigen Greis, das vierzehnjährige Mädchen, das neue Triebe zu empfinden anfängt, neben die abgelebte Matrone. Eine Predigt wöchentlich ist der ganze Unterricht, den sie haben. Da ich vom fünften bis zum vierzehnten Jahre vier Grade des Unterrichts empfohlen habe, so wird nun auf den ungleich größern Zwischenraum vom vierzehnten bis zum achtzigsten Jahre weiter gar nicht Rücksicht genommen. Wie ist unter solchen Umständen es möglich, daß die menschliche Gesinnung dem Grade der Vollkommenheit sich merklich nähern kann, dessen sie fähig ist?

Vielleicht, wenn ich so glücklich sein sollte, in Ansehung der gethanen Vorschläge die Beistimmung des aufgeklärten Publikums zu erhalten, entschließe ich mich auch, auf Ausfüllung dieser Lücken zu denken und den Gedanken, die noch ganz unentwickelt in meiner Seele liegen, die nötige Ausbildung zu geben.

Gesetzt aber, daß meine Kräfte hierzu nicht hinreichend wären, so glaube ich doch, daß die Befolgung des hier entworfenen Plans noch ihren großen Nutzen haben würde. Möchten doch immerhin bei dem jungen Menschen, der nach demselben unterrichtet würde, Leiden entstehen, — es würden Leiden zur Besserung sein. Das Gefühl seiner Schwäche würde ihn dringen, einen höhern Beistand zu suchen, die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Grundsätze würde dem Triebe, alle bei Befolgung derselben aufstoßenden Schwierigkeiten zu überwinden,

tägliche Nahrung verschaffen. Möchten doch immerhin manche junge Menschen ihren guten Gesinnungen untreu werden, wenn sie in die Welt treten; es ist doch immer wahrscheinlicher, daß ein Mensch, dessen Gesinnung durch die Erkenntnis der Wahrheit bestimmt ist, seinen Gesinnungen treu bleiben, als daß ein anderer, der entweder mit ganz unbestimmter oder falsch bestimmter Gesinnung in die Welt tritt, in dem Getümmel der Irrenden die Wahrheit finden werde. Mag doch der Unterricht, den der junge Mensch nach seiner ersten Unterweisung findet, äußerst mangelhaft sein. Es ist doch besser, acht bis neun Jahre gut, als immer schlecht unterrichtet zu werden. Wenn der junge Baum einmal Wurzel geschlagen hat und Trieb zum Wachstume fühlet, so greift die Wurzel mächtig um sich und weiß auch auf dem unfruchtbarsten Boden auszuspüren, was zur Nahrung des Stammes dienlich ist.

Vorbericht zur dritten Auflage.

Seit der Herausgabe dieses Buches sind beinahe dreißig Jahre verflossen, in welchen sich, wenn ich anders die Wahrheit redlich suchte, meine Einsichten notwendig sehr verändert haben müssen. Wollte ich es nach meinen gegenwärtigen Einsichten abändern, so müßte ich es ganz umarbeiten, wozu mir Zeit und Lust fehlte. Nach dem Wunsche des Herrn Verlegers habe ich daher diese neue Auflage nur von neuem durchgesehen, den Ausdruck verbessert und manches in den Anmerkungen berichtigt.

Den Hauptzweck, den ich bei Ausarbeitung dieses Buches zu erreichen suchte, war, die Überzeugung zu begründen, daß zur Erzeugung eines religiösen Sinnes bei der Jugend die Dogmen oder die zu Glaubensartikeln erhobenen Erklärungen biblischer Sprüche unschicklich wären. Jetzt habe ich das Vergnügen, zu sehen, daß diese Überzeugung beinahe allgemein ist.

In der Folge habe ich mehrere Schriften herausgegeben, die bei dem Religionsunterrichte zum Grunde gelegt werden können. Für den ersten Grad des Unterrichts das moralische Elementarbuch, ingleichen ersten Unterricht in der Sittenlehre; für den zweiten Grad des Unterrichts Heinrich Gottschalk in seiner Familie, und für den dritten Grad den Unterricht in der christlichen Religion. Lehrer, die bei ihrem Religionsunterrichte freie Hand haben, werden hoffentlich von diesen Schriften mit Nutzen Gebrauch machen können.

Was sollen aber andere thun, die nicht freie Hand haben, die gezwungen sind, die Religion nach Anleitung des Katechismus zu lehren?

Für diese will ich noch ein paar Worte niederschreiben. Große Unbequemlichkeiten sind mit dieser Art des Unterrichts immer verknüpft, zumal wenn der Lehrer von der Wahrheit mancher Behauptungen des Katechismus nicht überzeugt ist. Hat er aber selbst religiösen Sinn, ist er von dem göttlichen Geiste des Christentums durchdrungen, so wird es ihm doch nicht unmöglich sein, diese Unbequemlichkeiten zu überwinden. Er kann ja nach Hersagung der Hauptstücke von ihnen Veranlassung nehmen, die göttliche Lehre des Christentums vorzutragen. Bei dem ersten Hauptstücke kann er von der Liebe zu Gott und Menschen in dem Sinne Jesu sprechen; von dem zweiten Hauptstücke Gelegenheit nehmen, zu reden von Gottes Macht und Güte, von dem edeln Charakter Jesu und seinen Verdiensten um die Menschen, von den mannigfaltigen Veranstaltungen Gottes, den menschlichen Geist zu veredeln. Das dritte Hauptstück giebt Veranlassung, das Gebet in Jesu Sinne als das kräftigste Mittel, den menschlichen Geist zu veredeln, zu empfehlen und zu zeigen, wie es beschaffen sein müsse, wenn es die beabsichtigte Wirkung hervorbringen soll. Bei dem vierten Hauptstücke kann von den Vorzügen gesprochen werden, die uns die Aufnahme zum Christentum verschafft; bei dem fünften von der Sinnesänderung, ihrer Beschaffenheit und Notwendigkeit, und bei dem sechsten kann über die Größe Jesu, die er bei seinem Leiden und Sterben zeigte, und über die Sprüche: Der Mensch prüfe sich selbst ꝛc. und Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt, viel Gutes gesagt werden. Ist nun der Lehrer selbst von der Kraft der Religion durchdrungen und hat sie an seinem Herzen empfunden, so bekommt sein Vortrag die nötige Wärme und Herzlichkeit, die wieder zum Herzen dringt.

Das Katechisieren ist gut, indem es dem Lehrer Gelegenheit verschafft, die Vorstellungen, die sich die Kinder von der vorgetragenen Wahrheit machen, zu erfahren, und wo es nötig ist, sie zu berichtigen. Man darf es aber dabei nicht bewenden lassen. Dadurch wird nur Kenntnis und Überzeugung von der Wahrheit mitgeteilt, die aber tot bleibt, wenn sie nicht von der Wärme und Herzlichkeit, mit welcher der Lehrer spricht, belebt und zur Entschließung erhoben wird. Dazu kann vieles beitragen, wenn der Lehrer jede Wahrheit durch Erzählung einer Geschichte anschaulich macht und das Herz damit rührt. Die Bibel, in welcher der fleißige Leser derselben gewiß Beispiele zur Erläuterung der mehrsten Wahrheiten finden wird, verdient in dieser Rücksicht vorzüglich empfohlen zu werden, zumal wenn man Kinder zu unterweisen hat, die mit den nötigen Vorkenntnissen versehen sind. Nächstdem muß sich der Lehrer auch einen Vorrat von anderen wahren

Geschichten sammeln. Die Beispiele des Guten, die in Stuttgart bei Steinkopf zu haben sind, und die Spuren der Gottheit bei anscheinendem Zufall von Wagner liefern dazu schöne Beiträge. Die lebhafte Darstellung solcher Geschichten macht die Wahrheit anschaulich und fühlbar und wirkt auf das Herz.

Endlich ist es nötig, daß der Lehrer, der religiösen Sinn bei seinen Schülern erzeugen will, sich eine Sammlung von kurzen biblischen Sprüchen mache, in welchen die wichtigsten Wahrheiten der Religion enthalten sind, die er dem Gedächtnisse seiner Schüler einzuprägen sucht. Dies sind die eigentlichen Samenkörner, aus welchen der religiöse Sinn, wenn sie auf gutes Land fallen, sich entwickelt. Unser Vater in dem Himmel; das ist meine Speise, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat; alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; was der Mensch säet, das wird er ernten. Wie viel liegt in diesen kurzen Sätzen! Gleichen sie nicht einem Samenkorne, das den Keim zu einem Baum enthält, der einst durch Schatten und Früchte erquicken wird? Die Entwickelung des Keimes ist nicht die Sache des Sämanns, sondern des Landes, auf welches der Same geworfen wurde. Eine zu weitläufige Erklärung der biblischen Sprüche ist oft der dabei beabsichtigten Wirkung so nachteilig, als wenn der Sämann den Keim aus der Hülse des Samenkorns lösen wollte. Er wirft es auf das Land. Die gute Beschaffenheit desselben und die von oben herabfallenden Strahlen, Tau und Regen befördern die Entwickelung. So auch ist es mit dem Samen des göttlichen Wortes.

Schnepfenthal, im Frühlinge 1809.

C. G. Salzmann.

Erster Abschnitt.

Was Religion sei?

Religion nenne ich eine solche Gesinnung,*) nach welcher wir Gott und andere Dinge, die auf uns eine nähere Beziehung haben, von der rechten Seite ansehen und ihren wahren Wert, den sie im Verhältnis gegen einander haben, bestimmen.**) Einem Menschen, der sich als Gottes Geschöpf ansieht, das dazu bestimmt ist, sich selbst immer vollkommener zu machen, in seinem Wachstume ewig fortzuschreiten und unter seinen Mitgeschöpfen Glückseligkeit, soviel als möglich, zu verbreiten, der in jedem Menschen seinen Bruder zu erblicken glaubt, der auf seine Liebe den gegründetsten Anspruch hat, der alles, was da ist, als Gottes Werk, alles, was geschieht, als Gottes Veranstaltung und also alle seine Schicksale als besondere Teile des großen Plans betrachtet, den der Ewige zu seinem Heil gemacht hat, dem also Gott der einzige Urheber seines ganzen Glückes ist, der allem, was er außer Gott hat, nur insofern einen Wert beilegt, insofern es ein Mittel ist, die große Absicht seines Daseins zu befördern, einem Menschen von solcher Gesinnung lege ich Religion bei.***)

---

*) Als diese Schrift aufgesetzt wurde, bestand der Religionsunterricht gewöhnlich in Erklärung des Katechismus oder der zehn Gebote und der Dogmen, die die Kirche als Grundartikel des Glaubens festgesetzt hatte. Die Kenntnis dieser Sachen nannte man Religion. Diesem Unwesen zu begegnen, sagte ich: Religion ist mehr als Kenntnis, sie ist Kenntnis des Wertes der Dinge, die mit der verdienten Zuneigung oder Abneigung gegen dieselben verbunden ist, sie ist Gesinnung. In meinen spätern Schriften sagte ich, Religion sei eine gewisse Art, Gott zu verehren, und christliche Religion (von welcher in diesem Buche doch eigentlich die Rede ist) Verehrung Gottes durch Veredelung unserer selbst. Unterdessen muß ich den hier gegebenen Begriff von Religion stehen lassen, wenn ich nicht das ganze Buch umarbeiten will.

**) Oder biblisch zu reden: Erkenntnis der Wahrheit 1. Tim. 2, 4. Joh. 8, 32. 17, 17.

***) Durch die Religion versteht man zwar insgemein die Art und Weise, Gott zu verehren, und teilt sie in die wahre und in die falsche; ich würde diesen

Diese Gesinnung ist die Quelle aller echten Tugend. Sie ist das Triebrad, das unsere Neigungen in eine regelmäßige Bewegung setzt, die Liebe auf Dinge richtet, die wahren innern Wert haben, und nach Verhältnis ihres Wertes sie wirksam macht, und den Abscheu nur auf das lenkt, was seiner Natur nach des Abscheues würdig ist.

Die Religion unterscheidet sich also von Wissenschaft vorzüglich dadurch, daß sie nicht bloß Erkenntnis der Beschaffenheit, sondern des wahren Wertes der Dinge ist, den sie in ihrem Verhältnisse gegen einander haben. Und da die Erkenntnis des wahren Wertes einer Sache immer mit Zuneigung oder Abneigung gegen dieselbe verknüpft ist, so ist die Religion mehr als Erkenntnis, — sie ist Gesinnung.

Da nun meine Absicht gar nicht dahin geht, die Mittel zu zeigen, den Kindern Wissenschaft, sondern vielmehr, wie man ihnen eine richtige Gesinnung beibringen könne, so kann man leicht erachten, daß ich von der zeither gewöhnlichen Methode des Religionsunterrichtes ganz abgehen werde. Ich werde ihnen von Gott nichts sagen lassen, als was zu Begreifung seines hohen Werts, seines mächtigen Einflusses auf unsere Glückseligkeit nötig ist. Ich werde ihnen die verschiedenen Einteilungen der Sünden nicht lehren, wohl aber ihre Häßlichkeit zeigen. Ich werde in ihrer Gegenwart nicht untersuchen, woher die Zerrüttung des Herzens rühre, die wir alle empfinden, sondern sie vielmehr auf den großen Wert des Menschen, des Ebenbildes Gottes, des Unsterblichen, aufmerksam zu machen suchen.

Wenn Religion Gesinnung ist, so kann ich die Kenntnis der biblischen Geschichte nicht mit zur Religion rechnen. Sie ist nur Beförderungsmittel derselben, und insofern sie es ist, werde ich sie empfehlen. Die Religion beschäftigt sich meines Erachtens mit Dingen, die auf uns eine nähere Beziehung haben. Ich kann also nicht anders, als alle die Ideen, die ganz außer der Sphäre unserer Erkenntnis und vorzüglich kindischer Erkenntnis liegen, aus dem Religionsunterrichte wegwünschen. Man sucht also hier umsonst Vorschläge, wie man Kindern das Geheimnis

---

Begriff auch beibehalten haben, wenn ich eine theoretische Abhandlung über die Religion überhaupt hätte schreiben wollen. Da ich aber hier die Mittel, Kindern Religion beizubringen, angeben will, und man mir wohl zutrauen wird, daß ich damit nicht die heidnische oder mohammedanische, sondern allein die reine christliche und die mit ihr verwandte natürliche Religion fortpflanzen wolle, so war ich genötigt, den gewöhnlichen Begriff zu verlassen und die Religion in einer so engen Bedeutung zu nehmen, daß man dadurch nur eine solche Gottesverehrung verstehen kann, dergleichen unser Erlöser empfohlen hat — nämlich Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Wäre das Wort Religion immer in einer so bestimmten Bedeutung genommen worden, so würden Getaufte mit niederträchtiger, unedler Gesinnung es nicht so leicht haben wagen dürfen, sich Religion beizulegen. Anmerk. der zweiten Auflage.

der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Jesu, der Gegenwart seines Leibes und Blutes im heiligen Abendmahle begreiflich machen könne.

Die Gesinnung der Kinder kann auf doppelte Art bestimmt werden. Entweder dadurch, daß man sie auf die Dinge selbst aufmerksam macht, ihnen Anleitung giebt, sie mit einander zu vergleichen, und gleichsam durch eigenen Anblick ihnen den wahren Wert derselben zeigt, oder dadurch, daß man sie zu bewegen sucht, das Urteil, das andere davon gefällt haben, dies mögen nun Menschen oder Gott sein, anzunehmen.

Es scheint mir verkehrt, mit der letzteren den Anfang zu machen. Das Kind urteilt alsdann nicht selbst, es betet fremdes Urteil nach. Es fehlt ihm innere Überzeugung. Meiner Meinung nach muß das Kind erst selbst von dem Werte der Dinge urteilen lernen, insoweit es möglich ist; fremdes Urteil muß ihm erst hernach als Befestigung seines Urteils und Supplement bekannt gemacht werden.

Wenn ich anders recht gesehen habe, so ist der Religionsunterricht, wie er zeither gewöhnlich gewesen ist, dasjenige abgerechnet, was mancher Redliche für sich gethan hat, mehr Beförderungsmittel der Erkenntnis als der Gesinnung gewesen. Denn man kann ja die biblische Geschichte, die Geheimnisse Gottes, die man oft als das Hauptwerk in der Religion ansah, alle wissen und doch eine schlechte Gesinnung haben.

Ich kann also nicht anders, als den zeither gewöhnlichen Religionsunterricht mißbilligen.

Die biblische Geschichte, die Geheimnisse Gottes, wird man einwenden, sind aber doch der Grund der ganzen Religion, wie kann man sie davon absondern?

Dies ist gewissermaßen wahr. Das Licht, in dem wir itzo wandeln, und das uns die Dinge in ihrer wahren Gestalt sehen läßt, ist eine Folge der großen Begebenheiten, die Gott vom Anfange her zur Ausbreitung der Wahrheit veranstaltet hat. Abrahams Auswanderung aus seinem Vaterlande, Jesu Ankunft und Geschäfte auf der Erde, und vieles, was sonst auf der Erde seit ihrem Entstehen sich zugetragen hat, wirkte zu Mitteilung und Ausbreitung der Religion wie nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte. Wäre Abraham im Schoße einer abgöttischen Familie geblieben, hätte Jesus nicht gewisse Grundsätze vom Himmel gebracht, so hätte gewiß der menschliche Verstand eine andere Richtung bekommen, und seine Urteile von den Dingen, die um ihn sind, würden ganz anders ausgefallen sein.

Ebenso gewiß ist es, daß die Ideen, durch welche sich die verschiedenen Parteien der Christen von einander unterscheiden, insofern sie wahr sind, in der langen Kette von Wahrheiten begriffen sein und den Grund von vielen andern Wahrheiten in sich enthalten müssen.

Daraus folgt aber noch gar nicht, daß sie bei jedem Unterrichte in der Religion zum Grunde gelegt und aus denselben die Bestimmungsgründe unserer Gesinnung hergeholt werden müssen. Die bei Gewittern in der Luft herrschende Elektrizität ist nach den Bemerkungen einiger Neuern der Grund, warum während derselben die Säfte so schnell in die Pflanzen dringen, daß sie in wenig Minuten eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit erhalten. Dies weiß nun kein Bauer. Demohnerachtet hält er das Gewitter so gut für eine Wohlthat Gottes als der tiefdenkendeste Philosoph und dankt Gott für dasselbe gemeiniglich herzlicher als dieser. Und so kann meines Erachtens auch eine gute richtige Gesinnung in dem Menschen erzeugt werden, ohne daß er eine Kenntnis von den Begebenheiten und Ideen hat, die ohne sein Wissen dieselbe bestimmt haben.

Ich will hiermit gar nicht den Nutzen einer nähern Kenntnis der Geschichte der christlichen Lehre und ihrer Geheimnisse leugnen, vielmehr im folgenden Gelegenheit nehmen, zu zeigen, daß die Religion auch aus diesem Fache Stützen bekommen könne. Aber bei dem ersten Unterrichte in der Religion, den man Kindern giebt, halte ich es nicht nur für überflüssig, sondern auch für höchst schädlich, wenn man ihn auf Begebenheiten gründen will, die vor achtzehn Jahrhunderten in Palästina sich zugetragen haben, und auf Ideen, die die tiefdenkendsten Köpfe nicht fassen können.

Wer die Kinder nur von ferne beobachtet hat, muß mir zugestehen, daß man bei ihrer Unterweisung immer vom Leichten anfangen und zum Schwerern fortgehen müsse, wenn man auch nicht umsonst arbeiten will. Das Kind muß erst gehen lernen, ehe es tanzen will, es muß erst die Buchstaben kennen, ehe man es zum Lesen anführen kann. Hierin sind wir alle so einstimmig, daß wir uns sehr unvorteilhafte Begriffe von dem Verstande eines Vaters machen würden, der sein Kind auf den Tanzboden schicken wollte, ehe es sicher schreiten könnte.

Warum wollen wir nun bei der Unterweisung in der Religion eine Ausnahme machen und Schweres und Leichtes untereinander ohne alle Ordnung mischen? das Kind, dessen Natur von dem weisen Schöpfer augenscheinlich so eingerichtet ist, daß es erst durch die Empfindung sich einen Vorrat von Begriffen sammeln soll, um in der Folge durch Nachdenken und Überlegung abstrakte Ideen daraus zu bilden, in seinem Geschäfte durch Mitteilung abstrakter Ideen stören? dem Kinde, das kaum mit den notwendigsten Bedürfnissen des menschlichen Lebens bekannt worden ist, schon von den Geheimnissen in Gott vorsagen? Die Schrift unterscheidet Milch von starker Speise und bestimmt die letztere für die geübteren Christen zum Nahrungsmittel. Wenn wir aber die abstrakten Ideen, sogar die Geheimnisse, die fast in allen Lehrbüchern

der Religion für Kinder stehen, zur Milch rechnen wollen, was soll denn die starke Speise sein? Ich besorge sehr, die Kinder werden durch den Genuß dieser ihrem schwachen Verstande ganz unverdaulichen Ideen so viel leiden, daß sie gegen die ganze Religion einen Ekel bekommen.

Kinder handeln und beurteilen die Dinge fast immer nach ihren Empfindungen; die Gründe ihrer Handlungen aus entfernten Grundsätzen herzuleiten, ist ihre Sache gar nicht. Dies muß mir gewiß jeder zugeben, der in einer Kinderstube Beobachtungen angestellt hat. Ist's also nicht unnatürlich, wenn man sie zwingen will, nach Bewegungsgründen zu handeln, die in alten Geschichten und unbegreiflichen Ideen verborgen liegen? Weit sicherer, dünkt mir, wird derjenige gute Gesinnung seinen Kleinen einprägen, der ihr moralisches Gefühl zu bilden sucht und sie das Häßliche und Schöne in gewissen Handlungen, den geringeren oder größeren Wert verschiedener Dinge empfinden lehrt.

Um meinem Kinde Liebe zur Reinlichkeit einzupflanzen, kann ich ihm oft vorsagen, daß sein Leib Gottes Geschöpf sei, gegen den es Hochachtung haben, den es folglich reinlich halten müsse. Ich kann es aber auch geradezu vor den Spiegel führen, ihm sein schmutziges Gesicht zeigen und sagen: Schau, wie dich dieser Schmutz verunstaltet!

Das letztere macht, wenn ich anders recht beobachtet habe, allemal stärkeren und bleibenderen Eindruck.

Es scheint mir auch für Religion und Tugend äußerst gefährlich zu sein, wenn man sich bloß auf den Glauben an gewisse Geschichte oder an die Wahrheit gewisser, außer unserer Sphäre liegender Ideen gründet. Wir leben in bedenklichen Zeiten. Die Glaubwürdigkeit der biblischen Geschichte, die Richtigkeit unseres dogmatischen Systems wird von allen Seiten bestritten. Das Buch vom Zwecke Jesu[1]) ist zwar so voll von Widersprüchen und falschen Hypothesen, daß nicht leicht jemand, der es mit exegetischen Kenntnissen versehen und mit der Bibel

[1]) Das Buch: „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" ist ein Teil von den sogenannten „Wolfenbütteler Fragmenten", deren Verfasser, der im Jahre 1768 verstorbene Professor Reimarus zu Hamburg, die heftigsten Angriffe auf das Christentum gemacht hatte, und deren Veröffentlichung durch Lessing eine große Aufregung in der ganzen theologischen Welt, bei ihren liberalen Vertretern kaum weniger, als bei den orthodoxen, und eine sehr heftige litterarische Fehde hervorrief, zumal da man, wenn auch irrtümlicherweise, annahm, Lessing sei mit dem Ungenannten — des Verfassers Name war nicht genannt worden — einverstanden. In der Schrift „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" hatte der Verfasser nachzuweisen gesucht, Jesus habe den Plan gehabt, ein weltliches Reich zu gründen. Erst als dieser Plan, trotz des feierlichen Einzuges in Jerusalem, infolge des Abfalles des Volkes mißlungen sei und die Verurteilung Jesu zum Kreuzestod herbeigeführt habe, hätten die Jünger der Lehre von dem Reiche Gottes eine geistige Deutung gegeben und die Geschichte von Jesu Auferstehung erfunden, wie denn überhaupt die evangelischen Berichte der historischen Wahrheit entbehrten.

in der Hand prüft, dadurch irre gemacht werden wird. Aber die Widersprüche sind auch so künstlich versteckt, die Hypothesen so wahrscheinlich gemacht, daß es so leicht keiner, der nicht Theologe von Profession ist, lesen wird, ohne in seinem Glauben wankend gemacht zu werden. Unter diesen Umständen kann kein Vater dafür Bürge sein, daß nicht einst sein Kind den Glauben an die Schrift fahren lassen werde.

Wenn nun diesem von Jugend auf ist vorgepredigt worden, daß gewisse Begebenheiten und Lehrsätze der Schrift der einzige Grund der Religion und Tugend wären, wird es nicht beides aufgeben, wenn der Grund umgerissen ist?

Dies ist wohl die wahre Ursache, warum die freigeisterischen Schriften so großen Schaden thun, und Laster und Unglaube sich immer in gleichem Verhältnisse ausbreiten. Den Christen sind gemeiniglich weiter keine Bewegungsgründe zur guten Gesittung gegeben, als die aus der Bibel hergenommen sind. Wenn sie diese nun nicht mehr glauben, nun so versteht es sich von selbst, daß sie der Befolgung ihrer Vorschriften entsagen müssen.

Man lehre hingegen die Kinder von Jugend auf die Dinge aus dem rechten Gesichtspunkte, nach ihrem wahren Werte beurteilen, gebe ihnen alsdann die Bibel in die Hand, mache sie mit den eigentümlichen Lehren des Christentums bekannt, — wie geneigt werden sie sein, einem Buche zu glauben, das sie lauter Dinge lehret, von deren Richtigkeit sie schon überzeugt sind; wie wenig Mißtrauen werden sie in dasselbe setzen, wenn sie in demselben nun auch Wahrheit finden, die sie sonst nicht kannten, und die ihnen unbegreiflich ist. Man sage ihnen, daß das Licht, in dem sie sich, Gott und die Welt betrachten, durch Jesum vorzüglich sei angezündet worden, — werden sie in den Mann, der ihnen so viel Wahres, das ihre Seele empfunden hat, sagte und sich selbst Gottes Sohn nannte, wohl Mißtrauen setzen?

Doch gesetzt, daß einige so unterrichtete Kinder wirklich die Gottheit Jesu, die göttliche Abstammung der Bibel in der Folge zu bezweifeln anfingen, so werden sie dessenungeachtet nicht aufhören, ihren Pflichten treu zu sein.

So glaube ich z. E. die Richtigkeit des Pythagoräischen Lehrsatzes und werde sie fortglauben, wenn mich auch einst ein Zweifler bereden sollte, daß nie ein Pythagoras in der Welt gewesen sei, oder daß dieser Lehrsatz gar nicht von ihm herrühre.

„So kann man also" wird man einwenden, „beides miteinander verbinden; die Gesinnung der Kinder durch Gründe bestimmen, die teils aus der Natur der Dinge, teils aus den Lehren des Christentums hergenommen sind."

Dies ist meine Meinung auch. Nur muß die Verbindung nicht gleichzeitig, sondern successiv sein. Alsdann erst, wenn das Kind sinnlich

belehrt ist, kann man fortfahren, ihm höhere Bewegungsgründe mitzuteilen. Außerdem entsteht leicht Widerwille gegen die Religion.

Dies alles sage ich nun nicht in der Absicht, um den Wert der christlichen Lehre nur im geringsten herabzusetzen, sondern vielmehr, um alles wegzuräumen, was meiner Meinung nach die Herzen der Kinder für sie verschließen könnte; und um die Kinder zu desto willigerer Aufnahme derselben vorzubereiten. Durch die Art des Unterrichts, die ich hier vorschlage, sollen die Thäler erhöhet und die Berge erniedriget und so dem Herrn der Weg bereitet werden. Da ich aber weiß, daß ich in Ansehung meiner Grundsätze von vielen abgehe, die es mit der Religion ebenso gut als ich meinen, so erwarte ich verschiedene Einwendungen.

Ich will einige derselben anführen und beantworten. Dies wird mich nicht nur gegen den Vorwurf schützen, als wenn ich, ohne meine Materie durchdacht zu haben, bloß aus Neuerungssucht schriebe, sondern ich werde dadurch auch Gelegenheit bekommen, mich näher zu erklären und manchem Mißverständnisse vorzubeugen, das außerdem hätte entstehen können.

Der Glaube, sagt man, kommt aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Worte Gottes; folglich können wir nicht anders, solange wir die Schrift annehmen, als das Wort Gottes für das einzige Mittel zur moralischen Besserung des Menschen zu halten.

Aber dies ist doch wohl nur von Menschen gesagt, die das Wort Gottes verstehen und ihren Verstand so geübt haben, daß sie den Zusammenhang, in dem die Sätze einer Predigt stehen, fassen können? Dies kann man aber von Kindern nicht erwarten. Das Wort Gottes, so wie wir es in der Bibel haben, ist ihnen ganz unverständlich, weil sie von der Beschaffenheit der Länder, in welchen, und von den Sitten der Zeit, zu welcher die Schrift aufgesetzt wurde, von den Idiotismen der morgenländischen Sprachen nicht die geringste Kenntnis haben, auch nicht Fähigkeit genug besitzen, einen zusammenhängenden Vortrag zu fassen. Es ist ein großer Fehler, daß man Kinder an vielen Orten wie Erwachsene behandelt, so daß der Unterschied unter einem dogmatischen Kollegio, einer Predigt und einer Unterweisung der Kinder in der Religion sehr unmerklich ist. Wenn man bei anderen Gelegenheiten diesen Unterschied vernachlässigen, z. E. bei dem ersten Unterrichte in der lateinischen Sprache den Persius[1]) zu Grunde legen wollte, was würde dies für ein Aufsehen geben! Nehmen doch unsere Gottes-

[1]) Persius, einer der vorzüglichsten römischen Satiriker, geb. 34 n. Chr., gest. 62. Wir besitzen von ihm sechs Satiren, in denen er uns ein Bild von der Sittenverderbnis seiner Zeit entrollt. Diese Satiren sind wegen der prägnanten Sprache und wegen der vielen unverständlichen Anspielungen eine besonders schwere Lektüre.

gelehrten an, daß in unseren neugebornen Kindern durch die heilige Taufe der Glaube erzeuget werde, warum sollte Gott nicht auch durch andere Mittel in Kindern, die einen zusammenhängenden Vortrag noch nicht fassen, die Bibel noch nicht verstehen, den Glauben erwecken können?

Doch wozu brauche ich diese Ausflüchte? Lasset uns bestimmen, was Gottes Wort sei, und alles Mißverständnis wird wegfallen. Gottes Wort ist doch wohl nichts anders als die Wahrheiten, die uns Gott zu unserer moralischen Besserung und der davon abhängenden Glückseligkeit geoffenbart hat. Diese Wahrheiten sind, auch einzeln betrachtet, Gottes Wort. So wie der Unterricht, den Jesus den sinnlichen Juden gab, Gottes Wort war, ohnerachtet viele Artikel darinne fehlten, die in unseren Systemen befindlich sind. Diese Wahrheiten können nun in tausenderlei Vehikel eingekleidet werden und behalten immer ihre Wirksamkeit, ob sie gleich in dem einen Vehikel stärker als in dem andern ist. Man nehme an, daß zwei Personen einander begegnet wären, davon die eine Reinhard,[1]) die andere einen elenden Dorfprediger gehört hätte; beide sagten, sie hätten Gottes Wort gehört; müßten wir ihnen nicht recht geben? Wenn ich also die Wahrheit durch ein Vehikel den Kindern beizubringen suchte, das ihrem Gaumen angemessen ist, und durch dieselbe ihnen eine richtige Gesinnung verschaffen will, bediene ich mich eines anderen Mittels als des göttlichen Wortes? Und rührt die Wahrheit, die durch die Betrachtung der Natur gefunden wird, nicht ebensowohl als die Bibel von Gott her? Ist sie nicht auch Gottes Wort?

„Aber die Neuerungen, die Neuerungen sind immer gefährlich. Unsere Vorfahren sind doch auch keine einfältigen Leute gewesen, sie haben viel gedacht, viel gelesen, viel erfahren. Man lasse es doch also bei dem Alten, man wird es doch nicht besser machen."

Diesen Einwurf, der um anderer Ursachen willen schicklicher am Ende dieser Abhandlung gestanden hätte, beantworte ich itzo, um wo möglich allem Unwillen vorzubeugen, den eine gewisse Klasse von Lesern, die wegen ihres Alters, Einsichten und redlichen Eifers für die Religion alle Hochachtung verdient, aber jeder Abweichung von ihren Vorstellungsarten gefährliche Absichten gegen das Christentum beilegt, gegen mich fassen könnte, wenn sie meine in gewisser Rücksicht sonderbaren Grundsätze erblickt. Traurig, sehr traurig ist es, wenn Menschen, die nach einerlei Zweck arbeiten, um Nebendinge sich entzweien, und, anstatt das Werk gemeinschaftlich zu befördern, die Kräfte, die sie

[1]) Reinhard (Franz Volkmar), gest. 1812 als Oberhofprediger zu Dresden, der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit.

Die erste und zweite Auflage haben nicht Reinhard, sondern Saurin. Derselbe ist 1730 in Haag gestorben und war der bedeutendste französische Kanzelredner der reformierten Kirche.

ihm hätten widmen können, dazu anwenden, daß sie sich gegen einander rüsten.

Vielleicht bin ich imstande, einige derselben wenigstens insoweit zu gewinnen, daß sie das allzugroße Mißtrauen auf die Neuerungen, die ich hier vorschlage, fahren lassen.

Neuerungen sollen in der Welt sein. Unsere Natur ist so eingerichtet, daß Neuerungen ein Teil ihrer Absicht zu sein scheinen. Die Gesellschaften der Tiere, z. E. der Raben, bleiben immer bei dem Alten, und die Raben, die in diesem Jahrhunderte leben, schreien gewiß noch aus eben dem Tone und bauen ihre Nester nach eben dem Modelle wie ihr Stammvater, der aus Noahs Kasten gelassen wurde. Aber zwischen Noah und uns, — welcher Unterschied! welche Myriaden von Neuerungen sind seit seiner Zeit erfolgt! Das macht, der Wirksamkeit des Tiers sind sehr enge Schranken angewiesen, die es nie überschreiten kann. Aber die menschliche Seele, die das Bild des Unendlichen an sich trägt, hat ein unermeßliches Feld vor sich, in dem ihre Wirksamkeit sich verbreiten kann. Sie sammelt die Ideen, die ihre Vorfahren der Nachkommenschaft als ein Vermächtnis hinterließen, durcharbeitet, berichtiget, vergleicht und verbindet sie mit anderen; daraus müssen notwendig neue Gedanken und Triebe, diese Gedanken auszuführen, erzeugt werden — die Neuerungen sind da. Wollten wir schlechterdings jede Neuerung verwerfen, so müßten wir unsern Verstand gänzlich vernachlässigen und nachbeten, was unsere Vorfahren uns überliefert haben; so hätte Luther sein Forschen in der Schrift bleiben lassen und bei seinem Paternoster bleiben müssen.

Auch macht uns die Lage, in der wir uns befinden, oft die Neuerung zum Bedürfnis. Es verändert sich, wir mögen nun wollen oder nicht, alles um uns herum. Es entstehen neue Sitten, neue Erfindungen, neue Künste. Unter diesen Umständen wird oft das Alte, das sonst sehr viel wert war, gänzlich unbrauchbar. So waren zu Cäsars Zeiten hohe Mauern sehr gute Schutzwehren der Städte. Seitdem man aber gelernt hat Bomben zu werfen und mit Kartaunen die Festungen zu begrüßen, machen sie eine elende Figur, und man hat sich genötigt gesehen, das alte Mauerwerk nieder zu reißen und die Städte mit niedrigen Wällen zu umziehen.

Hiermit will ich nun gar nicht allen Neuerungen das Wort geredet haben.

Solange das Alte noch gut und brauchbar ist, solange man für die Neuerung sonst nichts als die Neuheit zur Empfehlung vorbringen kann, solange trete ich ganz auf die Seite derer, die sich der Neuerung widersetzen.

Wenn z. E. bei der rauhen Witterung, in der ich dieses schreibe, ein Klügling in mein Zimmer treten, die Erfindung eines neuen Ofens

mir anpreisen und mich bereden wollte, meinen alten Ofen nieder zu reißen, so würde ich ihm ganz kurz antworten: Mein Freund, wozu diese Neuerung? Ich habe ja nicht die geringste Ursache, über meinen Ofen zu klagen. Er verbreitet ja durch das ganze Zimmer eine wohlthätige Wärme. Das Niederreißen verursachte mir Unkosten und einige unbequeme Tage, und am Ende müßte ich es doch wagen, ob der neue Ofen mir so gute Dienste als der andere thäte. Kurz! es mag bei dem alten bleiben.

Ganz anders würde ich mich aber betragen, ich würde wenigstens den Neuling aufmerksam anhören und seinen Vorschlag prüfen, wenn ich einen Ofen hätte, dessen dicke Seitenwände keine Wärme durchließen, und der bei jeder Veränderung der Luft mein Zimmer mit Rauch anfüllete.

Ich denke, dies ist gerade der Fall mit der alten Methode, Kindern die Religion beizubringen. Wir fühlen das Unbequeme derselben, sie ist unbrauchbar worden. Sie war vielleicht gut, da noch Glaube an die Bibel mit der Muttermilch eingesogen wurde, da es fast noch niemanden beifiel, ihren göttlichen Ursprung in Zweifel zu ziehen, und Prediger und Schullehrer wie halbe Propheten angesehen wurden, deren Aussprüche man annahm, als wenn sie vom Himmel geredet wären. Aber diese Zeiten sind nicht mehr. Über die Glaubwürdigkeit der Schrift wird wie über die Glaubwürdigkeit jedes menschlichen Buches disputiert, und die Lehrer der Religion haben von ihrem schwarzen Mantel gar keine Empfehlung mehr zu erwarten. Er dient zu nichts, als die guten Eigenschaften zu verbergen, die an anderen, die ihn nicht tragen, bewundert werden, und mit den Flecken, die er bisweilen annimmt, Stoff zu Unterhaltungen der Gesellschaft zu geben. Schon dies macht die Neuerung notwendig. Da so viele Umstände wegfallen, die sonst der Religion Eingang verschafften, so sind wir gedrungen, diesen Abgang zu ersetzen.

Die Notwendigkeit einer Neuerung im Religionsunterichte muß uns noch mehr in die Augen leuchten, wenn wir auf die Sitten unseres aufgeklärten Jahrhunderts sehen. Der Hang zur Eitelkeit wird fast mit jedem Jahre mächtiger, so mächtig, daß er alle Neigung zum Ernsthaften, sogar die mächtigsten Triebe der Natur — Gatten- und Kindesliebe — erstickt; so mächtig, daß er oft die grausamsten Mittel anwendet, um seine Befriedigung zu finden. Die Schamlosigkeit wird immer frecher und hat in ihrem Gefolge alle die Laster, die ihre gewöhnlichen Gefährten zu sein pflegen. Dies ist die Klage, die alle Menschenfreunde führen.

Ich könnte hierüber noch vieles sagen, will aber, um den Vorwurf zu vermeiden, als wenn ich unser Jahrhundert zu hämisch beurteilt hätte, lieber einen andern für mich reden lassen. „Lebensart und

Sitten Europas! Wie spät reifte in den gothischen Zeiten des Christentums die Jugend! kaum im dreißigsten Jahre mündig! man verlor den halben Teil seines Lebens in elender Kindheit. Philosophie, Erziehung und gute Sitten, welche neue Schöpfung habt ihr geschaffen! Wir sind jetzt im dreizehnten Jahre reif und durch stumme und laute Sünden im zwanzigsten verblüht. Wir genießen das Leben recht in der Morgenröte und schönsten Blüte!"

„Lebensart und Sitten Europens! Welche gothische Tugend, Bescheidenheit, jugendliche Blödigkeit, Scham! Frühe werden wir des zweideutigen, unbehilflichen Mantels der Tugend los; Gesellschaften, Frauenzimmer, selbst unsere Eltern wischen sie uns frühe von den Wangen. Oder wenn das nicht, Lehrmeister guter Sitten. Wir gehen auf Reisen, und wer wird sein ausgewachsenes Kleid der Kindheit wieder bringen? Wir haben Dreistigkeit, Ton der Gesellschaft, Leichtigkeit, uns alles zu bedienen! schöne Philosophie!" *)

Wo ist hier Religion? wo Wirksamkeit des Christentums? Und alle diese Zeitgenossen mit ihren zügellosen Sitten sind nach der alten Methode unterrichtet worden, wurden vielleicht wegen der fertigen Antworten, die sie dem katechisierenden Lehrer gaben, allgemein bewundert. Muß uns dieses nicht auf die gewöhnliche Methode mißtrauisch machen?

Daran ist der Unterricht in der Religion nicht schuld, wird man antworten, das hat man den vielen freigeisterischen, Üppigkeit predigenden Schriften zuzuschreiben, mit welchen unser Jahrhundert überschwemmt ist.

Aber so viel folgt doch, daß die Religion, welche nach der bisher gewöhnlichen Art ist eingeprägt worden, nicht Kraft genug habe, den Verführungen dieser Schriften zu widerstehn.

Ich gebe dies allen, die wirklich Gefühl für Tugend und Menschenglück haben, zu überlegen. Ich frage jeden auf sein Gewissen, ob wir es wohl verantworten können, wenn wir eigensinnig eine Methode, Kindern Religion beizubringen, beibehalten wollen, von der wir doch mit unseren eigenen Augen sehen, daß sie unkräftig sei, der Irreligion und dem Laster zu widerstehen? ob wir nicht verbunden sind, den Vorschlägen zur Verbesserung derselben, die gottlob! aus allen Winkeln Deutschlands ertönen, wenigstens Gehör zu geben, sie zu prüfen und durch Versuche im kleinen von ihrem Werte zu urteilen?

*) Auch eine Philosophie der Geschichte.[1])

[1]) Der vollständige Titel des von Salzmann angezogenen im Jahre 1774 erschienenen Schriftchens lautet: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit." Der Verfasser war Herder, der hier ähnliche Gedanken ausspricht, wie er sie dann in dem vierbändigen Werke „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—91) ausgeführt hat.

Um meinen Gründen noch mehr Gewicht zu geben, füge ich ihnen den Ausspruch Jesu bei, Matth. 9, 17. Man fasset auch nicht Most in alte Schläuche: anders die Schläuche zerreißen, und der Most wird verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide mit einander behalten.

Dieser Ausspruch enthält eine Antwort auf die Frage, die ihm Johannis Jünger vorgelegt hatten: Warum fasten wir und die Pharisäer so viel, und deine Jünger fasten nicht? Hierauf antwortete Jesus: Erstlich hätten ja die Hochzeitleute nicht Ursache zu fasten, solange der Bräutigam bei ihnen wäre. Als wollte er sagen: Warum sollen meine Jünger fasten, da sie mich ihren Freund und Berater noch bei sich haben? Fasten ist ja ein Zeichen der Traurigkeit. Dann giebt er eine andere Antwort, in zwei Gleichnisse eingekleidet, die von einem neuen Lappen, der auf ein alt Kleid geflickt ist, und vom Moste, der in alte Schläuche gefaßt wird, hergenommen sind. Betrachte ich diesen Ausspruch in diesem Zusammenhange als Antwort auf die vorgelegte Frage, und dies ist er, so kann ich ihm keinen andern als diesen Verstand geben: Alte Gewohnheiten werden verdrängt durch aufgeklärtere Erkenntnis. Das Fasten war zeither eine nützliche Gewohnheit, da eure Religion größtenteils in Zeremonien bestand, nun aber, da ich Verehrung Gottes im Geiste predige, fällt es von selbst weg. Je mehr Übung in geistlicher Verehrung Gottes, desto weniger Wert hat die leibliche Übung. Durch Most versteht also Jesus überhaupt bessere Einsichten, durch alte Schläuche altes Herkommen, alte Gewohnheiten. Nun hat uns Gott aber (dies sei mit aller Hochachtung gesprochen, die ich unseren rechtschaffenen und einsichtsvollen Vorfahren schuldig bin) ein weit größeres Maß der Einsichten in der Erziehungskunst geschenkt. Das Gegenteil zu behaupten, wäre große Demütigung für alle die verdienten Männer, die seit mehreren Jahren es sich zum Hauptgeschäfte machten, darüber nachzudenken und Versuche anzustellen. Unsere Vorfahren haben viele Felder fleißig bearbeitet, aber das Feld der Menschen- und vorzüglich Kinderkenntnis, dies ist augenscheinlich in unsern Tagen besser angebauet worden. Wir haben bereits einen ziemlichen Vorrat gesunder richtiger Grundsätze eingeerntet. Und diese sollen nun in die alte Lehrmethode gezwungen werden? — Most in alte Schläuche?

Dies ist also meine Meinung von der Religion. Sie ist mir gute, richtige Gesinnung. Die Erkenntnis der Begebenheiten, die auf die Pflanzung und Ausbreitung der Religion sich beziehen, Einsicht in die in unseren Kompendien enthaltenen Ideen behalten, wenn man auch diesen Begriff annimmt, ihren großen Wert. Sie können Hilfsmittel sein, diese gute Gesinnung zu befördern und zu befestigen, sie sind aber nicht

die Religion selbst. Sonst müßte ja folgen, daß jeder, der in das Religionssystem eine gründliche Einsicht besäße, auch eine rechtschaffene Gesinnung hätte, welches doch offenbar falsch ist. Es giebt in dem Stande der Theologen so gut wie in anderen Ständen, auch niedrig und unedel Denkende, bei denen offenbar das Fleisch über den Geist die Oberhand hat.*)

*) Da es, seitdem ich dieses schrieb, hier und da Sitte geworden ist, die Aufklärung als die einzige Quelle alles Sittenverderbens zu verschreien, so ist hier wohl der Ort, über diesen Unfug meine Meinung zu sagen.

1. Verrät es einen hohen Grad von Unwissenheit oder, welches mir wahrscheinlicher ist, von Bosheit, wenn man nicht genau bestimmt, was man durch die Aufklärung, die man verschreiet, verstehe, und wie es wirklich geschehen ist, auch die Jesuiten, sogar Pugatschew und Horija[1]) zu den Verbreitern der Aufklärung zählt. Wahre Aufklärung, Befreiung vom Irrtume kann, an sich betrachtet, nie zur Sittenlosigkeit führen. Sollte z. E. der Landmann, der sonst die Hälfte seiner Kinder durch Quacksalbereien ermordete und die anderen mit Schlägen zur Gottesfurcht zu bringen suchte, dadurch sittenlos werden, wenn man ihm die Mittel zeigt, die Gesundheit und das Leben derselben zu erhalten und die Keime zum Guten, die der Schöpfer in sie gelegt hat, zu entwickeln?

2. Ist es ungerecht, wenn man alles Sittenverderben, das in unseren Tagen sichtbar ist, auf Rechnung der Aufklärung schreibt. Wenn man sich mit denen, deren Sitten verderbt sind, genauer bekannt macht, so wird man fast immer finden, daß sie in Ansehung der Ideen, die auf Religion, Tugend und Glückseligkeit Beziehung haben, noch in ägyptischer Finsternis wandeln. Die Fehltritte aber, die ein Unglücklicher thut, der im unterirdischen Gefängnisse sitzt, können nicht der Sonne beigemessen werden, die seine in Freiheit wandelnden Brüder erleuchtet.

3. Wenn wirklich Aufgeklärte sittenlos werden, so ist es nicht sowohl der Aufklärung selbst, als vielmehr der unvorsichtigen Art, wie sie verbreitet wird, zuzuschreiben. Der Gefangene, der viele Jahre ganz ruhig in Finsternis und Schatten des Todes saß, taumelt freilich auch, wenn er sogleich in die helle Mittagssonne aus dem Kerker geführt wird.

4. Ist es unleugbar, daß, seitdem man sich bemühet hat, Aufklärung zu verbreiten oder, welches einerlei ist, den Menschen richtigere Begriffe von den Dingen, die auf ihre Glückseligkeit Beziehung haben, beizubringen, die Menschen besser geworden sind. Wer daran zweifelt, vergleiche nur die Fürsten, die Kriege, die Universitäten der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit den Fürsten, Kriegen und Universitäten der andern Hälfte![2])

[1]) Pugatschew (Imaljan), der Sohn eines Kosaken und in jungen Jahren schon Anführer einer Räuberbande. Im siebenjährigen Kriege diente er erst im russischen, dann im preußischen, zuletzt im österreichischen Heere. Nach Rußland zurückgekehrt, suchte er Aufruhr zu erregen, wurde verhaftet und nach Kasan gebracht. Er wußte sich zu befreien. Seine angebliche Ähnlichkeit mit Peter III. veranlaßte ihn, sich für diesen auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, statt Peter III. sei ein ihm ähnlicher Soldat begraben worden, jener aber sei entflohen und erscheine nun in der Mitte seiner treuen Kosaken, um Krone und Reich wiederzugewinnen. Er gewann großen Anhang, wurde aber von seinem Heere abgeschnitten, von seinen eigenen Anhängern verraten, in Moskau zum Tode verurteilt und im Jahre 1775 hingerichtet.

Horiah (sein eigentlicher Name war Niklas Urß), ein Walache, der unter der Regierung Josephs II. sich zum König der Walachen aufzuschwingen versuchte, aber gefangen genommen und im Jahre 1785 hingerichtet wurde.

[2]) Anmerkung der zweiten Auflage.

Nun also zu den Mitteln, den Kindern diese Religion beizubringen.

Zweiter Abschnitt.

Erster Unterricht in der Religion.

Vorläufig erinnere ich, daß manche meiner Vorschläge bei dem ersten Anblicke chimärisch scheinen werden. Allein bei näherer unparteiischer Prüfung wird man doch finden, daß kein einziger wahre Chimäre ist. Wahre Chimäre ist ein Gedanke, der in dieser Welt gar nicht ausgeführt werden kann. Was aber unter gewissen günstigen Umständen an diesem und jenem Orte auszuführen möglich ist, auch wohl wirklich hier und da schon zur Ausführung gebracht worden, sollte das wohl Chimäre sein?

So gebe ich zu, daß meine Vorschläge an manchen Orten wegen lokaler Hindernisse nicht können zur Wirklichkeit in öffentlichen Schulen gebracht werden; aber wenn wir mit gewissenhafter Treue auf dem einmal gebahnten Wege fortarbeiten und die Hindernisse und Vorurteile, die uns aufstoßen, wegräumen, sollte es alsdann nicht möglich sein? Ich gebe es zu, daß diese Methode im ganzen einzuführen noch nicht möglich ist. Sollte sie aber nicht wenigstens einstweilen mancher Vater im kleinen Kreise seiner Familie zur Ausführung bringen können? Können meine Vorschläge Chimären sein, wenn sie, wie ich hernach zeigen werde, an manchen Orten bereits sind ausgeführt worden?

Wenn wir zu gleicher Zeit zwei Dinge empfinden, und die Empfindung des einen wird wiederholt, so erinnern wir uns auch gemeiniglich wieder des andern, das wir ehedem mit ihm empfanden. Diese Erinnerung ist oft sehr dunkel und bisweilen weiter nichts als ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl. So begegnete es mir einmal, daß mich, als ein gewisses Sterbelied gesungen wurde, eine ganz ungewöhnliche Wehmut überfiel. Dies war mir ein wahres Rätsel, da ich den Grund davon weder in der Beschaffenheit meines Körpers, noch in vorhergegangenen unangenehmen Begebenheiten, noch in dem Inhalte des Liedes finden konnte. Endlich erinnerte ich mich, daß ich dies Lied in meiner Kindheit, unter Vergießung vieler Thränen, bei dem Grabe meines vertrautesten Schulfreundes gesungen hatte, und das Rätsel war mir gelöst.

Diesen bekannten psychologischen Satz müssen wir bei jedem Religionsunterrichte vor Augen haben. Wir müssen, so viel nur immer möglich ist, alles Unangenehme während desselben entfernen und demselben die möglichste Anmut zu erteilen suchen. Vernachlässigen wir

dieses, so daß die Kinder mit Verdruß und Widerwillen den Vortrag der Wahrheit anhören, so kann es leicht sein, daß sie sich derselben mit Widerwillen erinnern.

Sollte dies nicht eine Ursache mit von der Abneigung sein, die manche Menschen gegen die tröstlichsten und liebenswürdigsten Wahrheiten bezeigen?

Wir beeifern uns, dem Unterrichte in der lateinischen Sprache die möglichste Anmut zu geben, um den Kindern dadurch die Sprache selbst angenehm zu machen. Ist dies nicht noch nötiger bei dem Religionsunterrichte? Ist etwa der Schade, den die Abneigung gegen die Religion stiftet, geringer als der Schade, der durch Abneigung gegen die lateinische Sprache verursacht wird?

Dies ist aber zeither bei der Unterweisung der Kinder fast gänzlich vernachlässigt worden. Aus allen Schulen und Kinderstuben steigen laute Klagen über die Flatterhaftigkeit und Verdrossenheit empor, die die Kinder beim Religionsunterrichte beweisen. Man schreibt dies oft einer natürlichen Abneigung zu, die dem Menschen gegen die Religion angeboren wäre. Ich kann nicht bergen, daß mir diese bittere Beschuldigung unserer lieben Kleinen, die uns Jesus zum Muster vorgestellt hat, wehe thut. Die Kinder des würdigen Leipziger Kinderfreundes stürzen dem Magister Philoteknos[1]) entgegen und drängen sich um seinen Stuhl; die Kinder, die von dem würdigen Verfasser des jüngern Robinsons unterrichtet werden, fassen ihn an, ziehen ihn fort und zwingen ihn, sich zu ihnen zu setzen und Unterricht zu geben.

Sind diese Kinder etwa aus besonderm Stoff gebildet, oder tragen ihre Lehrer nicht Grundsätze der Religion vor?

Und wenn beides nicht ist, kann man wohl die Ursache von der Verdrossenheit und Flatterhaftigkeit, mit welcher in den gewöhnlichen Schulen der Religionsunterricht angehört wird, den Kindern beimessen? Ich kann nicht anders als glauben, daß sie in dem unangenehmen Vortrage der Religionswahrheiten zu suchen sei.

Und wir dürfen nicht lange suchen. Das Unangenehme des gewöhnlichen Unterrichts fällt sogleich in die Augen.

Die Zeit des Unterrichts ist insgemein eine ganze Stunde. Eine ganze Stunde soll der junge Mensch, der so gut als das junge Lamm von seinem Schöpfer einen Trieb zum Hüpfen bekommen hat, auf einem Platze stehen und aufmerken und nachdenken. Wie widernatürlich! Wie kann es anders kommen, als daß die Aufmerksamkeit ermüdet, und die armen Kleinen bei dem Ende der ersten halben

[1]) Philoteknos, d. i. Kinderfreund, so heißt in Christ. Felix Weißes Wochenschrift „Der Kinderfreund" der alte Magister, der mit den Kindern spielt, ihnen Geschenke mitbringt und namentlich allerlei erzählt.

Stunde fremde Gedanken bekommen, nach der Sanduhr sehen und sehnsuchtsvoll den glücklichen Augenblick erwarten, da das letzte Sandhäufchen zusammenfällt?

Der Ort ist nicht der, wo Jesus so gerne lehrte, das offene Feld,*) wo Gottes Meisterstücke aufgestellt sind und unermeßlichen Stoff zur lehrreichsten Unterhaltung darbieten; es ist eine dumpfichte Stube, wo man in schwülen Tagen kaum atmen kann. Sollte dies nicht verdrießlich machen? An manchen Orten**) ist es auch wohl gewöhnlich, daß man sogar bei rauher Witterung in der Kirche katechisieret. Wenn die Kinder sich davor fürchten, wenn sie sich sehnen, von den kalten Steinen in das gewärmte Zimmer zu kommen, ist dies ihnen zu verdenken?

Die Personen, die den Unterricht geben, sind oft solche, die hierzu gar keine Geschicklichkeit besitzen. Denn woher sollen sie dieselbe haben? Per habitum infusum?[1]) Dies müßte sein. Denn auf Universitäten wird sie uns nicht beigebracht. Die Institute, die auf einigen Universitäten errichtet sind, in welchen die Studierenden zur Unterweisung der Jugend angeführt werden, sind noch sehr jung, sie treiben erst Knospen; kann man von ihnen schon Früchte einernten?***) Fast alles aber, was wir von der Akademie mitbringen, ist bei Unterweisung der Jugend unbrauchbar — oft sogar schädlich. Ein Kopf, der einige Zeit mit Durchdenkung abstrakter Begriffe sich beschäftigt oder seine

*) Nach mehreren gemachten Erfahrungen bin ich überzeugt worden, daß das offene Feld nicht der schickliche Ort zur Unterweisung der Jugend sei. Die Umgebungen sind so mannigfaltig, es ereignet sich so viel Unerwartetes, z. E. das Auffliegen eines Vogels oder Schmetterlings, daß es sehr schwer hält, die Aufmerksamkeit der Kinder auf seinen Vortrag zu heften.

**) Wahrscheinlich ist diese Gewohnheit an allen Orten. Ich kann nicht anders, als sie mißbilligen. Vor einer Versammlung, die auf alle Antworten der Kinder horcht, kann die Offenheit und Unbefangenheit nicht stattfinden, die bei dem Religionsunterricht erforderlich ist. Geschieht der Unterricht sogar in einer rauhen Jahreszeit, wie z. B. die Fastenprüfungen, bei denen die Kinder oft die Füße erfrieren, so kann man es den Kindern nicht verargen, wenn sie dagegen Abneigung bekommen.

[1]) Per habitum infusum, durch eingeflößte Beschaffenheit.

***) Auch diese Stelle ist ein Beweis, daß die Menschen besser werden. Da ich sie niederschrieb, waren die Anstalten, künftige Schullehrer zu bilden, so wenig, daß man sie an den Fingern einer Hand herzählen konnte. Jetzo, da ich diese Anmerkung niederschreibe, den 5. Jenner 1787, sind nur wenige Provinzen in Deutschland, wo nicht Seminarien zur Bildung künftiger Schullehrer errichtet wären. Das Schulmeisterseminarium in Gotha, welches mit Unterstützung des Herrn Vicekanzlers von Zigesar durch den Herrn Landschuleninspektor Haun gestiftet wurde, zeichnet sich vorzüglich aus, wie ich dies als Augenzeuge versichern kann. Anmerkung der zweiten Auflage.

Als dies geschrieben wurde, war in Leipzig noch keine Freischule, die schon so herrliche Frucht getragen hat; waren auch noch keine Schulseminarien (Anmerkung der 3. Auflage).

Jugendnächte mit Dechiffrierung der Sprachen des Orients zugebracht hat, ist selten imstande, den sanften, gefälligen, herablassenden Ton zu treffen, in dem Kinder müssen unterwiesen werden.

Wie oft findet man, daß Kinder zu halben Hunderten einem grämlichen Manne anvertraut sind, der ihnen die liebenswürdigste Lehre auf eine rauhe Art vorträgt und mit Schimpfreden und Schlägen sie ihnen beibringen will! Braucht es mehr, um die Religion verhaßt zu machen?

Mancher Lehrer ist so empfindlich, daß jede unschickliche Antwort, die er erhält, jede Unanständigkeit, die er an seinen Lehrlingen bemerkt, ihn zitternd macht und aus aller Fassung bringt. Ist's denn den Kindern zu verargen, wenn sie in der Gesellschaft eines solchen Mannes sich ungern befinden?

Ein Dritter, — doch ich will diese verdrießliche Materie mit Stillschweigen übergehen. Jeder einsichtsvolle Schulfreund empfindet den Schaden, den dergleichen Männer in Schulen stiften, und seufzet, weil er insgemein zu schwach ist, etwas mehreres zu thun. Denn so lange die Stärke der Stimme, die Fertigkeit auf der Orgel oder die Bekanntschaft mit dem Systeme allein und andere dergleichen Dinge, die zur Beförderung der Tugend nichts beitragen, die Haupteigenschaften sind, die man von einem Manne verlangt, der den Kindern Gottes- und Menschenliebe einpflanzen soll, so lange wird wohl an die Abänderung dieses großen Übels nicht viel zu denken sein.

Im Vorbeigehen frage ich an, ob es nicht besser sei, den Kindern gar nichts von den Religionswahrheiten zu sagen, als sie ihnen durch einen Mann, der selbst keine Religion hat (in dem Verstande, wie ich das Wort hier nehme), sagen zu lassen? Die Frage, ob ein solcher die Herzen wirklich zur Tugend bilden könne, ist durch den Ausspruch: Mag auch ein Blinder dem andern den Weg weisen? werden sie nicht beide in die Grube fallen? Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen, schon längst entschieden. Aber das möchte ich gern wissen, ob ein Mann, der den Wert der Tugend selbst nicht empfunden, für geistliche Güter keinen Sinn hat und in den Fesseln seiner Begierden geht, ob der mit seiner Unterweisung nicht mehr Schaden als Nutzen stifte?

Die Sachen, die vorgetragen werden, gehören größtenteils gar nicht für Kinder, zumal für Kinder von sechs bis zehn Jahren.

Die Ordnung, die gewöhnliche Ordnung, in der man die Religion den Kindern beizubringen sucht, ist, daß ich mich gelinde ausdrücke, ganz unpsychologisch und unschriftmäßig.

Was sollte man anders erwarten, als daß man bei Unterweisung der Christkinder Christi Sittenlehre zum Grunde legen werde? Dies geschieht aber nicht. Man unterweiset nach dem Gesetze, das den Juden

gegeben wurde, und dessen Gebote für uns weiter keine Verbindlichkeit haben, als insofern sie Jesus, unser Herr, bestätigt hat.*) Es ist zwar wahr, daß man unter die zehn Rubriken des Mosaischen Gesetzes alles zwingen, z. E. unter das dritte Gebot die Lehre von der Sonntagsfeier bringen und bei dem vierten Gebote die Pflichten gegen die Obrigkeit abhandeln kann. Allein dies ist erstlich sehr unbequem; zweitens ist es auch nicht an dem, daß die Lehre von der Sonntagsfeier und dem Gehorsam gegen die Obrigkeit in den angeführten Geboten läge.**)

Ehe noch die Kinder den Allgütigen nach seiner weisen, alles regierenden Vorsehung und den unermeßlichen Wohlthaten, die sie täglich von ihm genießen, kennen, werden ihnen seine Befehle bekannt gemacht. Dies muß notwendig eine Art von Empörung des Herzens gegen Gott machen, ja, wenn ich recht bemerkt habe, den Trieb, Gott ungehorsam zu werden, nähren. Das nitimur in vetitum[1]) scheint mir zu den Sprichwörtern zu gehören, die aus dem Innersten der menschlichen Seele herausgehoben sind. Vielleicht hätten unsere Stammeltern nie von dem Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses gegessen, wenigstens hätten sie in seiner Frucht nie etwas Vorzügliches gesucht, wenn Gott ihnen den Genuß derselben zur Übung in der Selbstbeherrschung nicht untersagt hätte. Sobald aber der Befehl da war: Du sollst nicht davon essen, so regte sich die Neugier: Warum, sagte sie, soll ich eben hiervon nicht essen? Ganz gewiß hat diese Frucht eine besondere Kraft; wie wenn ich sie versuchte?

In diesem Exempel erblicken wir den Gang, den die menschlichen Begierden nehmen, sehr deutlich. Man könnte zwar einwenden, daß es sehr gut sein müsse, dem Menschen die göttlichen Befehle bekannt

*) Cf. Seilers Vorrede zu seinem kleinen historischen Katechismus; Es war ein Hauptfehler, daß bei kleinen Kindern der Anfang des Unterrichts mit den zehn Geboten gemacht wurde, die doch wahrhaftig in einer ganz anderen Absicht von Gott gegeben worden sind. Christenkinder sollen nicht durch den Geist der Mosaischen Religion zu Knechten gebildet, sondern durch die Liebe Gottes und Jesu Christi mit dem Geiste der Liebe frühzeitig erfüllt werden.

it. Lessens christliche Moral § 51. Die zehn Gebote gehören ganz und gar nicht in den Katechismus. Ist es nicht seltsam, daß wir die Moral in die zehn Gebote hineinpressen, da das neue Testament uns so vollständig und allgemein faßlich davon belehret?

**) Hallet, von der Verbindlichkeit der zehn Gebote: Ehre deinen Vater und deine Mutter, ist ein so deutlicher Ausspruch, als irgend ein Ausspruch in einem Gesetze von allgemeinem Gebrauch sein muß. Allein wie dunkel haben die Menschen denselben gemacht, wenn sie demselben die Bedeutung zugeschrieben haben: Ehre den König, den Lehrer und andere Vorgesetzte? Wer sollte auf die Gedanken kommen, daß in einem für Kinder bestimmten Gesetze die Worte Vater und Mutter so viel als König, Lehrer, Prophet bedeuten sollten?

[1]) Vollständig: Nitimur in vetitum semper cupimusque negata (Ovid, Amores 3, 4, 17), Wir streben immer nach dem Verbotenen und begehren das Untersagte.

zu machen, da es Gott selbst gethan habe. Dies leugne ich auch nicht. Nur glaube ich, daß dieses alsdann erst geschehen müsse, wenn der Mensch schon aus anderen Gründen von den guten Gesinnungen Gottes gegen sich hinlänglich ist überzeugt worden und durch vorhergegangene Unterweisung in den Stand gesetzt ist, zu der Güte der göttlichen Befehle Zutrauen zu fassen. So führte Gott den ersten Menschen erst in Eden ein, ließ ihn alle das Gute fühlen und schmecken, das er für ihn bereitet hatte, gab ihm die Anweisung: Von allerlei Bäumen im Garten sollst du essen, und wer weiß, welche Menge von Beweisen seiner Güte er sonst noch gab, die der der Kürze sich befleißigende Geschichtsschreiber übergangen hat, alsdann erst erfolgte der Befehl, das Aber.

Wir aber kehren es um und fangen mit dem Aber an. Ehe das Kind noch die gute Gesinnung Gottes kennt, werden ihm schon seine Befehle bekannt gemacht, und nicht einmal Befehle, sondern mehrenteils Verbote, die wir mit größerem Widerwillen als die Befehle anhören. Dies muß notwendig einen sehr unangenehmen Eindruck machen. Man kann die Wirkungen der unzeitigen Befehle und Verbote in vielen Häusern sehen. Man wird viele Familien finden, wo die Kinder wirklich einen geheimen Unwillen gegen die Eltern bei sich nähren und durch ihren Trotz und Widerspenstigkeit beständig Proben davon geben. Aber man wird auch insgemein wahrnehmen, daß die Eltern, anstatt ihre Kinder auf ihre Liebe aufmerksam zu machen und ihres Zutrauens sich zu versichern, nichts thun als befehlen, verbieten, tadeln und strafen. Wenn nun Gott von eben dieser Seite dem jungen Menschen zuerst gezeigt wird, so muß eine ähnliche Wirkung erfolgen. Je fleißiger Gottes Gesetz dem Kinde, das die menschenfreundlichen Gesinnungen desselben noch nicht kennt, eingeschärft wird, desto mißtrauischer wird es gegen ihn und sein Gebot, desto heftiger die Begierde, es zu übertreten.

Die Methode des Religionsunterrichtes selbst ist so beschaffen, daß sie notwendig Kindern unangenehm sein muß.

Das Auswendiglernen ist allemal für Kinder ein sehr verdrießliches Geschäft. Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß sie so leicht keinem Erzieher entwischt ist. Man geht deswegen damit um, das Auswendiglernen der Deklinationen, Konjugationen, Vokabeln und syntaktischen Regeln bei Erlernung der lateinischen Sprache abzuschaffeu. Inwiefern dies zu billigen oder zu mißbilligen sei, ist hier der Ort gar nicht, zu entscheiden. So viel sieht man doch aber hieraus, daß man das Auswendiglernen als ein Mittel ansieht, eine Sache den Kindern verhaßt zu machen. Gleichwohl ist dieses der erste Weg, auf dem man unseren Kleinen die Religion beizubringen sucht. Erst Gebete, bei denen sie sich nichts denken, dann Sprüche, von denen sie nichts verstehen, dann den Katechismus nebst einer Erklärung, die wenigstens

ebenso dunkel als die zu erklärende Sache ist, dies alles werden sie gezwungen mit unmäßiger Anstrengung und höchstem Widerwillen ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Und was soll denn der wahrscheinliche Erfolg von dieser Peinigung der Unschuldigen sein? Vielleicht Erzeugung guter Gesinnung? Dies wird wohl niemand im Ernste behaupten, der nur einigermaßen mit den Gesetzen, nach denen die menschliche Seele zu wirken pflegt, bekannt ist. Wenn man nicht annehmen will, daß die Worte, die man lernt, eine magische Kraft haben, vermöge welcher sie, ohne daß die Seele etwas dabei denkt, gleich einer Zauberformel wirken, so muß man zugeben, daß alles Auswendiglernen der Bibel und des Katechismus zur moralischen Besserung gar nichts hilft. So wenig eine Speise, die unverdaut durch den menschlichen Körper geht, denselben nähren kann, sowenig können Worte, die man nicht versteht, deren Verstand man nicht überdenken kann, das Herz bessern.

Gern wollte ich von diesem Punkte nichts weiter erwähnen, wollte nichts dazu sagen, wenngleich die Jugend die schönsten Stunden ihres Lebens bei dem unangenehmen Memorieren verseufzen müßte, ohne daß das Herz dadurch das Geringste gewönne. Es möchte als eine Übung des Gedächtnisses bleiben; wenn doch das Herz nur nicht dadurch verderbt, wenn doch nur nicht Abneigung gegen Gott und die Religion dadurch eingeprägt würde! Dies glaube ich aber ganz gewiß. Und solange man mir den Ungrund dieses Glaubens nicht darthun kann, verstattet mir mein Gewissen nicht, bei dem emsigen Bestreben, Gott und die Religion verhaßt zu machen, einen stummen Zuschauer abzugeben.

Das Auswendiglernen an sich betrachtet ist schon etwas Unangenehmes. Das flüchtige Kind, das noch gar keine Neigung empfindet, auf einen Gegenstand seine Aufmerksamkeit lange zu heften, wird genötigt, einerlei Worte halbe Stunden lang zu lesen, wieder zu lesen, herzusagen, wieder herzusagen, bis sie das Gedächtnis gefaßt hat. Das kann ihnen nicht anders als höchst unangenehm sein. Daher lehrt auch die Erfahrung, daß Kinder, die mit größter Bereitwilligkeit allerlei Geschäfte übernehmen, verdrießlich werden, weinen, auch wohl trotzen, wenn sie memorieren sollen.

Noch unangenehmer muß dieses Geschäft werden, wenn man Worte lernen soll, die man nicht versteht. Und wer ist so dreiste zu behaupten, daß ein Kind bei den Sprüchen, Psalmen und Hauptstücken, die es lernen muß, sich etwas denkt? Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Nur ein Mann, der sonst keinen Umgang als sein System und seine Kommentarien hat, kann glauben, daß Kinder dieses verstehen. Und gleichwohl müssen sie diesen und hundert ähnliche Sprüche lernen. Werden sie dieses wohl gern thun? Und wenn sie es nicht gern thun,

werden ihnen diese Sprüche wohl etwas helfen? Wenn nun auch dergleichen Worte eine bessernde Kraft haben, wird es damit nicht ebenso gehen wie mit einer Arznei, die der Patient mit Ekel genießt, die, anstatt die Krankheit zu heben, sie vergrößert?

Und endlich ist mit dem Memorieren ein anderes Übel ganz unvermeidlich verknüpft. Wenn eine Anzahl Kinder ein gewisses Pensum auswendig hersagen soll, so müssen notwendig die Nachlässigen gezüchtigt werden. In den mehrsten Schulen herrscht das Gesetz: Für jedesmal Stocken einen Hieb mit dem Bakel. So unsinnig dieses zu sein scheint, so sehe ich doch kein anderes Mittel, wodurch ein Schulmann, dem es nun einmal zur Pflicht gemacht ist, auf das Memorieren zu dringen, seine Absicht erreichen kann. Man setze sich in seine Lage; man denke sich nur einen Haufen Kinder, davon die wenigsten ein feines Gefühl haben, denen man ihrer Nachlässigkeit wegen aus dem Stegreif, ohne nur ein paar Minuten Zeit zum Nachdenken zu haben, eine Strafe bestimmen soll, und sage, ob man wohl die Schläge wird vermeiden können? Und gesetzt, man könne sie vermeiden, so muß man doch an deren Stelle andere Strafen setzen. Diese sind nun entweder mit unangenehmen Empfindungen verknüpft oder nicht. Verursachen sie keine unangenehmen Empfindungen, so thun sie auch weiter keine Wirkung; thun sie aber wehe, nun so muß notwendig die Sache verhaßt werden, die man unter beständiger Furcht vor unangenehmen Empfindungen der Seele einprägt.*)

*) Itzo, da ich mehr über Erziehung nachgedacht und mich selbst einige Jahre unmittelbar damit beschäftigt habe, bin ich überzeugt, daß man auch in öffentlichen Schulen ohne die häßlichen, der Natur eines freien Wesens widersprechenden Schläge Kinder zum Fleiße überhaupt und besonders auch zum Auswendiglernen bringen kann. Man lese dasjenige, was ich in meinem: Noch etwas über die Erziehung und in den Nachrichten aus Schnepfenthal von der Meritentafel und dem Senate gesagt habe, — so wird man sehen, daß durch dieses Mittel die Kinder zu allem ohne Schläge können gebracht werden. Freilich würde dieses Mittel, das bei einer kleinen Gesellschaft von gut erzogenen Kindern wirksam ist, bei einem größeren Haufen mehrenteils ungesitteter Schüler nicht geradezu können angewendet werden. Wenn aber nur die Hauptidee davon beibehalten, an einer Tafel die Namen der Schüler geschrieben, ihnen gewisse Merkmale des Fleißes und der Nachlässigkeit beigefügt, dann etwa alle Monate von dem Prediger und den angesehensten Gliedern der Gemeine die Schule besucht, jedes Kind seines bisherigen Verhaltens wegen zur Rechenschaft gezogen, die Fleißigen gelobt, die Nachlässigen ermahnt würden, so würde dies gewiß einen sehr gesegneten Einfluß auf die Schule haben; das moralische Gefühl würde verfeinert und der Lerntrieb verstärkt werden.

Ein Lehrer, der Sinn für Erziehung hat, wird leicht noch weit mehrere Mittel erfinden können, die Kinder auf eine sanfte, ihrer Natur angemessene Art zur Thätigkeit zu bringen. So sah ich einmal in der Schule zu Rekahn ein Kind, das den ihm aufgegebenen Vers nicht auswendig gelernt hatte, von dem geschickten und thätigen Kantor Bruns auf folgende Art bestrafen: Kind, sagte er, ich sehe, daß dir das Lernen keine Freude macht, ich werde dir heute

Mit Recht sagt daher Herr Kirchenrat Seiler[1]) in der Vorrede zu seinem kleinen historischen Katechismus: „Es war ein Fehler, daß man die sechs Hauptstücke des Katechismus von Kindern, die wenig oder nichts davon verstanden, vier bis fünf Jahre lang täglich hersagen ließ und sie also sein angewöhnte, Worte ohne Verstand zu lernen, und aus der Religion ein mechanisches Werk des Körpers zu machen, dabei der Geist nichts denkt, und das Herz nichts fühlt. Der Schade ist nicht zu beschreiben, den ein solches täglich vernunftloses Herplaudern der Hauptstücke verursacht."

Nichts ist gewisser als dieses Urteil. Denn das Auswendiglernen hat nicht nur keinen Nutzen, sondern es verderbt den Menschen auf lebenslang. Dadurch, daß man ihn anhält, Worte zu lernen, bei denen er nichts denkt, von denen er gar nicht einsieht, was sie auf den Kreis seiner Wirksamkeit für ein Verhältnis haben, und damit zufrieden ist, wenn er sie hersagen kann, dadurch, sage ich, erzeugt man in ihm eine Fertigkeit, die unverständlichsten Worte zu hören, ohne den geringsten Trieb, sie zu verstehen, zu empfinden; die wichtigsten Pflichten sich einschärfen zu lassen, ohne nur die geringste Anwendung davon auf seine Wirksamkeit zu machen. Wir entrüsten uns oft, wenn wir das verkehrte Betragen unserer Gemeinden bei dem öffentlichen Unterrichte bemerken. Predigten voll Unsinn, bei denen sie sich gewiß gar nichts denken, nennen sie oft erbaulich, und andere, die ihnen auf die faßlichste Art die nützlichsten Wahrheiten zeigen, verachten sie als trocken; sitzen jahrelang vor unseren Lehrstühlen, und — die mehresten bleiben, wie sie sind. Wozu wollen wir uns aber entrüsten? Sie können ja nicht anders, als sich so betragen. Man hat ja von ihrer Kindheit an daran gearbeitet, ihnen Geschmack am Unverständigen beizubringen, die Begierde zum Nachdenken zu ersticken und stillschweigend ihnen den Wahn gelehrt, daß es schon hinlänglich sei, wenn man die christliche Lehre nur wisse.*)

---

keinen Vers wieder aufgeben. Das Kind weinte, bat, versprach. Es hilft nichts, sagte der liebe Kantor, lerne den vorigen Vers erst.

Zu einem andern, das in der Schule plauderte, sagte er: Mein Kind, du weißt noch nicht, wie man sich in der Schule betragen muß, geh du nach Hause zu deiner Mutter; das Kind fühlte das Schmerzhafte der Strafe so sehr, daß es unter Vergießung vieler Thränen Besserung versprach. Anmerkung der zweiten Auflage.

[1]) Seiler, (Georg Friedrich), Professor der Theologie und Universitätsprediger in Erlangen, gest. 1807, den Salzmann öfters anführt, hat eine große Menge theologischer und pädagogischer Schriften verfaßt. Wie beliebt dieselben waren, ersieht man aus der Zahl der Auflagen. So hat die Schrift „Unterredungen eines Vaters mit seinem Sohne über die ersten Grundwahrheiten der Religion" 20 und sein „Allgemeines Lehrbuch für den Bürger und Landmann, vornehmlich zum Gebrauch in Stadt- und Landschulen" 10 Auflagen erlebt.

*) Daß ehedem mit dem Auswendiglernen ein großer Mißbrauch getrieben, daß dadurch der Unterricht den Kindern verleidet, Abneigung gegen die Sachen,

Vielleicht wird aber diesem Mangel durch fleißiges Katechisieren abgeholfen? Ich glaube nicht.

Wenn Katechisieren so viel ist, als eine Unterredung über ein auswendig gelerntes Pensum anstellen (und dies ist doch die gewöhnliche Bedeutung), so muß es eben um des vorhergehenden Memorierens willen der Jugend verhaßt werden. Und was ist der Gegenstand dieser Gespräche? Fast lauter Dinge, die das sinnliche Kind nicht interessieren — das Reich Gottes, die Berufung, Erleuchtung, Heiligung. Wir Erwachsenen gähnen und werden verdrießlich, wenn uns ein Gesellschafter stundenlang mit seiner Lieblingswissenschaft, in der wir ganz fremd sind, unterhalten will; wir beklagen uns wohl über Mangel an Lebensart. Sollen denn unsere Kinder nicht gähnen und verdrießlich werden, wenn wir sie mit Dingen unterhalten, die gar nicht in ihr Fach gehören?

Leider thun sie es, wie dieses die Klage aller, die sich mit Katechisieren beschäftigen, fast einstimmig bezeuget. Und wenn nun die Kinder während der Katechisation gähnen und verdrießlich werden, brauchen wir weitere Gründe, zu beweisen, daß sie ihnen eine unangenehme Unterhaltung sei? Denn die Empfindung, die eine Handlung bei gewissen Personen hervorbringt, ist doch immer der sicherste Probierstein, an dem wir die Grade ihrer Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit erkennen können.

Gerne gebe ich zu, daß der individuelle Vortrag des Katecheten vieles beitrage, dem Katechisieren einen gewissen Grad von Anmut oder Widrigkeit zu erteilen. Nie aber glaube ich, daß ein Katechet so viel Herablassung und Munterkeit erhalten werde, daß er eine Stunde lang

---

die gelernt werden müßten, eingeflößt, Geschmack am Unverständlichen ihnen angeeignet und Veranlassung zu einer harten Behandlung derselben gegeben wurde, ist nicht zu leugnen. Vielleicht bin ich aber in meinem Eifer gegen den Mißbrauch so weit gegangen, daß dadurch auch der Gebrauch verdächtigt wurde. Als ich dies schrieb, mußte ich Amtswegen eine Mägdleinschule besuchen, in welcher ich aber nichts verändern durfte, weil die besondere Aufsicht über dieselbe einem andern Manne anvertraut war. In dieser wurden nun die Mägdlein mit Rutenhieben gezwungen, folgendes auswendig zu lernen: 1. den Katechismus Lutheri; 2. die Fragstücke über denselben; 3. ein Spruchbuch; 4. die Psalmen; 5. die Sonn- und Festtagsevangelien; 6. das Gesangbuch; 7. den Himmelsweg. Man wird es also verzeihlich finden, wenn ich in dieser Lage etwas stark gegen das Memorieren gesprochen habe. Jetzt, da ich mehr Erfahrungen gesammelt habe und unbefangener von der Sache urteilen kann, halte ich das Memorieren der gut gewählten biblischen Sprüche und Liederverse für eine Übung, die Kindern notwendig und nützlich ist. Denn das Gedächtnis ist ja die Kraft, mit welcher sie ihre erworbenen Kenntnisse aufbewahren sollen. Wird dieses nun nicht geübt, so bleibt es schwach. Verstehen die Kinder auch die Sprüche und Verse, die sie lernen, nicht ganz, so werden sie dieselben doch künftig verstehen, und die guten Lehren, die darin liegen, werden zu seiner Zeit an ihnen ihre Kraft beweisen. Wie oft stärkt und beruhigt sich ein Graukopf durch einen Vers, den er als Kind lernte. Ein Lehrer, der seine Schüler gut zu behandeln weiß, wird sie auch ohne körperliche Züchtigung dahin zu bringen wissen, daß sie täglich ein kleines Pensum auswendig lernen.

sich mit einem Haufen Kinder von Dingen, die außer ihrer Sphäre liegen, z. E. von dem Nutzen der heiligen Taufe, werde besprechen können, ohne sie verdrießlich zu machen.

Und endlich die Sprache, in welcher man Kindern die Religion beizubringen suchet, ist ihnen ganz fremd. Kinder haben ihre eigene Sprache. Dies giebt mir gewiß jeder zu, der einige Zeit mit beobachtendem Geiste Kinder erzogen hat. Sie ist so arm, wie die Sprache der Wilden, die nur für Gegenstände der Empfindung, selten aber für Ideen, die einige Aufklärung des Verstandes voraussetzen, Zeichen haben. Wenn wir nun in einer unter Erwachsenen gewöhnlichen (und das ist doch die Sprache, in welcher der gewöhnliche Religionsunterricht vorgetragen wird,) oder wohl gar wissenschaftlichen oder auch wohl gar in der morgenländischen Sprache uns mit Kindern unterreden, wenn wir ihnen Buße und Rechtfertigung anpreisen, von Gnade und Kreuzigung des Fleisches sprechen, reden wir nicht eine fremde Sprache? Und das sollte Kinder nicht verdrießlich machen?

Hieraus folgt nun, daß, wenn wir Kindern Religion beibringen wollen, wir sie ihnen auf die anmutigste Art bekannt machen müssen. Diesen Satz nehme ich so lange als zuverlässig an, bis man mir erwiesen hat, daß uns eine Sache liebenswürdig sein könne, die man uns auf eine verhaßte Art beibringt.

Wo lernen wir nun, welches die für Kinder anmutigste Methode sei?

Von niemanden sicherer als von den Kindern.

Die Denkungsart eines dreißig- bis vierzigjährigen Mannes ist von der Denkungsart eines zehn- bis zwölfjährigen Kindes himmelweit unterschieden. Wie wird der Erwachsene gerührt, wenn er eine Arie aus der Grauniſchen Passion oder Abraham auf Morija aufführen hört, und wie fühllos sitzen meine Kinder dabei! Wie hüpfen sie hingegen, wenn jemand anfängt zu singen: Als jüngst Hänschen in dem Gras. Umsonst bemühe ich mich, sie dahin zu bringen, daß sie bei Anhörung jener Stücke an meinen Empfindungen teilnehmen. Es ist bloß Gefälligkeit gegen mich, wenn sie sagen: Das war eine vortreffliche Arie. Wir dürfen daher das, was Kindern Vergnügen machen soll, niemals nach unserer, sondern nach der Kinder Empfindung abmessen, sonst lernen wir wohl, was uns, nicht aber, was Kindern Vergnügen schafft.

Der Unterricht der Kinder, wenigstens die Aufsicht über denselben, wird immer durch Gelehrte, die schon seit vielen Jahren mehr mit Büchern als mit Menschen umgegangen sind und in diesem Umgange so viel selige Stunden schon genossen haben, besorget. Daher mag es wohl gekommen sein, daß man fast allgemein die Meinung angenommen hat, als wenn zu Unterweisung der Kinder schlechterdings Bücher nötig

wären. Weil wir Erwachsenen gern aus Büchern lernen, so konnten wir leicht auf den Gedanken fallen, daß unsere Kleinen ebenso dächten. Wir beurteilen die Empfindungen der Kinder nach den unsrigen.

Sollten wir uns nicht vielleicht in unserm Urteile geirrt haben?

Wenn wir einige wenige Bücher ausnehmen, die seit etlichen Jahren in der gefälligsten, herablassensten Sprache für Kinder von Materien, die aus dem kleinen Kreise der kindischen Wirksamkeit herausgehoben sind, geschrieben wurden, so wird man fast durchgängig finden, daß Bücher Kindern kein Vergnügen machen.*) Sie hüpfen, wenn sie dieselben bekommen, bewundern den schönen Band und — stellen sie in ihre Schränkchen. Es kostet Mühe, wenn man sie von dem innern Werte derselben überzeugen und sie überreden will, davon Gebrauch zu machen.**)

Daß Kinder nun so und nicht anders denken, dazu kann ich nichts. Ist es mir aber zu verdenken, wenn ich daraus die Folge ziehe, daß Bücher die Mittel nicht sind, Kindern die Religion annehmlich zu machen? wenn ich sie, wenigstens bei dem ersten Unterrichte ganz und gar weg wünsche?***)

Spiel und Erzählung sind immer die angenehmsten Unterhaltungen für Kinder. Dies habe ich schon längst und gewiß alle, die mit Kindern umgegangen sind, mit mir bemerkt. Man hat es nicht nur bemerkt, sondern diesen allgemeinen Hang zum Spiele auch zu benutzen gesucht. Anstatt daß man sonst, wenigstens in manchen übel unterrichteten Familien, die Spiele als sündlich und zeitverderblich verschrie, so setzen sich itzo (welch vorteilhafte Begriffe muß uns dieses von den Einsichten unseres Jahrhunderts machen!) die Väter und Lehrer selbst in den Kreis der Spielenden, schlagen Spiele vor, sind dazu behilflich und unterrichten, indem sie spielen. Vielleicht wäre auch ein Mittel möglich, Kindern spielend Religion beizubringen. Mir ist es aber noch nicht bekannt.[1])

*) Ich dachte mir, als ich dieses schrieb, Kinder von 6 bis 8 Jahren und Religionsbücher, z. E. Katechismen.

**) Seitdem uns der edle Kinderfreund Weiße die Kunst gelehrt hat, die Bücherſprache zu einem Tone herabzustimmen, der Kinder interessiert, leidet dies Urteil große Einschränkung. Das glaube ich aber doch noch immer, daß der erste Unterricht in der Religion nicht aus Büchern geschöpft werden dürfe. Anmerkung der zweiten Auflage.

***) Je öfterer man mit Büchern umgeht, desto mehr verlöscht die Begierde, die Dinge, die um uns sind, selbst zu betrachten. Wollen wir diese heilsame Begierde so frühzeitig auslöschen?

[1]) In der ersten Auflage hat Salzmann an dieser Stelle noch ausgesprochen, daß das einzige hierzu taugliche Spiel ohne Zweifel das Schauspiel sei, gegen das er nur das Bedenken hat, daß das Kind, wenn es einen ihm nicht eignen Charakter vorzustellen habe, Falschheit und Verstellung lerne, und wenn es einen schlechten Charakter darzustellen genötigt sei, diesen sich leicht zu eigen mache.

Eine andere nicht minder angenehme Unterhaltung für Kinder ist die Erzählung. O Freund! dem Gott das große Glück geschenkt hat, Vater zu sein, zweifelst du hieran? Wohlan, so setze dich, nachdem du deine Geschäfte vollendet hast, in deinen Lehnstuhl, gieb deinen Kindern einen Wink, daß du erzählen wollest. Gieb dir Mühe, etwas die Aufmerksamkeit Reizendes in Kindersprache zu erzählen, dann bemerke, wie deine Kleinen sich um dich drängen, wie sie die Stühle beirücken, und das, was noch zu schwach ist, Stühle beizurücken, dich bittet, es auf den Schoß zu nehmen. Fang deine Erzählung an! dein Auditorium ist ganz Ohr. Schließe die Erzählung! und es umhalset dich und bittet: Lieber Vater! nur noch etwas erzähle uns!

Solche Aufmerksamkeit, solche heiße Wißbegierde habe ich doch noch bei keiner Katechisation, diejenigen ausgenommen, die mehr Erzählung als Katechisation sind, bemerkt. Und ich fordere alle Kinderfreunde auf, mir diejenigen Kinder zu nennen, die ebenso große Begierde zur Katechisation als zur Erzählung beweisen. Dies dünkt mich nun eine starke Stimme der Natur, ja Gottes selbst zu sein, der durch die Natur spricht: Wollet ihr Kindern die Religion annehmlich machen, so bringt sie ihnen in Erzählungen bei! Und ich muß mich wirklich wundern, daß diese so stark ertönende Stimme bisher nur von wenigen ist vernommen worden.

Diesen Hang, Erzählungen zu hören, können wir unseren Kindern um so viel leichter vergeben, da er selbst bei Erwachsenen noch sichtbar ist. Wie schwer geht es ihnen ein, ein Moralsystem zu studieren, wie ungern hören sie Predigten!*) Man kleide aber eben diese Wahrheiten, die in dem Moralsysteme und in den Predigten vorgetragen werden, in einen Roman ein, — und er wird begierig gelesen, und wenn er gut geraten ist, so wird im folgenden Jahre die zweite Auflage besorgt.

So sind nun die Menschen. Und ich glaube, wir müssen sie auf eine ihrer Natur gemäße Art behandeln, wenn wir nicht umsonst arbeiten wollen. Warum wollen wir denn eigensinnig darauf bestehen, daß der Kranke die Pillen, gegen die er einen heftigen Widerwillen hat, roh verschlucken soll? Warum tragen wir Bedenken, sie in Mus oder Oblate einzuschlagen, wenn es gewiß ist, daß er sie im letztern

---

Ohne uns auf die Hauptfrage selbst einzulassen, ob die Religion durch ein Spiel und speciell durch das Schauspiel zu lernen sei, wollen wir nur hervorheben, daß Salzmann sich die Wirkungen auf dem sittlichen Gebiete, nach der schlechten, wie namentlich auch nach der guten Seite, auch hier doch zu leicht denkt.

*) Vielleicht liegt von der sichtbaren Abnahme des Kirchenbesuches eine Ursache in dem veränderten Predigttone. Sonst wurde in den Predigten viel erzählt, jetzt desto mehr philosophiert.

Falle weit leichter einnimmt, und die gute Wirkung davon weit wahrscheinlicher ist?*)

Ich bin ein Mensch und kann irren, kann vielleicht von individuellen zuverlässigen Erfahrungen zu voreilig auf das Allgemeine schließen. Diese Besorgnis fällt aber ganz weg, wenn ich finde, daß Gott selbst diese Methode bei Unterweisung der Menschen gewählt hat. Besteht die heilge Schrift, in welche die Grundsätze der Religion verwebt sind, nicht größtenteils aus Geschichte?**) Wenn der große Lehrer, von Gott gekommen, die Menschen unterrichtet, hat er ein Buch zum Grunde gelegt? hat er katechisiert? Wenn ich die wenigen Fälle ausnehme, da er die Bibel erklärte oder sokratische Unterredungen anstellte, so war sein Unterricht fast immer in Erzählungen eingekleidet. Die Erzählung vom reichen Manne, vom verlornen Sohne, vom barmherzigen Samariter — welche herrliche Erzählungen! Wie lehrreich sind sie uns noch itzo! und welchen Eindruck müssen sie auf diejenigen gemacht haben, die so glücklich waren, sie von dem, der gewaltiger als die Schriftgelehrten und Pharisäer lehrte, in seinem ihm eigenen, originalen Tone erzählen zu hören!

Da nun Jesus selbst durch Erzählung unterrichtet hat, und die Natur, die des Allweisen Werk ist, mit starker Stimme diese Art des Unterrichts fordert, so kann ich nicht anders als glauben, daß Erzählung das wirksamste Mittel sei, jungen Herzen Religion einzuprägen.

So sehr ich hiervon von der eingeführten Meinung abzugehen scheine, so sollte es mir doch nicht schwer fallen, ein paar Seiten mit Zeugnissen würdiger Männer zur Unterstützung meiner Meinung anzufüllen. Wozu ist dies aber nötig? Wenn Gott und die Natur etwas fordern, bedürfen wir wohl das Zeugnis der Menschen, um die

---

*) Bei nochmaliger Durchsehung des Manuskriptes finde ich, daß ich mich hier zu unbestimmt ausgedrückt habe. Man könnte aus den Worten, wie sie hier stehen, leicht die Folge ziehen, daß ich der leidigen Romansucht, die alle Liebe zum Ernsthaften verdrängt, das Wort habe reden wollen und lieber alle Predigten und Anweisungen zur christlichen Gottseligkeit in Romane umgeschmelzet sehen möchte. Dies ist aber meine Meinung gar nicht. Der Hang, Erzählungen zu hören, der bei Kindern so unschuldig ist, wird zum großen Fehler, wenn er bei Erwachsenen so weit geht, daß er sie gegen alles, was einige Anstrengung der Gedanken erfordert, abgeneigt macht. Erwachsene, die diesen Fehler an sich haben, verraten dadurch Schwächen. Dies ist eigentlich meine Meinung. Und hieraus folgt weiter nichts als dieses, daß man allen allerlei werden und sich zu den Schwachen so weit herablassen müsse, daß man ihnen bisweilen lachend in einem Romane die Wahrheiten sage, die sie von der Kanzel so ungern hören. Aber auch dieses folgt daraus, daß man sich Mühe geben müsse, die Schwachen zu stärken und ihnen Liebe zu ernsthaften Vorträgen einzuflößen.

**) Vergl. Jefferys Beantwortung der Frage: Warum die Lehre der Religion im Worte Gottes geschichtmäßig vorgetragen worden? Brit. theol. Mag. B. I. St. 3.

Rechtmäßigkeit dieser Forderung zu beweisen? Bedarf es wohl des Ausspruchs einer medizinischen Fakultät, um sich von der stärkenden Kraft des kalten Wassers zu überzeugen? Kann nicht jeder durch seine Empfindung sich diese Überzeugung verschaffen?

Unterdessen will ich doch zum Überflusse ein paar Zeugnisse von Männern anführen, deren Verdienst um die Bildung der Jugend längst entschieden ist.

„Ich glaube Ursache zu haben, zu wünschen," schreibt Herr Dr. Seiler in der Vorrede zu seiner kurzen Geschichte der geoffenbarten Religion, „und meine teuersten Mitarbeiter im Werke Gottes, denen etwa dies Büchlein zu Gesichte kommt, herzlich zu ermahnen, daß sie überlegen, ob es nicht nötig sei, in dem Unterrichte der Jugend bei der Katechisation zween Wege nach und nach abwechselnd zu gehen. Bald eine beliebige Zeit lang die geoffenbarten Wahrheiten nach der Ordnung des Landeskatechismus zu erklären; dann ebenso sorgfältig die Religion nach der Ordnung der Geschichte zu lehren."

Obgleich dieser wohlgemeinte Rat meinen Satz nicht nach seinem ganzen Umfange unterstützt, so gereicht es mir doch zu vorzüglichem Vergnügen, mit einem so würdigen Manne wenigstens in einem Punkte zusammenzutreffen, das die Unterweisung der Jugend durch Erzählung sehr nützlich sei.

Und Herr Dr. Müller[1]) in seiner Anweisung zur Katechisierkunst, § 58, schreibt vom Elementarunterrichte in der Religion: „Es kömmt dabei vornehmlich darauf an, daß man 1. die guten, zärtlichen, dankbaren und zutraulichen Neigungen dieser Kinder so weislich nütze, daß sie gleich anfänglich durch die Religion eine gute Richtung bekommen, und daß man 2. diese lieben kleinen Menschen in ihrer Unschuld und Fröhlichkeit bewahre; 3. weil sie keines förmlichen Vortrages von Lehrsätzen noch zur Zeit fähig sind, daß man ihnen desto mehr christliche moralische Maximen und durch gewählte und rührende Erzählungen aus Abrahams, Josephs, vornehmlich aber Jesu Lebensgeschichte gute Eindrücke beibringe."

Der Ausspruch dieser beiden Männer gilt mir mehr, als das Urteil von hundert anderen, die nie selbst beobachtet, nie selbst gedacht haben, sondern nur hersagen, was ihnen ehemals ist vorgesagt worden.

Da ich nun Erzählung als das wirksamste Mittel, Kindern Religion beizubringen, anpreise, so kann man mit Recht fordern, daß ich eine kleine Theorie von dieser erzählenden Unterweisung gebe.

Hier ist sie.

---

[1]) Müller (Peter) hat in seiner „Anweisung zur Katechisierkunst", die im Jahre 1780 erschienen ist, als einer der ersten die Sokratische Methode verwendet.

Wenn man erzählen will, um junge Herzen moralisch zu bilden, so muß man sich wohl vor allen Dingen darum bekümmern, was man erzählen soll? Denn die Kindermägde erzählen auch, aber sie bessern nicht; sie flößen uns vielmehr eine Menge von Vorurteilen ein, die auch der einsichtsvollste Pädagog nur mit vieler Mühe ausrotten kann, und davon die betrübten Wirkungen oft noch in den männlichen Jahren sichtbar sind.

Wir müssen hierbei notwendig auf das verschiedene Alter und die verschiedenen Fähigkeiten unserer kleinen Zöglinge Rücksicht nehmen.

Die biblische Geschichte halte ich zur ersten Unterweisung der Kinder für unbrauchbar. Denn wenn auch der Lehrer Fähigkeit genug besäße, seine lieben Kleinen in das entfernte Morgenland und in das graue Altertum so zu versetzen, daß sie die erzählten Begebenheiten mit anzusehen glaubten, so enthält doch diese Geschichte nur den Charakter und die Schicksale erwachsener Personen, berühmter Gesetzgeber, Helden, Lehrer und Jesu, des Musters der höchsten, für Kinder nicht erreichbaren moralischen Vollkommenheit. Alles, was von den Charakteren und Schicksalen der Kinder gesagt wird, kann füglich auf einige Oktavblätter zusammengedruckt werden.

Wollen wir nun Kinder durch biblische Geschichte unterrichten, so sehen wir uns in der Verlegenheit, entweder die wenigen Geschichten kleiner Kinder durch Erdichtung zu erweitern oder sie durch die Exempel großer Heldenseelen, eines Moses, Josua, Jesu, zu bilden.

Beides scheint mir sehr unbequem.

Ich halte es für so gar schwer nicht, vom kleinen Joseph und von dem Kinde Jesu einen sehr unterhaltenden und lehrreichen Roman zu schreiben. Dieser hat aber gewiß vor dem Campischen Robinson nicht die geringsten Vorzüge. Denn beides ist doch im Grunde weiter nichts als Erdichtung. Eine solche erdichtete Geschichte Josephs und Jesu ist aber mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft, die ein anderer Roman nicht hat. Wenn jener Roman wahr, d. i. wenn er nichts dem Charakter der handelnden Person, den Sitten der Zeit und des Landes, da sie lebte, Widersprechendes enthalten soll, so muß das Kind mit einem ihm ganz fremden Lande, Sitten, Denkungsart bekannt gemacht werden. Wie schwer ist dies für ein Kind, das außer den Bürgern und Sitten seines Städtchens fast gar nichts gesehen hat, vielleicht auch diese nicht hinlänglich kennt. Überdies drücken sich die ersten Vorstellungen, die man von einer Sache bekommt, sehr tief in das Herz ein. Ein Freund hat mir versichert, daß es ihm lange Zeit Mühe gekostet habe, von der Idee Gottes den langen Bart wegzubringen, weil ihm der erste Begriff von Gott bei Vorzeigung eines elenden Holzschnittes, der einen langbärtigen Mann vorstellte, wäre beigebracht worden. Wenn also unseren Kleinen die biblischen Personen

romanhaft gezeigt werden, so werden sie sich dieselben bei zunehmenden Jahren gewiß niemals nach dem Charakter, den ihnen die Bibel beilegt, sondern immer mit den Nebenvorstellungen denken, die sie aus dem Romane geschöpft haben.

Daß die Geschichte der großen Männer, die uns die Bibel schildert, so könne vorgetragen werden, daß sie für Kinder lehrreich wird, hat unter anderen Herr Pastor Feddersen[1]) durch sein Leben Jesu für Kinder und seine lehrreichen Erzählungen aus der biblischen Geschichte für Kinder hinlänglich bewiesen. Allein wenn auch diese Art des Unterrichts noch so geschickt geschrieben wird, so hat sie doch auch ihre Unbequemlichkeiten. Das Kind wird nicht nur in Länder und Zeitalter versetzt, die von dem seinigen zu weit entfernt sind, es muß sich in die Sitten und Staatsverfassung des alten Morgenlandes hineindenken, ehe es noch mit den Dingen, die es zunächst um sich hat, bekannt ist; sondern die Rechtschaffenheit dieser Männer wird immer in Lagen wirksam gezeigt, in denen sich das Kind nicht befindet, in welche es vielleicht niemals kommen wird. Wenn dieses auf das Gemüt des Kindes Eindruck machen soll, so müssen erst aus den einzelnen Handlungen und Schicksalen der biblischen Tugendmuster allgemeine Wahrheiten gezogen und auf die besonderen Lagen, in denen sich das Kind befindet, oder in die es leicht kommen kann, angewendet werden. Ist dieses nicht Umweg?

Wenn z. E. Herr Pastor Feddersen die sehr rührende Geschichte von der geforderten Aufopferung Isaaks erzählt, das unwandelbare Vertrauen Abrahams bei derselben mit lebendigen Farben schildert und dann die herzliche Ermahnung an seine kleinen Leser und Leserinnen hält: „Gute Kinder! wenn der Herr, euer Gott, euch auch einmal etwas abfordert, das euch sehr lieb und angenehm ist, — wenn nach seinem heiligen Willen euer Vater — Mutter — Bruder — Schwester stirbt, so habt Abrahams Sinn! Bleibt gelassen, denkt zufrieden: Herr, dein Wille geschehe;" so weiß ich nicht, wenn diese Geschichte einmal für Kinder benutzt werden sollte, wie sie besser hätte benutzt werden können.

Allein eben deswegen, weil diese Geschichte so gut benutzt ist, nehme ich mir die Freiheit, einige Anmerkungen darüber zu machen.

Erstlich war Abrahams Lage eine solche, in die Kinder nie kommen werden. Der Fall kann sich zwar ereignen, da ihnen geliebte Anverwandte durch den Tod entrissen werden, aber nie der Fall, da von ihnen gefordert wird, sie mit eigener Hand zu ermorden. Der Herr Verfasser sah sich also genötigt, sich einen Fall zu fingieren, in dem

[1]) Feddersen (Jak. Friedrich), ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Sein „Leben Jesu für Kinder" erschien 1775.

die Kinder auf eine dem Verhalten Abrahams ähnliche Art sich betragen könnten.

Zweitens konnte der Herr Verfasser nichts anführen, das die Pflicht einer gänzlichen Ergebung in Gottes Willen Kindern hätte annehmlich machen können. Denn daß dem Abraham zur Belohnung seines Gehorsams die Vollziehung des schweren Befehls erlassen wurde, war etwas, zu dem den Kindern gar keine Hoffnung konnte gemacht werden. Sonst hätte man ihnen versprechen müssen, daß, wenn sie das Absterben ihrer lieben Anverwandten großmütig ertragen würden, Gott ihnen dieselben in diesem Leben wiedergeben würde. Die Verheißung, die dem Abraham bei dieser Gelegenheit von Vergrößerung seiner Nachkommenschaft und dem aus derselben kommenden Messias gegeben wurde, war groß, — aber interessiert sie auch Kinder? Daher konnte der Herr Verfasser nichts sagen als: Gute Kinder! wenn, — denkt zufrieden: Herr, dein Wille geschehe![1])

Dies habe ich nicht gesagt, um die Art, wie der Herr Verfasser die biblische Geschichte behandelt hat, zu tadeln, sondern nur, um zu beweisen, daß, wenn die biblische Geschichte auch am besten behandelt wird, sie doch zur ersten Bildung junger Seelen sehr unbequem ist.

Noch weniger wollen mir die Fabeln gefallen. Die handelnden Personen, die darin aufgestellt werden, sind insgemein Tiere, denen Menschenverstand und Menschensprache beigelegt wird. Dieser einzige Umstand beweist schon, wie untauglich diese Art des Unterrichts für Kinder sei. Entweder das Kind glaubt, daß die Tiere wie Menschen denken und handeln, oder es glaubt es nicht. Im erstern Falle schwebt es in einem der gröbsten Irrtümer. Freilich ist kein Kind so einfältig, daß es diesen Irrtum lange hegen sollte. Wenn es nun aber weiß, daß die ganze Erzählung eine Erdichtung ist, wird nicht eben dadurch die angehängte Moral ihre Glaubenswürdigkeit verlieren? Mit Recht fragt daher Rousseau: Wie kann man sich so verblenden, daß man die Fabeln die Sittenlehre der Kinder nennt? und er bestätigt sein Urteil mit wichtigen Gründen. Emil. Bd. 2.*)

[1]) Es ist nicht schwer, den Irrtum in Salzmanns Beweisführung zu erkennen, wenn er daraus, daß die Kinder nicht in die Lage Abrahams kommen werden, den Schluß zieht, die Geschichte eigne sich nicht für Kinder. Der Weg, den Feddersen hier einschlägt, ist kein Umweg, sondern der rechte Weg.

*) Fabeln verursachen Kindern eine sehr angenehme Unterhaltung, und die Besorgnis, sie möchten dadurch verleitet werden, die Tiere und Bäume, die redend eingeführt werden, für vernünftige Wesen zu halten, ist ungegründet; daß sie aber dadurch sollten bewegt werden, die in die Fabel gelegte Lehre sich anzueignen und zu befolgen, bezweifle ich. Die Fabeln mögen also immer in den Händen der Kinder bleiben, wenn man dabei weiter keinen andern Zweck hat, als sie zu unterhalten und sie darin im Lesen zu üben. Hiervon überzeugt, habe ich auch in Conrad Kiefers A B C- und Lesebüchlein Fabeln aufgenommen und sie in Kupferstichen vorstellen lassen. Bedenklicher sind Feenmärchen. Je

Zwischen erwachsenen Menschen und Tieren stehen junge Leute mitten inne. Und wenn ich Lust zu spielen hätte, da könnte ich das „Medium tenuere beati“[1]) anführen, um den Wert der Geschichte junger Menschen zu empfehlen. Aber es sind weit wichtigere Gründe da, aus denen man den Vorzug derselben vor allen anderen Erzählungen zum ersten Unterrichte in der Religion begreifen kann. Wer ein Held werden will, sucht sich durch Heldengeschichte zu bilden. Wer ein guter Prediger werden will, macht sich mit der Geschichte musterhafter Prediger bekannt. Kann also wohl Kindern, die gut werden sollen, etwas Lehrreicheres als die Geschichte guter Kinder erzählt werden?*) In denselben kommen die nämlichen Vorurteile, Thorheiten und Übereilungen vor, zu denen sie sich selbst aufgelegt finden, die nämlichen Tugenden, die sie selbst in dem kleinen Kreise ihrer Gespielen ausüben können, die nämlichen Versuchungen, denen sie selbst ausgesetzt sind. Es braucht da keine weitere Erklärung, keine Anwendung, die Kinder fühlen gewiß selbst, was sie fühlen sollen, so wie ich es fühle, wenn ich die Geschichte eines aufgeklärten Predigers lese, der durch seine Weisheit, Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit seiner Gemeine Gefühl für Gott und das, was gut ist, beigebracht hat, und mich sehne ihm ähnlich zu werden.

Von einer solchen Erzählung fordere ich nun folgende Eigenschaften:

1. Müssen die kleinen handelnden Personen so urteilen und handeln, wie man wünscht, daß die Kinder urteilen und handeln sollen. Wenn ich z. E. des jüngern Robinsons Geschichte einer Versammlung von Kindern erzählen sollte, so würde ich bei der Gelegenheit, da er das Unbequeme des einsamen Standes fühlt, ihn also reden lassen: „Da sitze ich armer Mann und muß einsam meinen

---

mehr Anziehendes sie für Kinder haben, desto leichter werden sie dadurch gewöhnt, an das Wunderbare zu glauben und in ihren Verlegenheiten die Erscheinung einer Fee zu erwarten.

[1]) Die Glücklichen haben die Mitte eingehalten (die Mittelstraße ist die beste).

*) Die Kinder wollen aber auch Männer und Weiber werden, daher ist es zweckmäßig, in der zu ihrer Belehrung bestimmten Geschichte erwachsene Personen mit auftreten und handeln zu lassen; ja, es ist dieses notwendig, weil die Erwachsenen in die Geschichte der Kinder so genau verwebt sind, daß man sie nicht leicht davon trennen kann.[2])

---

[2]) Diese Anmerkung beweist, daß Salzmann durch die Praxis allmählich von seiner früheren Theorie, nach welcher Kinder nur für Kinder lebhaftes Interesse haben, und daß man daher Kindern, die gut werden sollen, nichts Besseres als die Geschichte von guten Kindern erzählen könne, etwas zurückgekommen ist. Das Richtige spricht das Wort Herbarts aus: „Der Knabe fühlt sich ungern klein, er möchte ein Mann sein. Der ganze Blick des wohlangelegten Knaben ist über sich gerichtet; und wenn er acht Jahre hat, geht seine Gesichtslinie über alle Kinderhistorien hinweg. Solche Männer nun, deren der Knabe einer werden möchte, stellt ihm dar.“ Pädagog. Schriften. Ausg. v. Willmann. Bd. V. S. 345.

Braten verzehren. Keinen Menschen habe ich, dem ich etwas davon anbieten, mit dem ich mich besprechen, dem ich mein Leid klagen, mit dem ich scherzen und mich freuen könnte. O wenn ich doch itzo nur einen, nur einen von meinen hamburgischen Gespielen bei mir hätte! wie vergnügt wollte ich mein Leben hinbringen! Gerne, ach gar zu gerne wollte ich alles Mögliche thun, um seine Liebe zu verdienen. Das beste Stück von meiner geringen Mahlzeit wollte ich allemal meinem lieben Freunde anbieten. Ich wollte ihn ausforschen, was er gerne hätte, und sobald ich es erfahren, wollte ich es ihm zu verschaffen suchen. Wenn ich ihn dann damit unvermutet überraschte und aus seinen Augen seine Freude lesen könnte, wenn er mich herzlich an seine Brust drückte, ach, was für Freude! was für ein herrliches Leben sollte das sein! Möchte er doch eigensinnig, zanksüchtig und unverträglich sein, ich wollte ihm so lange mit Gefälligkeit zusetzen, bis er mir gut würde und mir zuliebe diese Fehler ablegte."

Daß Erzählungen dieser Art große Wirkung auf das Herz der Kinder thun; daß eine Viertelstunde, solchen Erzählungen gewidmet, mehr bessert als eine lange Katechisation, weiß jeder, der davon Gebrauch machte, aus Erfahrung.

Jeder Mensch hat einen Trieb, das nachzuahmen, was er andere thun sieht. Dieser Trieb ist in eben dem Verhältnisse stark, in dem die Kraft, nach eigenen Grundsätzen zu handeln, schwach ist. Daher ist er immer bei solchen Menschen am stärksten, deren Fähigkeiten der Kindheit noch am nächsten sind, folglich bei Kindern am allerstärksten. Das Kind ahmet Ton der Stimme, Pronunziation, Miene, Stellung des Körpers, Spiele, Thorheiten, alles nach, was es an anderen sieht. Kaum zeigt sich bei angehendem Frühlinge ein Knabe mit dem Balle auf dem Spielplatze, so ruht die ganze Schule nicht, bis jeder seinen Ball, wenigstens ein Knauel hat, das einem Balle ähnlich sieht. Und das Kind, das so begierig alles nachahmet, was es an anderen wahrnimmt, sollte nicht auch Begierde haben, gute Handlungen, gesunde Urteile nachzuahmen?*)

Da ich ferner eine gute richtige Gesinnung vorzüglich in dem richtigen Urteile setze, das man von dem Werte der Dinge fällt, so fordere ich von einer Kindergeschichte

*) Dieses widerspricht keineswegs der Behauptung, die ich vorhin geäußert habe, daß man den Kindern Anleitung geben soll, selbst zu urteilen, und daß es fruchtlos sei, ihnen fremdes Urteil aufzudringen. Denn in solchen Erzählungen wird kein Urteil aufgedrungen, es wird auch nicht bloß geurteilt, sondern die Urteile werden auch mit Gründen unterstützt. Robinson sagt nicht bloß, er sei ein armer Mann, weil er einsam sei, er beweist es auch mit Gründen. Das Kind wird also gereizt, über diese Gründe nachzudenken und selbst urteilen zu lernen.

2. daß die handelnden Personen oft in solche Lagen kommen, wo der wahre Wert der Dinge recht fühlbar ist.

Ich mag meinem Zöglinge noch so oft vorpredigen, daß ein Glas frischen Wassers nach seinem inneren Gehalte mehr wert sei als ein Glas voll Gold, er glaubt es doch nicht. Er sagt es vielleicht aus Gefälligkeit gegen mich, aber er selbst sieht die Richtigkeit dieser Behauptung nicht ein. Wenn ich aber mit ihm an einem schwülen Sommertage ein hohes wüstes Gebirge erstiege, wenn er auf dem halben Wege lechzend niederfiele und seufzte: Wer doch nur ein Glas Wasser hätte! ich würfe ihm eine Handvoll Dukaten in den Schoß und spräche: Da labe dich! und er gäbe sie unwillig zurück und spräche: Mit alle dem lösche ich meinen Durst nicht; dann hätte er selbst nach seiner Empfindung geurteilt.

Diese Art des Unterrichts, da man Kindern durch eigene Empfindung den innern Gehalt jeder Sache und Handlung begreiflich macht, bleibt immer die beste. Sie ist aber mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft, als daß sie geradezu angepriesen werden könnte. Die Plätze z. B. in Deutschland sind nicht häufig, wo sich nicht ein Kind, wenn es etwa noch eine halbe Stunde seine Kräfte anstrengte, einen erquickenden Trunk verschaffen könnte.

Wenn man nun nicht erwarten kann, daß jeder Lehrer immer Gelegenheit habe, seine Schüler in die Lagen zu setzen, in welchen sie den wahren Wert der Dinge fühlen können, — nun da ist freilich das beste, daß man durch Erzählung andere in diese Lagen setzt und Kinder dadurch reizt, sich selbst in diese Lage hineinzudenken.

Der Wert der Rechtschaffenheit, der Einsicht, der Gesundheit, der Eltern, des Freundes, des Menschen, Gottes, den wahren Wert des Geldes, des Putzes, der sinnlichen Vergnügungen möchte ich besonders Kindern so früh als möglich gezeigt wissen.

Herr Rat Campe[1]) hat hierin viel geleistet. Er setzt z. E. seinen

[1]) Campe (Joach. Heinr.), geb. 1746, trat 1776 als Edukationsrat am Philanthropin ein und übernahm nach Basedows Rücktritt von der Direktion der Anstalt die Leitung. 1778 errichtete er in der Nähe von Hamburg eine eigene Erziehungsanstalt, trat dieselbe aber wegen seiner geschwächten Gesundheit im Jahre 1783 an seinen Mitarbeiter Trapp ab. 1787 erhielt er einen Ruf als Schulrat nach Braunschweig, um an der dort begonnenen Schulreform mitzuarbeiten. Er übernahm daselbst zugleich eine Buchhandlung, die sich vorzüglich durch den Verlag seiner eigenen Schriften zu einer der angesehensten in Deutschland emporschwang. Dieselbe übergab er später seinem Schwiegersohn Vieweg. 1805 legte er seine Stelle als Schulrat nieder und lebte nun nur noch seiner Familie und seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er starb im Jahre 1818. Campes Jugendschriften (37 Bde.) erfreuten sich lange Zeit großer Beliebtheit, sagen uns jetzt freilich mit ihren pedantischen Reflexionen und ihren nüchternen Größen (Sein Wort: „Das Verdienst desjenigen, der den Kartoffelbau bei uns eingeführt, oder dessen, der das Spinnrad erfunden hat, ist

Robinson in Lagen, wo er einen Goldklumpen, der 100000 Thaler wert ist, mit Füßen von sich stößt und sich dafür ein Stückchen Eisen wünscht, wo er den Wert des Brotes und Salzes schätzen lernt, wo er den Wert seiner Eltern fühlt, wo er bekennen muß, daß in der ganzen Welt nichts als Gott ihn retten könne.

Und welch herrliches Exempel ist in seiner Kinderbibliothek das eitle Mädchen, das in solche Umstände kommt, da es seine Eltern bitten muß, es ja mit der beschwerlichen Last des Putzes zu verschonen!

Ob es wohl gut sei, ganz vollkommene Kinder zu dichten und sie zu Mustern aufzustellen? Ich glaube nicht. Denn, wenn nun das Kind seine Schwäche fühlt, ihnen beizukommen, entsteht dadurch nicht Verdrossenheit? Und nicht nur diese, sondern auch noch etwas viel Schlimmeres — der Neid. Man versuche es und erzähle in Gegenwart einiger Personen die Geschichte einer Person, die mit ihnen von gleichem Stande ist und mit ihnen einerlei Feld bearbeitet! Man preise ihre großen Vorzüge! Was ist der Erfolg davon? Die Gesellschaft hält sich für beleidigt: sie wird, wenn die Erzählung einige Zeit dauert, erbittert und — fängt am Ende wohl gar an durch allerhand lieblose Urteile den Ruhm der gepriesenen Person zu schmälern.

Ich besorge also, daß, wenn man Kindern immer von gar zu vollkommenen Kindern erzählte, sie am Ende diesen kleinen Romanhelden gram werden und Unwillen auf sie werfen. Dieser Unwille würde nun freilich weit stärker werden, wenn man ihnen ein ihnen bekanntes Kind immer zum Muster vorstellte. Allein das wird man doch nicht verhindern können, daß sie gegen die Erzählung von vollkommenen, ihnen unbekannten Kindern nach und nach Abneigung bekommen. Und ist dieses, so ist alles verloren, so thut eine solche Erzählung beinahe eben die widrige Wirkung, die man von dem ewigen Befehlen, Tadeln, Drohen empfindet.

Ich verlange daher

3. daß die kleinen handelnden Personen sich bisweilen in ihren Handlungen und Urteilen verirren müssen.

Dies kann aber ebenfalls sehr traurige Folgen nach sich ziehen, besonders wenn die Verirrung groß und für eine dritte Person sehr beleidigend ist. Wenn das Kind von einem Buben hört, der den schwächeren niedergeworfen, geschlagen und sein Spielgeld abgenommen hat, oder der grausam genug war, einen Elenden zu verspotten, so muß notwendig das junge unschuldige Herz sich gegen denselben em-

größer, als das des Dichters der Ilias und Odyssee" charakterisiert diesen Geist) nicht mehr zu. Ferner sind zu nennen „Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens" (16 Bde.) und „Wörterbuch der deutschen Sprache" (5 Bde.), das freilich der strengen wissenschaftlichen Grundlage entbehrt.

pören. Und diese Empörung des Herzens gegen Personen, die man, wie sich selbst, lieben soll, wird gar leicht zur Fertigkeit und ist der allgemeinen Menschenliebe, dem auszeichnenden Merkmale der Bekenner Jesu, höchst nachteilig.

Um diesem Übel vorzubeugen, wäre es gut, wenn

4. die Verirrungen der Menschen niemals als hassens-, sondern immer als beklagenswürdig vorgestellt würden.

Diese Idee ist gar nicht falsch. Beklagen wir nicht den Wassersüchtigen? den Podagristen? Warum nicht auch den, der moralische Gebrechen hat? Sind denn etwa die letzern geringere Übel als die erstern?

Die letztern, wird man sagen, hat sich aber der Mensch selbst zuzuschreiben. Ist der zu beklagen, der sich selbst unglücklich macht?*)

Ich glaube allerdings. Wollten wir den ersten Quellen unserer physischen und moralischen Leiden nachspüren, so würden wir gewiß finden, daß wir zu den einen nicht weniger und nicht mehr als zu den andern beitrügen. Die Beschaffenheit des Blutes, der Nerven, der Nahrungsmittel, der Wohnung, der Luft, der Lebensart sind insgemein die Quellen der körperlichen Schmerzen. Haben die moralischen Übel nicht einen ähnlichen Ursprung? Organisation, Beschaffenheit des Blutes, Eltern, Lehrmeister, Umgang, Lektüre — wird dadurch nicht unsere Art zu denken und zu handeln bestimmt? Wenn man also strenge urteilen will, hat sich der Podagrist seine Leiden nicht ebenso gut beizumessen als der Geizige seine niedere Denkungsart? Ist also der Geizige weniger beklagenswürdig als der Podagrist?

Insgemein beurteilen wir aber die moralischen Fehler mehr nach ihren Wirkungen, die sie auf andere haben, als nach ihren Ursachen. Wir verabscheuen einen Mann, der, vom Geize geblendet, sein armes Weib einkerkert und ihr die unschuldigsten Ergötzlichkeiten versagt, um seinem Gelddurste keine Befriedigung zu entziehen. Warum nicht auch den Podagristen, der sein Weib an sein Gift ausatmendes Bette fesselt und das Geld, das zu unschuldigen Ergötzlichkeiten angewendet werden könnte, ausgiebt, um seine Schmerzen zu lindern?

Wie lieblos! sagt vielleicht ein Leser, der vom Podagra geplagt wird. Wenn ich auch meiner Familie so lästig werde, als ein anderer der seinigen durch seine moralischen Fehler, so bin ich doch mehr zu beklagen, denn ich bin an meinem Elende ganz unschuldig, ich habe es von meinem Vater geerbt.

In diesem Falle, geplagter Freund! bist du vorzüglich zu beklagen. Aber verdenken darfst du mir es auch nicht, wenn ich einen Menschen beklage, dem der Same zum Laster durch die Erzeugung

*) Oder vielmehr die Menschen selbst, die sich der Verirrung schuldig machten.

von einem lasterhaften Vater eingepflanzt, durch den täglichen Anblick der Niederträchtigkeit und durch thörichte Erziehung gepflegt und der Keim aus der Hülse entwickelt wird. Ihr würdet beide glücklicher sein, wenn ihr andere Väter gehabt hättet, warum soll ich euch beide nicht beklagen?

Diese Klagen kann man mir um so viel weniger verdenken, da selbst Jesus, vor dem die verborgensten Gänge des menschlichen Herzens offen lagen, mit Thränen das lasterhafte Jerusalem beklagte.

Um also die Verirrungen der menschlichen Seele aus ihrem rechten Gesichtspunkte zu zeigen, müßte man seine kleinen Zuhörer nicht bloß auf die Wirkungen, die sie auf andere haben, sondern vorzüglich mit mitleidigem Tone auf die Ursachen dieser Verirrungen aufmerksam machen.

Wenn ich z. E. den Geizigen in der Person eines gewissen Melchiors schildern sollte, so würde ich etwa folgendermaßen anfangen; „Der arme Melchior hatte das Unglück, daß er unter Leuten aufwuchs, die an nichts als am Gelde ihr Vergnügen fanden. Wenn sie einen recht glücklichen Menschen beschreiben wollten, so sagten sie: Er hat so und so viel Tausend einzunehmen. Wenn andern Kindern erlaubt wurde, im freien Felde sich Blumen zu pflücken und der Nachtigall zuzuhören, so zählten Melchiors Eltern ihm Geld vor und machten ihn auf die Schönheit der alten Thaler und Dukaten aufmerksam. Seine Sparbüchse wurde wöchentlich durchgezählt. Man lobte ihn, wenn er recht viel erspart, und machte ihm die bittersten Vorwürfe, wenn er etwas zu seinem Vergnügen oder zur Erquickung eines armen Kindes ausgegeben hatte. Vermutlich waren seine Eltern ebenso erzogen worden. Dadurch kam es mit dem armen Jungen so weit, daß er an der ganzen Welt keine Freude hatte. Der Himmel mochte noch so helle gestirnt sein, die Wiesen mochten noch so schön blühen, es rührte ihn nicht. Vielmal hätte er arme Leute erquicken können, aber weil er das Geld zu lieb hatte, so war er niemals imstande, sich dieses Vergnügen zu machen. Der arme Melchior! wie viele Freuden mußte er entbehren! Er fand an nichts Vergnügen als an seiner Sparbüchse. Wenn ihm nur diese einmal wäre gestohlen worden, — wie kläglich würde es um ihn ausgesehen haben!"

Unterdessen ist keine Thorheit so rasend, die nicht ihre Nachahmer findet. Giebt es doch Leute, die die Religion lästern, — und warum? Weil sie dieselbe von andern haben lästern hören.

Es könnte also gar wohl sein, daß die Vorstellung irrender Menschen die Kinder zur Nachahmung reizte.

Um auch dieses zu verhindern, wünschte ich, daß auch

5. die betrübten Folgen, die jede Verirrung für den Verirrten hat, gezeigt würden.

Auch in Ansehung dieses Punktes ist große Behutsamkeit nötig.

Bei einer jeden Verirrung kann ich mir dreierlei betrübte Folgen denken: ungewöhnliche, gewöhnliche und notwendige.

Die erstern rühren von gewissen besondern Nebenumständen her, die mit der Verirrung wie von ohngefähr zusammen treffen. So stößt bisweilen der Wanderer, der durch ein Irrlicht sich von dem rechten Wege ablocken ließ, auf einen Morast, wo er versinkt, oder auf eine Räuberbande oder auf eine Herde Wölfe, denen er zur Beute wird.

Die zweite Art wird durch Umstände veranlaßt, die gemeiniglich mit der Verirrung pflegen verbunden zu sein. So entsteht bei dem Wanderer, sobald er merkt, daß er auf dem unrechten Wege gehe, insgemein die Vorstellung von naher Gefahr, von den Schwierigkeiten, den rechten Weg wieder finden zu können, und diese Vorstellung erzeugt Furcht und Beängstigung.

Die dritte Art entspringt aus der Natur der Verirrung selbst. So hat der Wanderer, der sich von dem geraden Wege verliert, allemal den Verdruß, daß er später das Ziel seiner Reise erreicht.

Auf welche Art von Folgen moralischer Verirrungen sollen nun Kinder wohl aufmerksam gemacht werden?

Die erstere Art macht ohne Zweifel den stärksten Eindruck, eben deswegen, weil sie etwas Ungewöhnliches ist. Wenn ich z. E. Kindern ein Geschichtchen von einem verirrten Wanderer erzählen wollte und käme auf eine Stelle, die also lautete: „Da er nun in dem Walde ängstlich umher tappte, pfi! da pfiff etwas, und gleich kamen zwei lange Kerls aus dem Gebüsche gesprungen;“ so würden sie auf einmal wie versteinert da sitzen, die Augen würden starr mich ansehen, und die Mäuler offen stehen, als wenn sie jedes Wort wegschnappen wollten. Aber solche heftige Eindrücke können eben ihrer Heftigkeit wegen nicht lange dauern. Wenn nun das Kind von der Betäubung sich wieder erholt und hie und da Leute irre gehen sieht, ohne daß ihnen jene schrecklichen Übel zustießen, kann es nicht auf die Wahrheit der Grundsätze, die man ihnen vortrug, leicht mißtrauisch werden?

Ob ich daher es gleich für gut halte, daß man bisweilen den Kindern die ungewöhnlichen Folgen der menschlichen Verirrungen mit lebendigen Farben vormale, so muß man sie doch hauptsächlich auf die gewöhnlicheren und notwendigen aufmerksam machen. Wenn sie alsdann dieselben an den Exempeln der Verirrten bemerken, oft an sich selbst empfinden, so müssen sie notwendig von der Wahrheit durch Gefühl und Erfahrung immer mehrere Überzeugung bekommen.*)

Wenn ich z. E. fortfahren sollte, die betrübten Folgen des Geizes

*) Schon die lebhafte Darstellung von der Natur der Tugend und der Abweichung von derselben wird, ohne Rücksicht auf die Folgen, auf das Kind starken Eindruck machen, der ohne Zweifel aber durch die damit verknüpften unzertrennlichen Folgen verstärkt wird.

in der Geschichte des kleinen Melchiors zu erzählen, so würde ich mich ohngefähr so ausdrücken: „Die Folgen von diesem Irrtume waren für den armen Knaben sehr betrübt. Er brachte sich nach und nach um alle Freude, die gute Kinder zu genießen pflegen. Wenn er einen seiner Gespielen auf sein Haus los kommen sah, anstatt daß er ihm hätte entgegen laufen und ihn mit offenen Armen empfangen sollen, so versteckte er sich ängstlich und ließ vorwenden, er sei ausgegangen. Denn da besorgte er schon, er müsse aus seiner Sparbüchse einen kleinen Aufwand zu seiner Bewirtung machen. Wurde er von andern zu einem Spiele eingeladen und verlor etwa ein paar Nüsse, da hätte man sehen sollen, wie er sich gebärdete! wie er zankte! Dadurch verlor er nach und nach alle seine Freunde. Bedenkt es, Kinder, was das für ein armer Knabe sein mußte, alle seine Freunde verlor er. Wenn er eine kleine Freude hatte, so war niemand da, der sich mit ihm gefreut hätte, und wenn er unglücklich war, so war niemand da, der ihn bedauerte. Ist's nicht wahr, ihr Kinder, es ist euch eine Freude, wenn ihr an Gott denkt und ihm für seine Wohlthaten danket? Auch diese Freude konnte der arme Knabe nicht haben. Da er wohl wußte, wie unrecht es sei, daß er so vielmal arme Leute ohne Erquickung habe von sich gehen lassen, daher traute er sich nicht, vor Gott zu treten. Auch an der schönen Natur verlor sich die Freude immer mehr. Er bekam davon wenig zu sehen, denn er wagte es nicht, sich einige Schritte vom Thore zu entfernen, aus Furcht, sein Geld möchte in seiner Abwesenheit entwendet werden. Und wenn er ja ausging —, ja da hatte er die Gedanken in seiner Sparbüchse. Oft flog vor ihm der bunte Schmetterling auf — Melchior sah ihn nicht. Die Nachtigall schien sich Mühe zu geben, seine Aufmerksamkeit zu erregen, sie flog ihm immer näher, sie sang so schön, daß ihr Kinder mit Freuden würdet zugehört haben, aber er hörte sie nicht. Er ging oft über Gegenden, wo Veilchen wie Sand zu finden waren, pflückte kein einziges und dachte immer: Wenn ich doch itzo einen halben Gulden fände! Denn immer waren seine Gedanken beim Gelde, wie konnte er denn das Schöne bemerken, das um ihn blühte und lebte!

Soviel mußte das arme Kind den Tag über seines Geizes wegen ausstehen. Die Nächte waren für ihn eben nicht vergnügter. Habt ihr nicht einmal den Schlaf eines kranken Kindes gesehen? wirklich? Da habt ihr auch wohl bemerkt, daß sein Gesicht verzerrt ist, daß es sich ängstlich umher wirft und mit den Händen auf die Decke kratzt? Nun so ängstlich war Melchiors Schlaf auch. Immer träumte er vom Gelde; bald wollte er Schätze heben und bemühete sich die Steine wegzuwälzen, die darauf lagen; bald wollte es in seinem Hause brennen; bald brachen Diebe ein. Daher genoß er nie einen recht süßen Schlaf. Immer warf er sich umher, runzelte die Stirne, knirschte mit den

Zähnen. Oft ächzte er in seinem Schlafe ängstlich oder schrie wohl gar auf.*)

Doch alles dieses Elend war noch nichts gegen das, was ihm an einem gewissen Morgen begegnete. Da sprang er aus dem Bette. Ehe er noch an Gott dachte, lief er nach der Sparbüchse —. Daß Gott erbarm! rief er einmal über das anderemal, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und brüllte so laut, daß seine Eltern dadurch herbeigezogen wurden. Was giebt's denn? fragten sie, aber sie konnten weiter nichts herausbringen, als: ach! ach! meine — ach meine Spar — meine Sparbüchse! meine Sparbüchse! Die war weg, vermutlich durch Diebe entwendet worden. Stellt euch das Elend vor, in dem sich dieses Kind befinden mußte. Die kleinen silbernen Männerchen und Rößchen, die er in der Sparbüchse hatte, waren zeither seine einzige Gesellschaft und Augenweide gewesen, um derenwillen er das Vergnügen der Gesellschaft und der Natur vermißt hatte, und die waren nun hin. Nun hatte er gar nichts mehr, das ihm Freude gemacht hätte."

Die Einrichtung der menschlichen Natur, die Erfahrung und die Schrift lehren ferner unwidersprechlich, daß jeder Mensch zum Leiden bestimmt sei. Da ich nun zur guten Gesinnung erfordere, daß man von allen Sachen, die auf uns eine besondere Beziehung haben, richtig urteile, so wünschte ich auch, daß in einer Erzählung für Kinder vorzüglich

6. die menschlichen Leiden nach ihrer wahren Natur gezeiget würden.

Nach ihrem Urheber, den Empfindungen, die sie uns verursachen, und ihren Folgen.

Wenn von dem Urheber der menschlichen Leiden geredet wird, so versteht es sich von selbst, daß man sagen muß, daß ohne Gottes Willen und Zulassen uns nichts in der Welt treffen könne. Aber geradezu alle Leiden gleichsam als unmittelbare Wirkungen Gottes vorzustellen, halte ich für sehr unweislich. Von den mehresten Leiden, die den Menschen treffen, ist er doch selbst die erste Ursache. Davon kann sich jeder überzeugen, der Stärke genug hat, ohne alle Parteilichkeit den ersten Quellen seiner Schmerzen und Kümmernisse nachzuspüren. Ist es also nicht besser, Kindern beizeiten die Wahrheit in Exempeln zu lehren? Könnten sie nicht leicht Unwillen gegen Gott fassen, wenn man ihnen diesen guten Vater immer als die unmittelbare Ursache ihrer Schmerzen und Widerwärtigkeiten vorstellte?

Auch in Ansehung der Empfindungen, die die Leiden verursachen, könnte sehr viel Lehrreiches gesagt und an den Exempeln leidender Personen gezeigt werden, daß die Empfindung nämlich mehrenteils sehr schwach sei, aber durch unsere Einbildungskraft vergrößert werde.

*) Dies Gemälde scheint mir jetzt Karikatur zu sein.

Und was die Folgen der Leiden anbetrifft, so können sie ebenfalls wie die Folgen der menschlichen Verirrungen eingeteilt und bei Erzählung derselben die nämliche Vorsicht beobachtet werden. Denn wenn man dem menschlichen Leiden immer ungewöhnliche Folgen beilegt, wie z. E. in Josephs Geschichte, so erzeugt man bei dem Kinde einen Hang, bei jeder etwas empfindlichen Widerwärtigkeit etwas Außerordentliches zu erwarten. Und wenn nun dieses nicht erfolgt, ist nicht das Mißtrauen gegen die Wahrheit da?

Besser ist es also, die Kinder auf die gewöhnlichen Folgen der menschlichen Leiden aufmerksam zu machen. Und sind diese nicht wichtig genug? Übung im Gebete; Stärke, die Widerwärtigkeiten dieses Lebens zu ertragen; Weisheit, Geschicklichkeit, andern Leidenden zu raten, sind dies Kleinigkeiten? Kann man den großen Wert dieser Talente nicht selbst Kindern fühlbar machen?

Hauptsächlich muß man aber Kinder durch Exempel begreiflich zu machen suchen, daß es bei dem Leiden nicht sowohl auf die Art und Größe des Leidens, als vielmehr auf das gute Verhalten des Leidenden ankomme, wenn er diese edlen Früchte, die jedes Leiden nach Gottes Absicht tragen soll, genießen will.

Es kann einerlei Begebenheit von zehn Personen erzählt werden, so daß jede die Wahrheit sagt, und doch jede sie anders erzählt, und folglich die Erzählung eines jeden einen andern Eindruck auf die Zuhörer macht. Wenn wir also mit unsern Erzählungen in dem Herzen unserer Kleinen die möglichst guten Wirkungen hervorbringen wollen, so müssen wir uns nicht bloß darum bekümmern, was, sondern auch, wie wir es erzählen wollen.

Wem die Natur das große Talent, Kinder durch Erzählungen zu unterrichten, verliehen hat, der bedarf keiner Regeln. Übung und das Lesen guter Muster sind ihm hinlängliche Mittel, dieses Talent immer vollkommener zu machen. Allein da der Schöpfer der Natur mit Austeilung seiner Gaben so weislich verfährt, daß er keinem Menschen alles giebt, damit niemand Leib, sondern jedermann Glied am Leibe sein möge, so muß notwendig dieses Talent vielen fehlen. Um dieser willen setze ich einige Anmerkungen her. Vielleicht sind sie durch Überdenkung und Beobachtung derselben imstande, wenigstens einigermaßen das zu ersetzen, was ihnen die Natur versagt hat.

Für Kinder erzählen, ist eine ganz andere Sache, als für Erwachsene erzählen. Diese haben bereits einen Vorrat von Ideen gesammelt. Man braucht ihnen also bei der Erzählung nur wenig Töne zu sagen, so bringt ihre Seele bald alle die Ideen hervor, die dadurch bezeichnet werden, bildet sie aus und verbindet sie untereinander. Die Kinderseele ist hingegen noch arm an Ideen. Tausend und noch tausend Töne kann man ihnen vorsagen, für die sie in ihrer kleinen

Sammlung noch keine Idee vorrätig haben, bei denen sie sich also gar nichts oder, welches noch wahrscheinlicher und noch schlimmer ist, etwas ganz anderes denken, als sie denken sollen. Wer dies nicht bedenkt und bei seinen Erzählungen darauf nicht Rücksicht nimmt, wird leicht ein Prediger des Irrtums, indem er Wahrheit vorträgt.

Wenn man also dieser unangenehmen Wirkung vorbeugen will, so muß man seinen Vortrag immer so einzurichten suchen, daß er nicht sowohl auf Wiederhervorbringung bereits vorrätiger, sondern immer auf Einpflanzung neuer Ideen abziele. Man muß also jeden Ton, von dem man vermuten kann, daß er unsern Kleinen noch unverständlich sei, durch Erklärung, Umschreibung und Vergleichung mit anderen Tönen, die ihnen bekannter sind, so faßlich zu machen suchen, daß dadurch die ihm entsprechende Idee in des Kindes Seele entstehe.

Ich habe z. E. itzo ein Zeitungsblatt vor mir liegen, in dem versichert wird, Admiral Rodney[1]) habe Gibraltar entsetzt; wenn ich dies einem Manne, der einige Kenntnis von der Geographie und der neuern Geschichte besitzt, sage, so habe ich ihm genug gesagt. Seine Seele besitzt bereits alle Ideen, die durch diese Töne bezeichnet werden. Er hat die Idee von Gibraltar und seinem Verhältnisse gegen Spanien und England, vom Admirale und vom Entsetzen. Meine Erzählung war ihm nur ein Wink, diese Ideen aus ihrem Verhältnisse hervor zu suchen und mit einander zu verbinden.

Kaum sagte ich diesen Satz, so bildete ihm seine Seele die ganze Entsetzung ab. Er sah einen beherzten Seefahrer in Begleitung einiger tausend Wagehälse auf einer Anzahl Schiffen durch die spanische See schwimmen, die spanische Flotte verjagen, in der Straße von Gibraltar ankommen und die bedrängte Besatzung mit Mund- und Kriegsbedürfnissen versorgen.

Man sage aber eben dieses einem Kinde von sechs bis acht Jahren, und es denkt sich dabei ebensoviel, als wenn man dem Landmanne vom Verhältnisse des Triangels a b c zu dem Triangel d e f erzählt, gar nichts oder etwas ganz Falsches. Die Idee vom Admiral, Gibraltar, Entsetzen, alles fehlt ihm noch.

Wenn ich daher diese Begebenheit einem solchen Kinde erzählen sollte, so würde ich ohngefähr so anfangen müssen:

„Die Spanier und Engländer sind miteinander uneins geworden. Wo sie einander antreffen, da hauen und schießen sie aufeinander. Nun haben die Engländer eine Stadt in Spanien, die heißt Gibraltar, die liegt an einem großen Wasser, das heißt das Meer. Aus dieser Stadt wollte nun der König in Spanien die Engländer jagen. Er ließ also

[1]) Rodney (Georges Brydges), gest. 1792, berühmter britischer Seeheld, der 1780 das bedrängte Gibraltar mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versah.

viele tausend Soldaten zusammenkommen, die mußten Flinten und Kanonen nehmen, um die Stadt herum treten und hineinschießen. Er befahl ihnen, alle Leute fortzujagen, die Brot oder Fleisch oder andere Nahrungsmittel in die Stadt führen wollten, damit die Engländer hungern und vor Hunger aus der Stadt weichen sollten. Aber die Engländer hungerten doch nicht. Es kamen immer Leute, die ihnen auf Kähnen und noch weit größeren Fahrzeugen, die man Schiffe nennt, alles zuführten, was sie nötig hatten. Das will ich euch, dachte der König in Spanien, bald verbieten. Er ließ also Kähne so groß wie unsere Kirchen bauen, ließ große Balken darauf setzen und große Tücher daran binden, damit der Wind drein blasen und diese Kähne, die man Schiffe nennt, forttreiben möchte. Auf die Schiffe ließ er Kanonen, Pulver und Kugeln bringen, ließ Soldaten darauf setzen und befahl ihnen, daß sie alle Schiffe entzwei schießen sollten, auf denen man den Engländern etwas zuführen wollte. Da war nun Gibraltar um und um mit Spaniern umgeben, die immer hineinschossen und nicht einen Bissen Brot hinein ließen. Halt! dachten die Spanier, ihr Engländer, wir wollen euch bald dran kriegen. Entweder ihr sollt verhungern oder aus der Stadt ziehen.

Das Blättchen hat sich aber auf einmal gewendet. Der König in England hörte, daß seine guten Soldaten in Gibraltar Not leiden mußten. Er ließ also gleich etliche Schiffe mit Mehl, Fleisch, Wein, Branntwein und anderen Lebensmitteln, mit Pulver, Kugeln, Kanonen und anderen Dingen, mit denen man sich wehren kann, bepacken, ließ Soldaten hineinsteigen und befahl einem Manne, der Rodney heißt und der die Kunst versteht, die Schiffe zu regieren, sie zerschießen und wegnehmen zu lassen, daß er damit nach Gibraltar fahren sollte. Dies that nun der brave Mann. Da ihn die Spanier sahen, lenkten sie ihre Schiffe nach den seinigen zu und wollten sie entzwei schießen. Rodneys Soldaten waren aber auch nicht faul. Sie feuerten so schrecklich auf die Spanier, daß vielen Arme und Beine entzwei und in die Schiffe Löcher geschossen wurden. Dies trieben sie so lange fort, daß die Spanier endlich vor Angst mit ihren Schiffen davon schwammen und einige Schiffe, die sie nicht mit fortbringen konnten, den Engländern überlassen mußten. Nun waren die Spanier weg. Nun fuhren die Engländer ruhig nach Gibraltar und brachten ihren guten Kameraden alles, was in England auf ihre Schiffe war gepackt worden."

Dies wäre also der Satz: Admiral Rodney hat Gibraltar entsetzt, in Kindersprache übersetzt. Man kann aus diesem Exempel sehen, daß es wirklich so leicht nicht sei, als man insgemein glaubt, Kinder durch Erzählung zu unterrichten, und daß, wenn es so mühsam ist, sich mit ihnen von irdischen Dingen zu unterreden, es noch weit schwerer sein müsse, ihnen himmlische Dinge vorzutragen. Es hat mir

wirklich einiges Nachdenken gekostet, diese kleine Übersetzung zu verfertigen. Und doch bin ich nicht gut dafür, daß sie jedes Kind durchgängig verstehe; doch wäre es möglich, daß manches bei den Spaniern sich etwas ganz Falsches dächte, und ihm bei den Engländern Pferde mit abgestutzten Schwänzen einfielen.

Abstrakte Begriffe erwirbt man sich, indem man die Ideen, die man durch Empfindungen gesammelt hat, untereinander vergleicht und sich die Eigenschaften, in Ansehung derer sie miteinander übereinkommen, besonders denkt. Hierzu wird ein geübter Verstand erfordert, den man bei dem Menschen in der ersten Periode seines Lebens nicht suchen darf, indem in diesen Jahren dieses Vermögen noch in seiner ersten Entwickelung ist. Man kann also sicher vermuten, daß bei Kindern der Vorrat von abstrakten Begriffen vorzüglich klein sei. Dies setzt uns in die Notwendigkeit, bei unseren Erzählungen für Kinder Töne, die abstrakte Begriffe bezeichnen, entweder ganz zu vermeiden und an ihre Statt eine faßliche Umschreibung oder einige Dinge zu setzen, von denen der Begriff abgezogen wurde, oder, wenn man sie ja brauchen will, die Umschreibung oder die Dinge, von denen sie abgezogen wurden, beizufügen. So setzte ich z. E. anstatt eines Offiziers von der Marine einen Mann, der die Kunst versteht, Schiffe zu regieren, sie zerschießen und wegnehmen zu lassen, und anstatt Ammunition Pulver, Kugeln, Kanonen und andere Dinge, mit denen man sich wehren kann.

Da wir, wie bekannt, alle unsere Ideen durch die Sinne bekommen, so müssen wir auch Kindern die Dinge, von denen wir ihnen Ideen beibringen wollen, so sinnlich als möglich zu machen suchen.

Dies kann auf eine doppelte Art geschehen. Entweder indem wir ihnen die Dinge selbst empfinden lassen oder sie mit denen, die sie ehedem empfunden haben, in Vergleichung stellen.

In den wenigsten Fällen sind wir imstande, die Sachen selbst, von denen wir reden, den Empfindungswerkzeugen der Kinder nahe zu bringen. Sobald wir mit unseren Erzählungen in eine entfernte Gegend kommen, stoßen wir auf hundert Gegenstände, die wir nicht vorzeigen können. Wie können wir Kindern auf unserm Lehrstuhle Gibraltar zeigen?

Aber doch können wir ihnen von mehreren Sachen das Bild empfinden lassen. Wenn in unserer Erzählung die Rede auf Gibraltar oder sonst etwas Ausländisches käme, und wir könnten die Sache in einem guten Kupferstiche vorzeigen, würde das Kind dadurch nicht eine ziemlich deutliche Idee davon bekommen?

Vieles können wir auch in der Geschwindigkeit selbst nachmachen. Dahin gehören vorzüglich die menschlichen Gemütsbewegungen, Reden und Handlungen — Dinge, die immer der Hauptgegenstand moralischer Erzählungen sind.

Man fordert von einem guten Recitative, daß die Musik, die es begleitet, den Affekt des Recitierenden ausdrücke. Auf diese Art werden seine Empfindungen der Seele des Zuhörers mitgeteilt. Dies fordere ich auch von einer Erzählung, die Kinder unterrichten soll. Der Erzählende, wenn er andere redend einführt, muß sich völlig in ihren Affekt zu versetzen und denselben durch Ton und Miene auszudrücken suchen. Wenn ich z. E. erzählte, daß der kleine Wilhelm Karln aus Versehen mit einem Steine geworfen hätte, daß dieser unwillig aufgefahren wäre und gesagt hätte: Was soll denn das sein? und dieser wehmütig gebeten hätte: Ach, liebes Brüderchen! ich? dich geworfen? wohin? ich habe dir doch nicht Schaden gethan? vergieb! vergieb es mir! Ich habe es nicht gern gethan, — so müßte ich im erstern Falle den Ton und die Stimme des Aufgebrachten und im letztern Ton und Stimme des bis zur Wehmut Gerührten nachahmen. Auf diese Art würde mich das Kind gewiß besser verstehen, als wenn ich ganz kalt sagte: Karl fragte zornig, Wilhelm antwortete wehmütig. Und weil jeder rechtschaffene Erzähler wünscht, daß die Zuhörer von den Begebenheiten, die er vorträgt, mit ihm gleich urteilen sollen, so muß auch sein Ton und Miene ausdrücken, ob ihm die erzählten Begebenheiten angenehm oder mißfällig sind. Dies hilft meines Erachtens weit mehr, als wenn man einmal über das andere sagt: Das war schön, das war häßlich.

Auch die Reden anderer müssen nachgeahmt werden. Es ist nicht genug, daß man sie erzählungsweise anführt, sondern man muß gleich die Rolle des Redenden annehmen und in seinem Namen so sprechen, wie man glaubt, daß er würde gesprochen haben. So sagt Christus in der schönen Parabel vom verlornen Sohn nicht erzählungsweise: Er entschloß sich, zu seinem Vater zu gehen, der so vielen Tagelöhnern Brot gab, und ihm sein Vergehen abzubitten, sondern er führt den Unglücklichen redend ein — „Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße, mache mich als einen deiner Tagelöhner!“ Wer von diesem Vorteile guten Gebrauch zu machen weiß, der hat eine vorzügliche Herrschaft über die Herzen seiner Zuhörer. Sie glauben die Personen, die vorgestellt werden, selbst zu sehen, selbst zu hören; sie nehmen an ihren Schicksalen den lebhaftesten Anteil. Deswegen sind wir ebenso gern mit solchen Personen in Gesellschaft, die, indem sie erzählen, immer andere redend einführen.

Da wir endlich nicht erwarten können, daß das Kind, das uns zuhört, von allen menschlichen Handlungen, deren in der Erzählung Erwähnung geschieht, deutliche Begriffe hat, so ist es auch gut, wenn

man diese nachahmt, insoweit sie nachgeahmt werden können. Daß es unmöglich ist, alle Handlungen nach ihrem ganzen Umfange vorzustellen, versteht sich von selbst. Denn man kommt ja in der Erzählung auch auf totschießen und totstechen zu reden. Man kann aber doch bei der Erzählung seinem Körper diejenige Lage und seinen Gliedern diejenige Bewegung geben, in der sich die Person befunden hat, da sie die Handlung beging, von welcher eben die Rede ist.

Aber freilich ist es unmöglich, den Kindern alles, wovon man erzählt, empfinden zu lassen. Denn wenn auch wirklich alles, was das Universum in sich begreift, in guten Kupferstichen vorgestellt wäre, wie kostbar fiele es, dieselben zu sammeln. Und wie verdächtig müßte ein Unterricht sein, der mit so schweren Kosten verknüpft ist. In diesem Falle kann man sich damit helfen, daß man die dem Kinde noch unbekannten Dinge, die man in der Erzählung anführt, mit anderen, die das Kind bereits empfunden hat, vergleicht und ihm zeigt, inwiefern sie denselben ähnlich oder unähnlich sind. So nennete ich in vorstehender Erzählung ein Schiff einen Kahn, so groß wie die Kirche, auf dem große Balken mit großen Tüchern befestigt sind, — freilich eine erbärmliche Definition, wenn sie nach logischen Regeln geprüft wird. Aber das Kind hat doch einen Kahn, eine Kirche, einen Balken, ein Tuch gesehen, es kann sich also dies bald zusammensetzen und sich ein Ding denken, das gewiß einem Schiffe weit ähnlicher sieht, als das Bild, das bei dem bloßen Tone Schiff die Seele würde vorgebracht haben.

Die Wahrheiten, die ich Kindern durch Erzählung beigebracht wissen möchte, können in zweierlei Kleidung sich zeigen. Entweder in vielerlei kurzen Geschichten oder in einer etwas langen Erzählung. Welches von beiden hat wohl den Vorzug?

Diese Frage ist ebenso schwer zu beantworten als diese: Hat das Winter- oder Sommerkleid den Vorzug? Beide haben ihre guten Eigenschaften; und man thut wohl, wenn man sich sowohl ein Sommer- als Winterkleid zulegt, um bald von diesem, bald von jenem, nachdem es Zeit und Umstände erfordern, Gebrauch zu machen.

Ein Vorrat von kurzen Erzählungen, in welchen alle Wahrheiten, die Kindern zu wissen nötig sind, fühlbar gemacht werden, hat den Vorzug, daß man davon sich immer wählen kann, was nach den besonderen Umständen der Kinder nötig ist. Ich bemerke z. E. bei Kindern bald Spielsucht, bald Eigensinn, bald einen anderen Fehler. Ich thue aber, wie wenn ich ihn nicht bemerkte. Ich warte lieber die Stunde ab, die sie von mir Erzählung erwarten, und dann erzähle ich ihnen ein Geschichtchen, in dem ihnen entweder die betrübten Folgen ihres Fehlers oder, welches noch besser ist, der Wert der entgegengesetzten Tugend anschaulich gemacht wird. Eine solche Sammlung könnte,

geistlicherweise, die Stelle eines Hausapothekchens vertreten, in dem wider alle mögliche Verirrungen, denen der menschliche Geist ausgesetzt ist, Gegenmittel zu finden sind.

Die ausführliche Erzählung hingegen hat diesen Vorzug, daß man die Kinder in beständiger Neugierde erhält. Wenn man besonders, wie Herr Campe zu thun pflegt, bei solchen Stellen abbricht, wo das Kind recht sehnlich nach der Entwickelung schmachtet, so wird dadurch gleichsam ein Durst nach der Wahrheit erhalten, das Kind bittet, treibt mit liebenswürdigem Ungestüm, ihn zu löschen; wie süß ist die Löschung! wie weit thut sich das Herz auf, wenn es schmeckt, wornach es vierundzwanzig Stunden dürstete!

Deswegen wünsche ich, daß man doch einmal aus den vielen Erzählungen, mit denen der gute Gott unser Jahrhundert gesegnet hat, besonders aus den Campischen, Weißischen[1]), v. Rochowschen[2]) und — (wenn nicht etwa die Eigenliebe mich verleitet, sie hinzusetzen,) aus den Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, einen guten Auszug machte, in dem die Erzählungen in eine bestimmte Ordnung gestellt und unter gewisse Kapitel gebracht würden, so, daß jeder Lehrer mit leichter Mühe ein Geschichtchen zur Beförderung der Eltern-, Menschen- und Gottesliebe, der Geduld, zur Steuerung des Eigensinnes, der Trägheit u. dgl., so oft er es nötig hätte, finden könnte.*)

Ferner wünsche ich, daß wir doch mit mehreren Erzählungen versehen würden, in welchen der wahre innere Gehalt der Dinge, die auf Kinder Beziehung haben, fühlbar gemacht wäre. Mehrere, sage ich, wünsche ich. Denn so wie der Körper täglich Nahrung bedarf, wenn er seine Munterkeit behalten soll, so muß auch dem Kinde täglich etwas erzählt werden, wenn man seiner Seele Gesundheit erhalten will. Und hierzu ist eine Erzählung meines Erachtens nicht hinläng-

---

[1]) Weiße (Christian Felix), geb. 1728, gest. 1804, Dichter und Jugendschriftsteller. 1761 wurde er Obersteuersekretär in Leipzig. 1774 gab er seine theatralischen Arbeiten ganz auf und beschäftigte sich fast nur mit seinen Schriften für die Jugend, von denen sein „Kinderfreund" (24 Bde.) und sein „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" zu nennen sind.

[2]) Von Rochow (Friedr. Eberh.), geb. 1734, gest. 1805, der, nachdem er kriegsuntüchtig geworden war, den Soldatenstand mit dem eines „Lehrers des Volkes" vertauschte und nun durch seine schriftstellerischen Arbeiten („Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute, oder Unterricht für Lehrer in niederen Landschulen", „Instruktion für die Landschulmeister", „Kinderfreund", „Geschichte meiner Schulen") und durch seine Musterschule zu Rekahn, die viele Besucher anzog, sich den Namen eines Pestalozzi der Mark erworben hat und der Vater der neueren Dorfschule genannt werden kann.

*) Diesem Bedürfnisse glaube ich einigermaßen durch den andern Teil meines moralischen Elementarbuchs abgeholfen zu haben. Anmerkung der zweiten Auflage.

lich. Denn wenn dieselbe alle Tage die Kinder nähren soll, so muß man sie oft wiederholen — und dies verursacht Überdruß.*)

Dies scheint mir auch eine Ursache zu sein, warum die Kinder, die so gierig jedes Märchen auffangen, gemeiniglich gähnen, wenn man eine biblische Geschichte erzählen will. Sie ist ihnen schon zu bekannt. Sie haben sie buchstabiert, gelesen, von der Kanzel, bei der Katechisation gehört.

Was die Zeit anbetrifft, die solchen Erzählungen zu widmen ist, so kann ich nach meiner Überzeugung und nach meinen angestellten Erfahrungen nicht anders als behaupten, daß sie sehr kurz sein muß, und daß diejenigen, die zuerst stundenlange Katechisationen eingeführt haben, so groß auch ihre Bekanntschaft mit dem Systeme, den morgenländischen Sprachen und der Kirchengeschichte gewesen sein mag, die Natur der menschlichen und besonders der jungen menschlichen Seele gar nicht gekannt haben. Diese ist viel zu flüchtig, als daß sie stundenlang ihre Aufmerksamkeit auf einen einzigen Gegenstand heften könnte. Sie wird bald ermüdet, und jede Ermüdung erzeugt nach und nach Abneigung gegen die ermüdende Sache. Ich dächte, ein Viertelstündchen, das man täglich solchen Erzählungen widmete, wäre hinlänglich, das Herz der Kinder zu bilden. Sie würden auf diese Art nicht überladen, sondern blieben fein bei Appetite.**)

Wer Ordnung liebt und mit Geschäften überladen ist, der kann freilich nicht anders als täglich einen gewissen Zeitpunkt diesem Geschäfte widmen. Es erlauben unsere Umstände es äußerst selten, mit der Erzählung so lange zu warten, bis unsere Kleinen zur Anhörung derselben besonders aufgelegt sind. Daß man aber ja niemanden zwinge, sie anzuhören, daß man ja niemanden es verweise, wenn er sie nicht anhören will. Denn sonst bekommt die Anhörung das Ansehen eines Frondienstes. Und wie verhaßt ist dieser! Man suche vielmehr der Erlaubnis, die Erzählung anhören zu dürfen, das Ansehen einer Belohnung zu geben; man stelle sie einige Tage ein, wenn man merkt, daß die Kinder sie nicht aufmerksam hören, so lange, bis sie um die Fortsetzung recht herzlich bitten. Man erhalte diejenigen, die sich zuvor schlecht verhalten haben, nach dem mindern oder größern Grade ihrer Vergehung, in einer mäßigen oder gänzlichen Entfernung. Dies muß, wenn ich nicht ganz irre, die Begierde immer mehr reizen.***)

*) Einen Beitrag hierzu glaube ich mit dem ersten Teile des moralischen Elementarbuchs gegeben zu haben.

**) Hierbei habe ich mir wiederum Kinder von sechs bis acht Jahren gedacht. Größere Kinder müssen sich schon gewöhnen, an einer längeren Unterredung über religiöse Gegenstände teilzunehmen.

***) Dieser Vorschlag kann nur in Familien angewendet werden. In Schulen hat die Ausführung ihre Schwierigkeiten.

Auch der Ort, wo man erzählt, kann vieles beitragen, die Wirksamkeit der Erzählung entweder zu begünstigen oder zu verhindern. Ein Ort, wo die Nerven der Kinder entweder durch Kälte oder Hitze, der Geruch durch unangenehme Ausdünstungen, das Gesicht durch düstere Gegenstände gepeinigt werden, muß ihnen notwendig ein unangenehmer Aufenthalt sein. Sie werden ihn ungern besuchen, und wenn die moralischen Erzählungen immer auf diesen Ort eingeschränkt sind, so kann leicht ein Teil ihrer Abneigung auf diese Erzählungen selbst fallen. Hingegen lehrt die Erfahrung, daß sich die menschliche Seele bei dem Eintritte in ein geräumiges Zimmer, das durch hohe und helle Fenster und weiße Wände hinlänglich erleuchtet, dessen Luft, wo nicht mit balsamischen Gerüchen geschwängert, doch nicht durch Ausdünstungen vergiftet ist, in dem Ordnung und Reinlichkeit dem Ankömmlinge entgegen lachen, ungemein aufheitere und ihn geneigt mache, alles, was er da sehen und hören wird, gut aufzunehmen.

Dies ist augenscheinlich der Aufmerksamkeit unserer Vorfahren entwischt; denn sonst würden sie auf die Anlegung der Schulstuben, die mehrenteils einem düstern Kerker ähnlich sehen, mehr Sorgfalt gewendet haben. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß künftig bei Anlegung neuer und Ausbesserung alter Schulen darauf gesehen würde, daß sie hinlänglichen Raum und Licht, womöglich auch einige einfache Verzierungen bekämen. Ja, da wegen der Menge der Kinder notwendig üble Gerüchte entstehen müssen, wäre es nicht gut, wenn die Schulstuben, teils um sie gesünder, teils um den Aufenthalt daselbst angenehmer zu machen, täglich wenigstens einmal durchräuchert würden? Wie viel Räucherpulver kann man für einen Thaler kaufen!

Nichts würde aber mehr Eindruck machen, als wenn man seine Kleinen, so oft es die Umstände erlauben, in das freie Feld, bald auf eine Anhöhe, von der sie blühende Wiesen oder die Arbeiten des Landmannes übersehen könnten, bald in den Wald oder an das Ufer des Stroms, einmal bei Aufgang oder Untergang der Sonne, das andere Mal bei dem Aufgange des Vollmondes führte, sich da niedersetzte und seine Erzählung anfinge.*)

Ob dies gleich eine Neuerung und gegen alle Observanz ist, so sind doch die Gründe, die mich dringen, es niederzuschreiben, viel zu wichtig, als daß ich ihnen widerstehen könnte.

Merkwürdig ist es doch, daß Jesus seinen Unterricht mehrenteils im freien Felde angestellt hat. Wenn einige daraus schließen wollen, daß Kirchen und Schulen entbehrlich wären, und daß aller Religionsunterricht im Felde angestellt werden sollte, so gehen sie zu weit. Und

*) Daß ich in Ansehung dieses Punktes meine Meinung geändert habe, ist schon vorhin bemerkt worden.

wenn man ihnen den einzigen Einwurf macht: Wo sollen wir unsere Lehrlinge im Winter und bei Regenwetter hinführen? so sind sie gewiß hinlänglich widerlegt. Aber das folgt doch unwiderleglich aus Jesu Exempel, daß er das freie Feld für einen sehr bequemen Ort zum Religionsunterrichte müsse gehalten haben. Ganz gewiß würden wir viele lehr- und trostreiche Sprüche, dazu augenscheinlich die Veranlassung von einem in der Nähe liegenden Weinberge oder von vorbeifliegenden Vögeln genommen ist, nicht haben, wenn er immer im verschlossenen Zimmer Unterricht erteilt hätte.

Die Gründe, die Jesum mögen bewogen haben,*) das freie Feld zu seinem Lehrsaale zu machen, sind nicht schwer zu finden. Unser eigenes Gefühl zeigt sie uns.

Wenn wir das enge Zimmer verlassen und, zumal bei heiteren Tagen, den Fuß an das offene Feld setzen, so erweitert sich allemal das Herz und läßt einen Hang, Vergnügungen zu sammeln, blicken. Wenn man ihm nun in dieser Lage mit einer moralischen Erzählung entgegen kommt, wie willig wird es dieselbe aufnehmen!

Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände ist auch im Felde ungleich größer als in der Stube. Hier sieht man nur Menschenwerk, dort aber Gott selbst in seinen Werken.**) Wenn nun ein Lehrer zuvor seine Erzählung überdenkt und dann seine Schüler auf einen Platz führt, wo allenthalben Materialien zu finden sind, die er bei seiner Erzählung zu Exempeln und Erläuterungen brauchen kann, wie viel Leben muß sein Unterricht bekommen!

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich eine rührendere Scene dieser Art gelesen hätte, als diejenige, die im Campischen Robinson vorkommt. Da sitzt der würdige Verfasser unter einem Apfelbaume, von einer Anzahl lieber, unschuldiger Kinder umzingelt. Gegen ihnen über ist der Ort, wo itzo der Vollmond aufgehen soll. Er ist eben im Begriff, Robinsons Empfindungen bei dem Aufgange des Vollmondes in die Seelen seiner Kleinen überzutragen, als — als der Vollmond in seiner Pracht aufsteigt. Ehrfurchtsvoll entblößt er sein Haupt, richtet die Augen gen Himmel, faltet die Hände, bewegt die Lippen, — Andacht — Ehrfurcht gegen den, der den Mond schuf, ergreift seine Kleinen. Wie tief müßte man gesunken sein, wenn man bei dieser Scene nichts fühlen, nicht wünschen sollte, Anteil daran gehabt zu haben!

Endlich ist es gewiß, daß von zwei Sachen, die man zugleich em-

*) Der vorzüglichste Grund, der ihn hierzu mag bewogen haben, war wohl dieser, weil er auf Bergen und offenem Felde eine wißbegierige Versammlung vorfand. Fand er sie im Tempel und in Schulen, so bediente er sich auch dieser zu Lehrplätzen.

**) Diese Gedanken findet man in der zweiten meiner „Predigten für Hypochondristen“ weiter ausgeführt.

pfand, die nachmalige Empfindung der einen ein Erinnerungsmittel an die andere ist. Wenn nun Kindern bei dem Anblicke der Sonne, des Mondes, des rieselnden Baches, der Feldblume, der Raupe, der Nachtigall u. dgl. recht viel Gutes gesagt wird, so muß es ihnen, wenigstens mehrenteils, wieder beifallen, wenn sie nach vielen Jahren auf ihren Reisen und Spaziergängen diese Dinge wiedersehen. Die Natur wird ihnen eine Bibel, in der sie immer auf Stellen stoßen, die ihnen Wahrheit und die Quelle aller Wahrheit lehren.*) Und unsere Nachkommen würden gewiß mit mehrerer Ehrfurcht gegen den Allgegenwärtigen, mit weiseren und gesunderen Urteilen reisen und spazieren, als viele ihrer Väter, die bei solchen Gelegenheiten an nichts, als den Kaffee und das Bier denken, das sie im nächsten Wirtshause verzehren wollen, wenn man sie, ehe sie noch Gethsemane und Golgatha besuchen, erst in ihre Grasegärten und auf die nächsten Berge führte und sie, ehe sie noch die Wunder Gottes im Reiche der Gnaden anstaunten, erst auf Gottes Wunder im Reiche der Natur aufmerksam machte.

Die Wiederholung ist, nach einem alten Sprichworte, der Geist des Studierens, und sie ist besonders in den Jahren der Kindheit nötig. In diesen Jahren ist das Herz wie weiches Wachs, das zwar geschwinde die Figur jeder Form annimmt, in die man es drückt, aber eben seiner Weichheit wegen die Figur schnell wieder verändert und sich nach jeder Fratze formt, bei der es nahe zu liegen kommt. Daher kommt die unglaubliche Veränderlichkeit der Kinder in der Wahl ihrer Geschäfte und Vergnügungen, da sie oft ohne die geringste Empfindung vor der im Staube liegenden Puppe vorbeigehen, die sie den Tag zuvor mit Entzücken und Hüpfen aus den Händen der Mutter empfingen. Daher die Vergänglichkeit ihrer Entschließungen und Gemütsbewegungen, die oft durch eine Kleinigkeit, z. E. die lebhafteste Traurigkeit über die Abreise des Vaters, durch eine muntere Gesellschaft, können verdrängt werden. Es ist also nötig, daß die Eindrücke, die bleiben sollen, oft müssen wiederholt werden, bis der Charakter eine gewisse Festigkeit erhalten hat. Wir müssen auf Mittel denken, die Ideen, die wir ihnen durch Erzählung beizubringen suchten, von Zeit zu Zeit wieder zu erneuern.

Die öftere Wiederholung eben derselben Erzählung würde hierzu unschicklich sein. Denn bei jedesmaliger Wiederholung verliert die Erzählung etwas von ihrer Neuheit, folglich auch von ihrem Reize, die Kinder hören sie nach und nach mit Gleichgiltigkeit, am Ende mit Widerwillen.

Wirksamer würde es sein, wenn man einerlei Wahrheit in ver-

*) Dies ist alles wahr und ist für Eltern und Erzieher ein Wink, die Spaziergänge, die sie mit ihren Kindern anstellen, zu lehrreichen Bemerkungen zu benutzen.

schiedene Geschichten einkleiden und erzählen könnte. So wiederholte man, ohne daß es die Kinder selbst merkten.

Aber die stärkste Wirkung müßte es thun, wenn man eine Art der Wiederholung erfinden könnte, die die Kinder selbst aus eigener Neigung anstellten, die ganz nach kindlichem Geschmacke wäre, und die sie folglich mit Vergnügen übernehmen.

So widersprechend es zu sein scheint, ein ernsthaftes Geschäft in ein kindisches Vergnügen einzukleiden, so glaube ich doch imstande zu sein, die Möglichkeit davon zu zeigen.

Alle Kinder, die ich näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, bezeigten eine ungemeine Begierde, Bilder zu sehen. Die gemeinsten Dinge, vor denen sie ganz ohne Empfindung vorbei gingen, zogen ihre Neugierde auf sich, wenn sie in Kupfern vorgestellt waren. Und oft habe ich mit Vergnügen gehört, daß das noch lallende Kind, wenn es ein Buch liegen sahe, mich fragte: Sind Bilder drinne? Auch habe ich die Anmerkung gemacht, daß, wenn man Kindern ein Bild erklärt und die Bedeutung desselben in Kindersprache übersetzt, sie einen Trieb empfinden, ihre Wissenschaft anderen mitzuteilen, den kleinen Freunden, die sie besuchen, die Bilder beizuholen und zu erklären. Und ich bin selbst einmal auf eine angenehme Art überrascht worden, da ich hörte, daß ein sechsjähriges Mädchen, dem ich nur beiläufig die Kupfer eines Buches erklärt hatte, alle die vorgestellten Geschichten seiner kleinen Gespielin erzählte, mit einer Genauigkeit, die meine Erwartung übertraf.

Wie nun, wenn man diese Neigung zu benutzen suchte, wenn man in Kupfern die merkwürdigste Scene jeder Erzählung abbilden ließ und sie am Ende derselben den Kindern zeigte?*) Dies müßte, wenn ich nicht ganz irre, sehr großen Nutzen haben. So oft das Kind das Bildchen ansähe, und dies würde in den ersten Tagen oft geschehen, würde es sich erinnern, was ihm dabei gesagt wurde. Noch mehr. Fritze würde Besuch bekommen, alle sein Spielwerk und folglich auch seine Bilderchen beiholen. Ferdinand würde sie ansehen, würde fragen: Was ist denn das? was ist denn das? und Fritze würde mit Vergnügen ihm die Geschichten erzählen, die durch die Bilder vorgestellt würden. Auf diese Art würde Fritze mit Vergnügen die gesammelten Ideen erneuern und überdenken.

Freilich würden, wenn ich anders recht beobachtet habe, binnen zwei oder drei Wochen ihm die alten Bilder ziemlich gleichgiltig werden. Wenn man sie ihm aber alsdann wegnähme, ein Vierteljahr verschlösse und hernach wiedergäbe, so würden sie ihm wieder neu,

*) Durch die Kupfer, die in meinem moralischen Elementarbuche und meinem ersten Unterrichte in der Sittenlehre beigefügt sind, habe ich diese Absicht zu erreichen gesucht.

und die Erinnerung an die dadurch vorgestellten Wahrheiten wieder angenehm sein. Er würde auch wohl manches vergessen haben und alsdann zu dem Vater oder Lehrer kommen und ihn um Erklärung oder, welches in diesem Falle einerlei ist, um Wiederholung bitten, und diese würde alsdann von großem Nutzen sein, weil sie nach vielem Sehnen und Bitten des Kindes erfolgte.

Und obschon eine solche Art der Wiederholung den Eltern etwas kostbar fallen möchte, so würden sie dieselbe doch gar leicht möglich machen können, wenn sie einen Teil des Geldes, das sie an unnötiges, oft Geschmack und Herz verderbendes Spielwerk zu wenden pflegen, diesem unterrichtenden und bessernden Vergnügen widmeten.

Kinder singen gern. Ihre kleinen Zusammenkünfte endigen sich oft mit Gesang. Wer ist mit der kleinen Welt so unbekannt, der sich nicht erinnerte, bisweilen Kreise von kleinen singenden Menschen gesehen zu haben? Freilich ist es oft Unsinn, was sie singen. Aber was können sie dazu, daß ihre Wärterinnen Unsinn sangen? So viel folgt doch daraus, daß sie gern singen.

Wenn man nun Liederchen besorgte, die auf gewisse moralische Erzählungen Beziehung hätten, die im Tone des Lobes der Unschuld, des Lobes des Fleißes, des Liedes der Kinder an dem Geburtstage ihrer Mutter und der übrigen vortrefflichen Weißischen Lieder gesetzt wären, dieselben den Kindern einigemal vorspielte und vorsänge; so hätten wir wieder eine Art der angenehmen Wiederholung. Die Kinder würden sie bald fassen, bei ihren Zusammenkünften singen und singend Wahrheit in dem Kreise ihrer Gespielen verbreiten.

Ich kann nicht leugnen, daß ich diese Art des Unterrichtes, durch Erzählung, für die einzige den Fähigkeiten und Neigungen des Kindes in seinen ersten Lebensjahren angemessene und folglich für die beste halte. Sie hat erstlich den Vorzug, daß sie ungemein anmutig ist. Der Lehrer wird selbst dadurch begeistert, spricht mit Leben und Nachdruck. Und das Kind öffnet gierig sein Herz der Wahrheit, die in ein seinem Geschmacke angemessenes Vehikel gehüllt ist. Sie hat zweitens nebst anderen Vorzügen, die jedem denkenden Leser in die Augen fallen, auch diesen, daß darin gar nichts Gesetzmäßiges, kein Befehl, kein Tadel, keine Drohung anzutreffen ist, sondern die Kinder dadurch dahin gebracht werden, daß sie es selbst fühlen müssen, daß sie nicht anders als so und so urteilten und handeln können, wenn sie nicht Thoren sein und sich selbst schaden wollen.

Ich kann es aber auch nicht bergen, daß sie mit Schwierigkeiten verknüpft sei. Der Lehrer, der auf diesem Wege die Kinder zur Erkenntnis der Wahrheiten bringen will, muß nicht nur Talente besitzen, die ebenfalls zum katechetischen Unterrichte nötig sind, sondern er muß auch, welches bei dem katechetischen Unterrichte nicht schlechterdings

nötig ist, selbst von der Wahrheit überzeugt sein und ihren Reiz empfunden haben. Auch ein Mann von den unedelsten Gesinnungen kann seinen Schülern durch Frage und Antwort den Sinn gewisser Sätze faßlich machen. Aber wer durch Miene und Ton den Wert der Wahrheit und die Schädlichkeit des Irrtums fühlbar machen will, der muß entweder auf dem Theater einige Jahre seine Rolle gespielt oder beides selbst an sich empfunden haben.

Folgt aber wohl daraus, daß die hier angepriesene Methode des ersten Unterrichtes in der Religion unrichtig sei? Verliert eine Kunst wohl dadurch etwas von ihrem Werte, daß wenige imstande sind, sie zu treiben?*)

Dritter Abschnitt.

Zweiter Grad des Unterrichts in der Religion.

Wenn nun aber der Mensch, wird man fragen, durch beständige Aufmerksamkeit auf die Natur der Dinge so weit kann gebracht werden, daß er ihren wahren Wert bestimmt, nach dem Grade ihres innern Gehaltes sie begehrt und auf solche Art eine gute richtige Gesinnung sich eigen macht, wozu brauchen wir eine Offenbarung?**)

*) Nämlich von ihrem innern Werte. Die Nutzbarkeit einer Kunst leidet dabei allerdings, wenn nur wenige sind, die sie treiben können. Man muß aber einen Unterschied machen unter der Periode, da die Kunst entsteht, und unter der, da sie bereits in Gang gebracht worden ist. In jener fehlt es freilich an Leuten, die sie treiben können. Die mannigfaltigen Vorteile, die die Ausübung der Kunst erleichtern, auf welche nach dem Talente immer das mehrste ankommt, und die nicht anders als durch lange Übungen können entdeckt werden, sind noch nicht erfunden, die Schulen sind noch nicht geöffnet, in denen die zur Kunst nötigen Kenntnisse können gelehrt werden. Wenn aber die Kunst schon eine ziemliche Zeit ist getrieben worden, wenn die Zahl der Männer, die sie lehren, sich vervielfältigt, so müssen sich notwendig auch immer mehrere finden, die sie treiben können. Und so kann eine Kunst, die bei ihrem Entstehen beinahe für Zauberei gehalten wurde, durch die Länge der Zeit gemeinnützig werden.

Die Kunst, die Kinder durch Erzählung zu unterrichten, ist noch in ihrem Entstehen. Sie ist zeither noch immer im Verborgenen getrieben; denen, die sie treiben sollen, ist noch nicht hinlänglich vorgearbeitet worden. Der öffentliche Unterricht auf Gymnasien und Universitäten zielt nicht sowohl auf Ausbreitung guter edler Gesinnung, als vielmehr auf Erweiterung der Erkenntnis ab. Dies ist die Ursache, warum es an Leuten fehlt, die diese Kunst treiben könnten. Wenn aber die Ursache, wo nicht ganz, doch zum Teil, nach und nach weggeräumt würde, dann würde auch das daher entspringende Übel können gehoben und diese Kunst gemeinnütziger gemacht werden.

**) Hier hätte eigentlich gezeigt werden sollen, was Offenbarung sei. Der menschliche Geist hat bisweilen Stunden, vorzüglich wenn alles um ihn stille ist, wo seine Begierden ruhen, seine Sinnlichkeit wie abgestreift ist, wo ihm das rich-

Allerdings scheint sie unnötig für Menschen, die alles zu allen Zeiten aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten können. Solche Menschen sind aber außer dem Gebiete unserer Einbildungskraft nicht da. Und so lange sie nicht da sind, ist Offenbarung wahres Bedürfnis.

Wenn man zur Erkenntnis der Wahrheit durch die Betrachtung der Natur der Dinge gelangen will, so muß man auch einen geübten, zum Beobachten und Nachdenken gewöhnten Verstand haben. Und dieser gehört bei der gewöhnlichen Menschenart unter die Seltenheiten. Einige Menschen treten mit einer so unvollkommenen Organisation auf die Welt, daß sie lebenslang auf Beobachten und Nachdenken Verzicht thun müssen. Andere wurden so erzogen, daß man ihnen fast gar nicht vergönnte, mit ihren eigenen Augen zu sehen, mit ihrem eigenen Verstande zu urteilen; ihre ganze Erziehung war eine Bemühung, sie an das Nachbeten fremder Urteile zu gewöhnen. Daher können sie entweder gar nicht nachdenken, oder ihr Nachdenken schränkt sich nur auf eine sehr kleine Sphäre ein. Es ist äußerst schwer, bald möchte ich sagen unmöglich, solche Menschen, wenn ihr Verstand eine ziemliche Zeit in Ruhe gelegen hat und gleichsam eingerostet ist, dahin zu bringen, daß sie mit eigenen Augen sähen und ihre Vernunft so kultivierten, daß sie ihnen ein sicherer Wegweiser werden könnte. Sie fühlen auch ihre Schwäche und zeigen sich daher geneigt, durch fremdes Urteil sich leiten zu lassen.

Daher finden wir fast durchgängig, daß, wenn große Männer die gewöhnliche Menschenart zur Ausführung großer Endzwecke lenken wollten, sie sich genötigt sahen, zu wahren oder erdichteten Offenbarungen ihre Zuflucht zu nehmen. Lykurg fühlte sich zu schwach, seine Bürger zur Befolgung seiner Gesetze durch Anpreisung ihrer innern Güte und Vortrefflichkeit zu bewegen, er mußte ihnen durch einen Ausspruch des delphischen Orakels das nötige Ansehen verschaffen. Die Stimme aus der Wolkensäule mußte Jakobs Nachkommenschaft Mut

tige Verhältnis Gottes zur Welt, des Geistes zum Körper, der Ewigkeit zur Zeit anschaulich ist. Dann erhalten gewisse Vorstellungen einen so hohen Grad von Deutlichkeit und Leben, als sie in dem gewöhnlichen Zustande nie bekommen können. Die Wahrheiten, die ihm in diesem Zustande einleuchten, sind nach meinen jetzigen Ansichten Offenbarung. Wurden sie durch Gottes Einwirkung hervorgebracht, oder waren sie das Ergebnis der fesselfreien Vernunft? Das weiß ich nicht. Man kann sie aber allerdings göttliche Offenbarung nennen. Denn auch im letzteren Falle ist doch die Vernunft des Schöpfers Werk, und der fesselfreie Zustand derselben durch den Weltregierer veranlaßt. Da nun die Menschen selten, manche vielleicht nie auf diesen Standpunkt gelangen können, so ist es allerdings Bedürfnis, daß sie sich solche geoffenbarte Wahrheiten aneignen und durch dieselben ihr Urteil und ihre Handlungen leiten lassen. Ob Offenbarungen wahr oder erdichtet, das Werk der frei urteilenden Vernunft oder einer verwirrten Phantasie oder Eingebung einer Leidenschaft sind, kann freilich niemand als die ruhig prüfende Vernunft entscheiden.

machen, Palästina zu erobern. Die römischen Kriegsheere wurden gemeiniglich durch Augurium oder Haruspicium[1]) in Thätigkeit gesetzt, und Luther würde wenig ausgerichtet haben, wenn er nicht jeden Schritt, den er that, mit göttlichen Aussprüchen hätte rechtfertigen können.

Diese schwache, vom fremden Urteile abhängende Menschenart ist noch gar nicht ausgestorben, sondern bewohnt noch die gebildetsten Städte Europas. Die verächtlichen Blicke, die sie auf die den Christen ehrwürdige Offenbarung wirft, sind ebensowohl durch Geistesschwäche erzeugt worden, als der Glaube an die Aussprüche der Pythia. Es ist nicht Prüfung, die unsere Zeitgenossen verleitet, die Bibel zu verachten, es ist Nachbetung der Urteile einiger Männer, die entweder wegen ihres Verstandes oder ihres Witzes oder äußerlicher Vorzüge wegen ein paar Stufen höher als andere standen. Es brauchen nur Männer aufzustehen, die Dreistigkeit genug besitzen, Offenbarungen vorzugeben, so finden sie gewiß ihren Anhang. Gaßner[2]) fängt an Teufel auszutreiben, und Schröpfer[3]) Geister zu citieren, — das Publikum erstaunt, drängt sich aus den entlegensten Gegenden hinzu, die Wunderthäter zu sehen, — sieht sie — und posaunt allenthalben die Wahrheiten ihrer Wunder aus. Man darf den Äffchen keine Nüsse hinwerfen, wenn sie die Rolle vernünftiger Menschen spielen sollen.*)

Für die gewöhnliche Menschenart ist also Offenbarung Bedürfnis. Will man ihr die wahre Offenbarung entreißen, so wird ihre Schwäche sie drängen, sich an den ersten, den besten Schwärmer zu hängen.

Wenn nun aber, wird man einwenden, die Menschen nach den vorhin gethanen Vorschlägen unterrichtet und von Kindheit an ge-

---

[1]) Augurium, Wahrsagung aus dem Geschrei und Fluge der Vögel; Haruspicium, Wahrsagung aus den Eingeweiden der Opfertiere.

[2]) Gaßner (Joh. Jos), geb. 1727, gest. 1779, berühmter Teufelsbanner, katholischer Pfarrer zu Klösterle im Bistum Chur, erhielt, trotzdem sich der Bischof von Konstanz von seiner Charlatanerie überzeugt hatte, vom Bischof zu Regensburg einen Ruf nach Ellwangen, wo er angeblich Lahme und Blinde, vornehmlich aber mit Krämpfen und Epilepsie behaftete Personen durch den bloßen Machtspruch Cesset! (er weiche) heilte. Obwohl ein Beamter über seine Heilungen ein fortlaufendes Protokoll führte, in welchem die außerordentlichsten Dinge bezeugt wurden, so stellte es sich doch bald heraus, daß alles Schwindel sei. Gaßner wurde die Fortsetzung seiner Wunderkuren im ganzen römischen Reiche untersagt und dem Bischof von Regensburg, der Gaßner zu seinem Hofkaplan und zum geistlichen Rat ernannt hatte, die Entlassung Gaßners anbefohlen. Gaßner zog sich auf die Pfarrei Bendorf bei Regensburg zurück und wurde bald vergessen.

[3]) Schrepfer, nicht Schröpfer (Joh. Georg), geb. 1730, war erst preußischer Husar, gab sich für den Sohn eines Prinzen und für einen französischen Obersten aus, errichtete 1772 in Leipzig eine schottische Loge, in welcher Geisterbeschwörungen vorgenommen und sonstiger Humbug getrieben wurde, und erschoß sich im Jahre 1774.

*) Diese Behauptung hat seit der Zeit, da ich sie niederschrieb, sich nur

wohnt würden, die Dinge aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurteilen, — auch alsdann würde Offenbarung für sie wahres Bedürfnis

allzu sehr bestätigt. Kaum warfen Cagliostro,[1]) Mesmer[2]) und ihre Verehrer, nebst andern, die im Verborgenen mit Geistern Umgang haben wollen, ihre Nüsse aus, so liefen ihnen die Äffchen, die einige Jahre die Rolle starker Geister gespielt hatten, zu Tausenden nach. Anmerkung der zweiten Auflage.

[1]) Cagliostro (Graf Alexander), der berühmteste Abenteurer des 18. Jahrhunderts, wurde 1743 als der Sohn armer Eltern zu Palermo geboren und hieß eigentlich Guiseppo Balsamo. In einem Kloster, wohin ihn sein Vormund gethan hatte, lernte er von dem Gehilfen eines Apothekers eine Menge Geheimmittel und erwarb sich einige physikalische Kenntnisse. Wegen seines schlechten Betragens aus dem Kloster verwiesen, wurde er bald so berüchtigt, daß er seine Vaterstadt verlassen mußte. Er besuchte Griechenland, Ägypten, Vorderasien, kehrte dann zurück und wußte auf Malta den Ordensmeister, dem er sich als Graf Cagliostro vorstellte, so für sich zu gewinnen, daß dieser ihm Empfehlungen an italienische Große mitgab. In Rom, wo er sich mit einem schönen Mädchen aus niederem Stande verheiratete, trat er als Naturforscher, Freimaurer, Geisterbeschwörer und religiöser Schwärmer auf. Er bereiste nun Spanien, England, Frankreich, Deutschland, Rußland, Italien und wußte durch sein gewandtes Wesen, seine große Menschenkenntnis und seine noch größere Unverschämtheit namentlich in den Kreisen der Aristokratie sich großes Ansehen zu verschaffen und durch allerhand Schwindeleien enorme Summen zu erwerben. Er trat als maurischer Reformator auf, errichtete eine Loge, in die auch Frauen aufgenommen wurden, gewann die Gunst der Frauen durch sein Lebenselixier, welches langes Leben und fortwährende Jugend bewirken sollte, citierte Geister und verkündigte die kommenden Dinge. Als einige seiner Weissagungen in Erfüllung gingen, stieg sein Ansehen so, daß die höchsten Personen mit ihm in Verkehr traten. In Paris war er in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt und wurde in die Bastille geschickt. Hier schrieb er seine Memoiren, in denen er seine Unschuld nachzuweisen suchte. Nachdem er aus Frankreich ausgewiesen war, ging er nach England und von da nach Rom. Inzwischen hatte sich ein Umschwung in dem Urteil über ihn vollzogen. Der Betrüger wurde in Rom zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt und starb 1795, wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes, in dem Kerker des Forts San-Leon.

[2]) Mesmer (Fried. Ant. [Franz]), geb. 1733, gest. 1815, der Begründer des Mesmerismus oder der Lehre vom sog. tierischen Magnetismus, war Docent in Wien, dann in München, dann wieder in Wien. Da sich die Behauptung, er habe durch seine Methode ein blindes Mädchen gesund gemacht, als Betrug erwies, mußte er Wien verlassen und zog nach Paris, wo er den Magnetismus zur Modesache machte. Er versprach gegen eine Subskription, die ihm 340000 Livres einbrachte, den Subskribenten seine Heilmethode mitzuteilen, was jedoch nie geschehen ist. Weil Mesmer durch seine Kuren den Tod mehrerer hochgestellter Personen herbeigeführt hatte, veranstaltete die Regierung eine Untersuchung des Verfahrens, wobei sich die eingesetzte Kommission, zu der auch Franklin und Lavoisier gehörten, zu ungunsten Mesmers aussprach. Die Kommission gab ihr Urteil dahin ab, daß die Symptome, welche bei den mit Magnetismus behandelten Personen sich einstellten, die sog. magnetischen Krisen, der Einbildungskraft zu verdanken seien. Dadurch verlor Mesmer sein Ansehen und ging nach England und von dort nach Deutschland.

Auch unter den Ärzten (Kieser, Hufeland, Gmelin) hatte Mesmer eifrige Anhänger.

sein. Auch der aufgeklärteste Verstand hat bisweilen seine Verdunkelungen. So wie der Himmel seit seinem Entstehen nie ununterbrochen heiter war, vielmehr von Zeit zu Zeit durch die Ausdünstungen der Erde trübe gemacht wurde, so ist auch bei den besten Seelen keine ununterbrochene Heiterkeit möglich. Schlechte Verdauung, allzugroße Zähheit oder Flüchtigkeit des Blutes, übermäßige Spannung oder Erschlaffung der Nerven, unerwartete und heftige Eindrücke von außen her können über unsere ganze Denkkraft schleunige Dunkelheit verbreiten. Und dann — dann thut die geistliche Dunkelheit eben die Wirkung, die mit der leiblichen pflegt verknüpft zu sein, — wir sehen die Dinge nicht in ihrer wahren Gestalt. Der Mann, der an seinem Schreibepulte so gründlich dachte, so großmütig die gröbsten Ausbrüche der menschlichen Leidenschaften in die Klasse der bedauernswürdigen Verirrungen setzen konnte, ist auf einmal das Gegenteil von sich selbst, wenn ein Niederträchtiger unerwartet in sein Zimmer tritt und ihm die empfindlichsten Beleidigungen sagt. Die Handlung dieses Menschen sieht er nicht mehr als Verirrung, sondern als ahndungswürdige Bosheit an. Dunkelheit benebelt seine Vernunft, und wenn fremdes Urteil ihn nicht leitet, so verirrt er sich gewiß.

Wäre es aber nicht möglich, daß der Mensch durch ununterbrochene Übung es so weit bringen könnte, daß er solche Verdunkelungen seiner Seele entweder gänzlich verhinderte oder sie wenigstens unschädlich machte? daß er durch beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst die sich erzeugende Leidenschaft von ferne ahnete und sie gleich bei ihrem Eintritte so einschränkte, daß sie zu keiner schädlichen Heftigkeit kommen könnte? Könnte er sich nicht die richtigen Bilder der Dinge, die er nach und nach gesammelt hatte, durch oftmaliges Überdenken so eigen und so einleuchtend machen, daß sie ihm auch in den unvermeidlichen Verdunkelungen, die durch körperliche Unordnung entstehen, noch gegenwärtig wären? Wäre alsdann nicht das Vertrauen auf fremdes Urteil, folglich alle Offenbarung unnötig?

Diese hohe Vollkommenheit widerspricht der Natur der menschlichen Seele, an sich betrachtet, keineswegs. Jeder, der sich im Ernste bemüht hat, nach richtigen Grundsätzen zu handeln, hat die Möglichkeit an sich selbst erfahren. Wie manche heftige Verwüstung drohende Leidenschaft hat er bei ihrem Entstehen so entkräftet, daß sie ihm unschädlich war! Wie oft haben seine Grundsätze ihn in den trübsten Stunden erleuchtet! Der Natur der menschlichen Seele, an sich betrachtet, scheint also eine solche Vervollkommnung, daß ihr zu allen Zeiten alles in seiner wahren Gestalt sichtbar wäre, nicht zu widersprechen.

Aber diese Stufe der Vollkommenheit ist von derjenigen, auf welcher das Kind steht, sehr weit entfernt. Der Zwischenraum ist wenigstens dreißig bis vierzig Jahre lang. Und in diesem langen Zwischen-

raume, wo das eigene Urteil noch schwankend, noch unausgebildet ist, ist nicht wenigstens da das Urteil eines vollkommenen Geistes zu unserer Leitung nötig? Muß nicht jedes Kind seine ersten Schritte an fremder Hand wagen, ehe es seinen eigenen Füßen trauen darf?

Und obgleich eine solche Vervollkommnung dem menschlichen Geiste, an sich betrachtet, nicht zu widersprechen scheint, so ist er doch immer in einer solchen Lage, die ihm die Erreichung derselben unmöglich macht. Es wird dazu außer dem ersten Unterrichte fortgesetztes Nachdenken, vertrauter Umgang mit Geistern erster Größe, Kraft, die gesammelten Ideen zu erhalten und sie vor den vielen Verdunkelungen, denen sie ausgesetzt sind, zu bewahren, erfordert. Ist dies wohl das Werk der Menschen des achtzehnten Jahrhunderts? Der größere Teil trägt Bürden, die ihn beinahe niederdrücken. Alle seine Kräfte sind kaum hinreichend, sich seine wahren und eingebildeten Bedürfnisse zu verschaffen. Sein Geist wird durch die beständigen Entwürfe, Bestrebungen und Kümmernisse in solcher Bewegung erhalten, daß er nie zu derjenigen Ruhe gelangen kann, die zu deutlicher Erkenntnis der Wahrheit unumgänglich nötig ist. Diese Klasse von Menschen gleicht einer jungen Pflanzstadt, welcher die Ausrottung der Wälder und wilden Tiere, die Verteidigung vor Hunger und Frost so viele Mühe macht, daß es ihr nicht in den Sinn kommt, ihre Entwürfe weiter hinauszusetzen und auf Verfeinerung des Geschmackes und der Sitten zu denken. Andere sind Amts und Standes wegen in so viele Geschäfte verwickelt, daß ihnen die Muße gänzlich fehlt, die zu Sammlungen der Gedanken und anhaltendem Nachdenken über wichtige Gegenstände so nötig ist. Sie haben so vieles zu bedenken, daß sie darüber sich selbst vergessen. Und noch andere sind so entnervet und kraftlos, daß, wenn sie mit vieler Anstrengung ein paar Stufen über die Kindheit gestiegen sind, sie stehen bleiben, sich über den großen Fortgang wundern, lächeln und spielen. Ich getraue mir nicht zu behaupten, daß es unter solchen Umständen möglich sei, jene hohe Stufe der Vollkommenheit in diesem Leben zu erreichen.

Gesetzt aber, daß von einer Million *einer* sich hinauf arbeitete, so viel Licht in seine Seele brächte, daß er eine höhere Erleuchtung für unnötig hielt, so wäre sie nur diesem *einen*, diesem Halbengel entbehrlich, für den großen Haufen bliebe sie immer wahres Bedürfnis. Und wenn dieser eine deswegen, weil er göttliche Offenbarung für sich für unnötig hielte, durch Verspottung und Einwürfe sie dem Haufen, auf den er herabsieht, entreißen wollte, so handelte er wenigstens ebenso lieblos, als ein Mann, der, wenn er durch öfteres Reisen bei Nacht sich so eine Fertigkeit in Findung der rechten Wege erworben hat, daß er auch in der größten Dunkelheit die Fackel entbehren kann, nun die

Fackel seiner Reisegesellschaft aus den Händen winden und auslöschen wollte.*)

Und auch diesem Einen sollte, dünkt mir, Offenbarung noch sehr nützlich sein. Von vielen Dingen ist uns nur die eine, und oft nur die kleinste Seite sichtbar. Die anderen sind in Nacht gehüllt, die der schärfste Verstand zu durchdringen nicht vermag. Nur der Schöpfer des Alles vermag uns von der Beschaffenheit der übrigen Seiten Nachricht zu geben. Solange uns diese mangelt, so kann das Urteil, das wir von solchen Dingen fällen, nicht anders als höchst unvollständig, vielleicht gar falsch sein.

Zu diesen Dingen gehört der Mensch selbst. Was er itzo ist, wissen wir und erfahren es immer mehr, je treuer wir das Studium desselben fortsetzen.**) Aber er ist uns nicht weiter als bis an die Revolution sichtbar, die mit ihm im Tode vorgeht. Was nach derselben aus ihm wird, ob diese Revolution Zerstörung oder Entwickelung oder Umschmelzung sei, das kann unsere Vernunft mit Gewißheit nicht bestimmen. Alles, was sie davon weiß, ist Mutmaßung, die viel zu schwach ist, in allen Fällen unser Verhalten zu bestimmen.

Columbus schloß aus den Winden, die von Abend her wehten, daß jenseits des Atlantischen Meeres noch Land sein müßte. Und seine Mutmaßung mag wohl mancher portugiesischen Gesellschaft bei einem Glase Wein Stoff zur Unterhaltung gegeben haben.

Neue Länder, neue Nationen und Sitten, neue Goldquellen, — wie manches zeitverkürzende Gespräch mögen sie wohl veranlaßt haben! Wenn es aber darauf ankam, zur Entdeckung dieser zu erhoffenden Länder und Reichtümer ein kleines Opfer zu bringen, eine mäßige Summe zur Aufsuchung dieser Seltenheiten herzuschießen, so war niemand zu finden, der Mut genug gehabt hätte, etliche Piaster dazu beizutragen.

Seitdem er aber das gehoffte Land gefunden, gesehen, betreten und von seiner Beschaffenheit zuverlässige Nachricht erteilt hat, hat ganz Europa nach dem Besitze desselben gerungen. Und von Co-

*) In Ansehung dieses Punktes hat sich mit dem Fortgange der Zeit meine Meinung etwas geändert. Jetzo glaube ich doch, daß Menschen, die früh gewöhnt würden, auf die Folgen guter sowohl als böser Handlungen zu merken, und belehrt, daß die Verbindung zwischen den Handlungen und ihren Folgen göttlich sei, eben diese Ehrfurcht für Gott, diese Beruhigung im Leiden, diesen unerschütterlichen Mut in Gefahr bekommen könnten, den sonst der Glaube an die Bibel wirkte. Straucheln würden sie noch immer; sind aber diejenigen vom Straucheln frei, die der Glaube leitet?

Unterdessen scheint es mir doch immer aus den oben angeführten Gründen lieblos, das Ansehen der Bibel herabzusetzen. Der Glaube an dieselbe war das einzige, was den größten Teil zum Guten leitete; hört also dieser auf, so muß notwendig Sittenlosigkeit entstehen. Anmerkung der zweiten Auflage.

**) Auch dies ist zu viel gesagt. Der Mensch bleibt sich selbst, auch in seinem gegenwärtigen Zustande, ein Geheimnis.

lumbus Zeiten an bis itzo wird weder Mühe, noch Geld, noch Menschenblut geschont, um in den Besitz eines Teiles dieses Landes und seiner Produkte zu kommen.

Fast ebenso geht es mit unseren Begriffen von dem Zustande des Menschen nach dem Tode. Wir mutmaßen mit vieler Wahrscheinlichkeit (ob mit so hoher Wahrscheinlichkeit, mit welcher Columbus Westindiens Dasein mutmaßte, lasse ich unentschieden), daß jenseit des Grabes noch Land sein möchte, wo die ins Unendliche gehende Begierden des Menschen ihre Befriedigung finden, wo sich unsere verworrenen Schicksale entwickeln, und jeder die in diesem Leben vermißten Folgen seiner Handlungen genießen werde. Diese Mutmaßung, wie viel heitere Stunden schenkt sie uns! Wie viel Licht verbreitet sie über unsere trübsten Tage! Wie manchen vergnügten Abend schenkte sie uns an der Seite des Freundes! Solange es aber bloße Mutmaßung bleibt, solange noch niemand auftreten und sagen kann: Ich habe dieses Land gesehen, so zweifle ich, ob sie Kraft genug habe, uns zu Aufopferungen zu bewegen.

Sobald die Unsterblichkeit des Menschen nur wahrscheinlich wird, so bekommt alles in der Welt einen anderen Wert, eine andere Gestalt. Das ganze Verhältnis der Dinge verändert sich. Eine Welt mit ihren Wollüsten und Reichtümern ist, ich gestehe es, gegen eine Ewigkeit voll Freuden gar nichts. Das Verhältnis derselben zur Ewigkeit kann ebensowenig wie das Verhältnis zum Schöpfer bestimmt werden. Aber jene Ewigkeit voll Freuden muß auch gewiß sein. Denn sonst fragt es sich noch immer, ob zehn vergnügte Jahre, die gewiß sind, nicht größeren Wert haben, als eine ungewisse Ewigkeit; ob eine glückliche Lage von wenig Jahren, die gewiß ist, nicht mehr wert sei, als die Freuden eines ungewissen Elysiums. Es kann sein, daß bei den gewöhnlichen Geschäften, Leiden und Vergnügungen unseres Lebens ein gemutmaßter Himmel uns stärken, beruhigen und Mäßigung lehren könne. Wenn aber der Fall, der gar wohl möglich ist, sich finden sollte, da wir der Tugend das Liebste aufopfern sollten, und keine andere Vergeltung als die jenseits des Grabes dafür zu hoffen hätten, ob uns alsdann das gewisse Liebste nicht teurer sein würde, als die ungewisse künftige Vergeltung? Sobald wir aber den Verheißungen, die uns Jesus, der da versichert, daß er vom Himmel gekommen sei, von unserm künftigen Zustande giebt, eben den Glauben beimessen, mit welchem wir die Nachrichten von dem Dasein Westindiens annehmen, so ist das rechte Verhältnis zwischen Welt und ewiger Belohnung da, es ist wie 1 zu einer unendlichen Größe, und niemand, der beides in dem rechten Lichte sieht, wird sich bedenken, jene, wenn es gefordert wird, für diese aufzuopfern.*)

*) Dieser Glaube ist aber ebensolchen Verdunkelungen unterworfen wie

Die gesegneten Wirkungen des Glaubens an göttliche Offenbarung sind auch unleugbar. Wer sich gewöhnt hat, die Grundsätze der Schrift gewissenhaft zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen, wird gestehen müssen, daß er oft in Lagen gewesen sei, wo er die Sachen aus ganz falschen Gesichtspunkten betrachtete, und wo ihn nichts als der Glaube an die Untrüglichkeit des Urteils, das Gott davon gefällt hat, vor Verirrung bewahrte, daß manche edle That, die er verrichtete, würde unterblieben sein, wenn Glaube an Gottes Verheißungen ihn nicht gestärkt hätte.

Viele Exempel könnten hiervon mit leichter Mühe gesammelt werden. Aber ein einziges wird hinreichend sein, die Wahrheit meines Satzes zu beweisen. Es sei das Exempel Luthers. Luther, wer kennt ihn nicht? Dieses Wunder der Welt ist zeither nur immer als ein Mann von unternehmendem, alle Gefahr verachtendem Geiste bekannt gewesen. Aber die Geschichte seiner Gesundheitsumstände beweist, daß er viele, fast mehr trübe als heitere Stunden gehabt habe. Er befand sich, wie er selbst an seine Freunde schreibt, oft in einem solchen Zustande, da er weder beten, noch denken, noch schreiben, noch die gewöhnlichen Exkretionen des Körpers verrichten konnte.*) Dies ist gerade der Zustand, wo die Dinge mit ganz falschen Farben uns in die Augen fallen, da jedes zornige Gesicht, das uns starr in die Augen blickt, das ganze Nervensystem erschüttert, und jede kleine nichtsbedeutende Gefahr ein Riese scheint, der unserm ganzen Glücke den Umsturz droht. Und doch hatte dieser Mann Kraft genug, einen Entschluß zu fassen,

---

das Licht des Verstandes. Auch verlöschen beide bisweilen, wenn der Sturm am stärksten ist.

Es ist mir ferner itzo denkbar, daß ein Mensch, der lange im Guten sich geübt, auf Gottes Wege gemerkt und sich so Bekanntschaft mit Gott erworben hat, eben die feste Überzeugung von seiner Fortdauer nach dem Tode bekommen könne, die sonst der Glaube an die Bibel wirkt. Demonstration bleibt aber nach meinen Empfindungen in diesem Falle immer ein Rohrstab, der zerknickt, wenn man sich darauf stützen will. Anmerkung der zweiten Auflage.

An der Stelle dieser Anmerkung hat die dritte Auflage folgende Anmerkung:

„Eine göttliche Gesinnung, die nach der Versicherung der Schrift uns das Zeugnis giebt, daß wir Gottes Kinder sind, ist dem, der sie hat, der stärkste Beweis für seine Unsterblichkeit. Sie schafft ihm aber auch hier schon einen so hohen Grad von Seligkeit, daß er sie mit dem Besitze aller Herrlichkeit und Freude der Erde nicht vertauscht. Auch ohne Rücksicht auf ewige Belohnung wird er alles verachten und aufopfern, was ihm diese Gesinnung rauben könnte. Für ihn giebt es keine Seligkeit, als diejenige, die aus dieser Gesinnung hervorgeht."

*) Man lese hiervon unter anderen die Briefe, die er anno 1521 aus seinem Patmus an Melanchthon den 19. Mai und 13. Juli geschrieben hat, davon der Auszug in Keils merkwürdigen Lebensumständen Luthers S. 116 zu finden ist.

den Kaiser nicht ausführen konnten; doch schreckten ihn nicht die Bannstrahlen, die von Rom aus auf ihn von einem Manne geschleudert wurden, der den Kaisern Gesetze gab und den Mund derer, die ihm widersprachen, mit Flammen und Rauch zu stopfen pflegte; doch hatte er Mut genug, Worms zu besuchen und einer Versammlung, bei welcher Personen, die gegen ihn eingenommen waren, den Vorsitz führten, unter die Augen zu sehen, zu widersprechen und ihre Drohungen zu verachten. Doch blieb er seinem Vorsatze bis in seine letzte Stunde treu und führte ihn aus.

Und woher diese Entschlossenheit, dieser alle Gefahr verachtende Mut? Lies, o Zweifler, die Schriften dieses edlen Mannes mit freier, unbefangener Seele und sage, ob du einen anderen wahrscheinlichen Grund angeben kannst, als den Glauben an Gottes Verheißungen.

„Freilich", wird man einwenden, „können die Wirkungen des Glaubens an göttliche Offenbarungen nicht geleugnet werden. Wenn wir aber die Summe von allem Guten, das dadurch gestiftet worden, gegen die Summe des Elendes abwiegen wollten, das dadurch angerichtet wurde, würde nicht die letztere Wagschale sinken? Das eiserne Joch, das Lacedämon, die Fesseln, die Rom tragen mußte, Mahommeds Plünderungen, Europens Entvölkerung durch Kreuzzüge, Inquisition, Bluthochzeit, sind diese nicht alle Wirkungen des Glaubens an göttliche Offenbarungen?"

Diesen Einwurf führe ich mit Fleiß an, weil er neu ist und vielen Schein hat.

Daß der Glaube an göttliche Offenbarungen viel Jammer in die Welt gebracht habe, ist freilich unleugbar. Wer will aber imstande sein, sein Verhältnis zu der Summe des Guten zu bestimmen, das dadurch in die menschliche Gesellschaft gebracht wurde? Die einzige Reformation wiegt schon Inquisition und Bluthochzeit und manchen anderen, durch blinden Religionseifer angerichteten Jammer weg. Diese waren lokal verheerendes, aber auch dabei tobendes Gewitter; jene ist wohlthätiges Licht, das auf die ganze Welt, das bis in die spätesten Jahrhunderte wirkt.

Überdies sind die Offenbarungen äußerst mannigfaltig. Einige enthalten Urteile und Forderungen, die die aufgeklärte Vernunft geradezu verdammt, oder zielen augenscheinlich auf den Privatvorteil einer Nation, eines Despoten oder Bonzen-Collegiums ab. Andere stimmen mit den Urteilen der gesunden Vernunft überein, enthalten nur einige Ideen, die zwar der Vernunft unbekannt, aber äußerst annehmungswürdig sind, und zielen nicht auf Privatvorteil, sondern Veredlung der Menschenfamilie ab. Jene haben Unterjochungen und Verwüstungen genug angerichtet, aber ihr furchtbares Ansehen ist dahin. Sie waren Schreckbilder, vor denen der im Dunkeln tappende Wanderer mit Grausen vorbeiging und sie als Wirkungen der Dämonen

ansah, die aber, seitdem es Tag geworden, dem Vorbeigehenden mit ihrer grotesken Gestalt Stoff zum Scherze geben. Wo sie Wirkung thun sollen, muß die Vernunft geblendet sein. In Provinzen, wo die Menschen von Jugend auf angewöhnt werden, mit ihren eigenen Augen alles zu betrachten, sind sie beinahe ganz unschädlich.*) Da ist keine Bluthochzeit zu befürchten; da ist das Klima den Inquisitionsgerichten ungünstig. Was die letztere Art von Offenbarungen betrifft, so können sie nur insofern schädlich sein, als sie unrecht verstanden werden.

Hierher gehört ohne Zweifel die Offenbarung, an die wir Christen glauben. Je unparteiischer sie erklärt wird, desto mehr verliert sich das der Vernunft Anstößige. Es wird darin immer heller, und die Dunkelheit, die noch auf manchen Stellen ruht, wirkt nicht Grausen, sondern Ehrfurcht und Erinnerung an den Unendlichen. Sie zielt im eigentlichen Verstande auf das wahre Interesse der ganzen menschlichen Gesellschaft ab; macht den Menschen auf seine wahre Bestimmung aufmerksam, ermuntert ihn, derselben gemäß zu leben; sucht ihn zum Beherrscher seiner selbst, zum Wohlthäter der Menschenfamilie, zum Helden unter den Leiden zu bilden und überhaupt ihn so zu vervollkommnen, daß er dem Urbilde immer ähnlicher werde; flößt ihm Hoffnung zur Sterblichkeit, zur ewigen Belohnung aller guten Thaten ein. Sollte der Glaube an diese Offenbarung wohl Schaden thun können? Gewiß in keinem Falle, als wenn sie unrecht verstanden wird.

Und dies ist immer weniger zu befürchten, jemehr die menschliche Vernunft selbst in die Natur der Dinge eindringt. Wenn auch in Pauli Briefen ein paar Stellen vorkämen, die dem ehelosen Stande das Wort zu reden schienen, so ist doch gar nicht zu besorgen, daß deswegen in einer gut unterrichteten christlichen Nation Klöster werden erbaut werden.

Und gesetzt, daß Mißverständnisse bei dieser Offenbarung unvermeidlich wären, und folglich zufälligerweise immer Schaden dadurch gestiftet würde, so wäre es doch höchst unweise, eine gute, nützliche Sache deswegen wegzuschaffen, weil ihr Mißbrauch schädlich ist. Es ist besser, wenn man dem Mißbrauche zu steuern sucht.

*) Dieses widerspricht der Behauptung, die ich vorhin geäußert habe, von dem Hange der Menschen, sich durch fremdes Urteil leiten zu lassen, keineswegs. Dort redete ich von Menschen, wie sie sind, hier aber von solchen, wie sie sein sollten. Die Provinzen von der letztern Art kenne ich freilich auf dieser sublunarischen Welt noch nicht. Die Erleuchtung, die die Aufgeklärtesten genießen, ist immer noch partial; der größere Teil der Inwohner tappt im Dunkeln. Aber schon in solchen Provinzen hält es schwer, die Rolle eines falschen Propheten zu spielen. Kaum hat der falsche Prophet sich unter dem vornehmen und geringen Pöbel einen kleinen Anhang gesammelt, so springt der Weise zu, reißt ihm die Prophetenmaske ab, er steht als Betrüger da, seine Anhänger schleichen sich beschämt fort, und nur einige murmeln in der Stille, es wäre dem Manne zu viel geschehen.

Thut doch der Mißbrauch des Weins auch Schaden, vielleicht größeren, als mißverstandene Offenbarung. Er würgt unter den Jünlingen wie eine Pest; er macht den Ehemann unempfindlich gegen die Liebkosung der Gattin und das Lächeln des Säuglings; er macht den Reichen arm, den Weisen zum Thoren, den Beherrscher zum Tyrannen. Ein Pokal voll Wein, den Alexander zu viel genießt, steckt den prächtigen Palast zu Persepolis in Brand und raubt dem treuen Klitus das Leben. Dem allen ungeachtet glaube ich nicht, daß jemand deswegen seinen Wein in den Keller laufen lassen werde.

Nicht also Amts wegen, sondern weil ich nach hinlänglicher Prüfung eingesehen habe, daß Offenbarung für den Menschen Bedürfnis, und, seinem Urteile die nötige Richtigkeit und Gewißheit zu geben, erforderlich ist, glaube ich, daß Kinder, nachdem sie durch Erzählungen von sich und den Dingen, die auf sie eine nähere Beziehung haben, hinlänglich unterrichtet sind, nun zur göttlichen Offenbarung müssen geleitet werden, teils um die Grenzen ihrer Erkenntnis zu erweitern, teils um derselbigen die nötige Gewißheit zu verschaffen.

Das Zutrauen zu unseren Urteilen wird allemal stärker, wenn wir sie durch die Urteile anderer bestätigt sehen. Und es würde also schon gute Wirkung thun, wenn wir Kindern zeigten, wie Jesus, Paulus und andere berühmte Männer des Altertums ebenso wie sie geurteilt hätten. Allein das reicht noch lange nicht hin, um ihnen Stärke genug zu geben, gegen das Urteil des großen Haufens, das gemeiniglich von Jesu Urteile ganz abgeht, auszuhalten. Sie müssen wirklich von der Göttlichkeit und Untrüglichkeit des Urteils überzeugt sein, sie müssen daran glauben.

Glaube ist also das erste, was bei dem Unterricht aus der göttlichen Offenbarung den Kindern muß beigebracht werden.

Insgemein pflegt man sich auf die in der Schrift enthaltenen und erfüllten Weissagungen und die durch die Schriftsteller verrichteten Wunder zu berufen, um den Kindern die Göttlichkeit derselben glaubwürdig zu machen. Und es ist nicht zu leugnen, daß diese Beweise ehedem große Stärke gehabt haben. Ein großer Teil der menschlichen Gesellschaft, der seit Jahrhunderten den Weltschöpfer entweder gar nicht oder nur mit Ceremonien verehrt hatte, wurde bei Jesu Ankunft zur Verehrung Gottes im Geist bewegt; aus Juden und Heiden, die in Ansehung ihrer Meinungen von Gott, der Art, ihn zu verehren, und ihrer Sitten wahre Antipoden waren, wurde eine Gemeine; Löwen weideten bei den Lämmern. Dies ist eine Erscheinung, die jedes Beobachters Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß.

Und welches ist das Mittel, durch welches diese große Wirkung hervorgebracht wurde? Das beständige Berufen auf alte, an Jesu erfüllte Weissagungen und eine Menge Handlungen, die für übernatürlich

gehalten wurden. Aber die Stärke dieser Beweise nimmt in eben dem Verhältnisse ab, in welchem die Entfernung von jenen Zeiten wächst. Und dies kann nicht anders sein, wenn Gott nicht durch neue Wunderwerke die Natur der Dinge ändert. So wie die Paläste einer Stadt, deren Größe und Pracht uns in Erstaunen ersetzte, als wir ihnen unmittelbar gegenwärtig waren, uns immer kleiner werden, je weiter wir uns von ihr entfernen; so wie der Nebel, der sie umgiebt, stärker wird; so wie am Ende ein alter Birnbaum die ganze große Stadt unsern Augen verbergen kann: so verlieren sich auch durch die Länge der Zeit immer mehrere Umstände, die die Richtigkeit einer Weissagung oder eines Wunders den damaligen Zeitgenossen unleugbar machten. Ein Dokument nach dem andern, das die Echtheit der Weissagung bewies, geht verloren, ein Zeugnis nach dem andern, das für die Wahrheit eines Wunders konnte angeführt werden, verschwindet. Die Entfernung selbst vermindert die Glaubwürdigkeit. Ein jeder Zweifel bekommt eine solche Größe, daß er die Wahrheit wenigstens eine Zeitlang überdecken kann.*) Wehe also dem, dessen Glaube an die Göttlichkeit der Schrift keine andere Stütze als Wunderwerke und Weissagungen hat. Ein jeder Einwurf, den er nicht zu lösen vermag, kann die Stütze umreißen, und mit ihr, da sie die einzige ist, stürzt der Glaube zusammen.

Ich kann also nicht anraten, daß man den Glauben in den göttlichen Ursprung der Schrift auf diese sonst starke, aber auch die Länge der Zeit morsch gewordene Stütze allein gründe.

Es giebt vier Mittel, durch welche dieser Glaube den Kindern kann beigebracht werden. Sie sind nicht nur den Fähigkeiten derselben vollkommen angemessen, sondern ich glaube auch, daß, wenn man in der gehörigen Ordnung davon Gebrauch macht, sie einen solchen Glauben wirken können, der durch nichts kann umgestoßen werden.

1. Das Zutrauen zu dem Lehrer. Wenn man sich bemüht, durch sein ganzes Betragen, durch alle Reden und Handlungen sich das Zutrauen der Kinder zu erwerben und deswegen niemals, durchaus niemals, auch im Scherze nicht, ihnen etwas Unwahres sagt, jede Gelegenheit zu benutzen sucht, sie von unserer Aufrichtigkeit und Liebe zu überzeugen, dann sind alle unsere Aussprüche Stimmen vom Himmel, die bei ihnen mehr als künstliche Demonstrationen gelten. Wenn ich in einem Kreise von Kindern, die mich lieben, in mich ein aufrichtiges

*) Je näher wir die Kräfte der Natur kennen lernen, desto geschickter werden wir, von allen wunderbaren Begebenheiten natürliche Gründe zu finden. Es geschehen noch alle Jahre Begebenheiten, die Livius unter die Wunderwerke würde gesetzt haben, wir aber wissen sie uns ganz gut zu erklären. Daraus folgt gar nicht, daß die Wunder, von denen die Schrift redet, Wirkungen des Betrugs oder der natürlichen Magie gewesen wären. Aber der Argwohn gegen sie wächst doch, sowie die Naturkenntnis sich erweitert.

Zutrauen setzen, sage: Gott sprach zu Mose, Gott belehrt die Welt durch Jesum; so thut dies eine ganz andere Wirkung, als wenn ich eben dieses vor einer Versammlung vortrage, deren Herz teils durch Leidenschaft, teils durch Lesung freigeisterischer Schriften gegen Mosen und Jesum eingenommen ist. Diese hört es, findet sich betroffen, wird unruhig, sucht Ausflüchte, macht Einwendungen. Jene glauben es mir auf mein Wort.*)

2. Die innere Vortrefflichkeit der Lehren, die die Schrift vorträgt, und die genaue Verbindung, in welcher sie mit unserer Glückseligkeit stehen.

Die pünktliche Ordnung, die die Sterne in ihrem Laufe beobachten, aber auch der Bau des Dornenstrauches, das Auge und das Ohr des Menschen, die Klaue des Raubvogels, der breite Fuß des Wasservogels, kurz alles, was von der Natur hervorgebracht wird, hat das Gepräge seiner göttlichen Abstammung bei sich, ob es gleich nicht von allen bemerkt wird. Der Schluß bleibt immer bündig: Wenn die Dinge so eingerichtet sind, daß sie, ebensowohl als eine Taschenuhr, Kunst und Weisheit voraussetzen; wenn die Himmelskörper sich nach gewissen Gesetzen bewegen; jedes Ding so gebaut ist, daß es die zu seiner Erhaltung nötige Nahrung sich verschaffen kann; wenn Harmonie zwischen dem Ganzen und jedem einzelnen Teile, wie z. E. zwischen Körpern, Licht, Auge und Gehirn, da ist: so muß das Universum von einem höchst weisen Werkführer herrühren. Sollten wir denn von der innern Vortrefflichkeit der Lehren der Schrift und ihrem genauen Zusammenhange, in dem sie mit unserer Glückseligkeit stehen, nicht ebenso bündig auf ihren göttlichen Urheber schließen können?

Wenn ich einem Kinde zeige, wie wahr und richtig und übereinstimmend mit der Natur der Dinge die Urteile sind, die die Verfasser der Bibel von Gott, von dem Menschen, seiner Bestimmung und Glückseligkeit und dem wahren Werte der sichtbaren Dinge fällen; wie glaubwürdig und beruhigend die Verheißungen sind, die sie uns geben; zu was für Würde der Mensch emporsteigt, der nach ihren Vorschriften handelt, wie er sich selbst beherrschen, Trübsale ertragen lernt und im Wohlthun sein Vergnügen sucht; welche Beruhigung unter allen Leiden er findet, wenn er auf ihre Verheißungen traut; wenn ich es erinnere, wie sehr die heiligen Schriftsteller in ihrer Denkungsart von ihren Zeitgenossen abgehen; wie sie ihre Einsichten durch menschlichen Unterricht und Studieren nicht erlangen konnten, da sie mehrenteils

*) Der Ausspruch der Eltern und Lehrer ist vollkommen hinlänglich, Kindern Glauben an die Offenbarung einzuflößen. Die zwei folgenden Mittel, die ich hier vorschlage, sind nicht sowohl nötig, um ihrem gegenwärtigen Glauben mehr Stärke zu geben, als vielmehr, um ihn gegen die Zweifel, von denen sie künftig werden beunruhigt werden, in Sicherheit zu stellen.

Ungelehrte waren: so sollte ich meinen, das Kind könnte es nicht bezweifeln, daß die in der Schrift erhaltene Wahrheit von Gott herrühre.

Daher wünsche ich, daß man bei Erklärung einer jeden Lehre den Kindern die innere Vortrefflichkeit derselben recht begreiflich und sinnlich machte, damit sie in derselben die Güte und Weisheit ihres Urhebers gleich fühlen lernten.

Wenn ich z. E. die Lehre vom Gebet vortragen sollte, so würde ich zuvörderst den Kindern die rechten Merkmale desselben zeigen, durch welche sie es von dem kalten Hersagen auswendig gelernter Formeln unterscheiden könnten. Ich würde ihnen sagen, es wäre eine recht herzliche Anrede an Gott, und dann im folgenden Tone fortfahren: Das Gebet, meine Lieben, das glaubt mir, ist das allerangenehmste Geschäft. Wenn man fleißig mit Gott umgeht, so wird man immer weiser und besser werden und sich alle seine Tage zu wahren Freudentagen machen können. Wenn ich z. E. Lust bekäme, etwas Böses zu thun, meinem armen Nebenmenschen, der mich etwa einmal beleidigte, Schaden zuzufügen, und ich träte vor Gott und spräche: „O du Allwissender, du kennst mein Herz, du weißt alles, was ich denke;" da würde ich vor der Sünde zittern und denken: Wie kann ich doch so etwas Böses vornehmen, da ich weiß, daß Gott es sieht? Wenn ich verdrießlich wäre, hätte etwa keine Lust mehr, euch zu unterrichten, weil ihr oft mutwillig und flatterhaft seid, und ich betete: „Mein guter Gott, diese lieben Kinder hast du mir anvertraut, daß ich ihnen recht viel Gutes sagen und sie zu recht guten Menschen machen soll, du bist bei mir und siehst, wie ich meine Schuldigkeit thue, und wirst mich einst wegen jeder Stunde befragen, wie ich sie angewendet habe," — was ich da für Lust bekommen würde, euch recht sorgfältig zu unterrichten! Du willst, würde ich sagen, deine Sachen recht gut machen, daß der liebe Gott seinen Gefallen daran hat. Wenn ich viele Sorgen hätte und oft nicht wüßte, womit ich künftig mich und die Meinigen erhalten sollte, und ich redete Gott an: „Mein Vater! alle guten Väter ernähren ihre Kinder, und du, du bist der beste, der rechte Vater über alles, was Kinder heißt, wirst du also wohl mich, dein Kind, können verderben lassen?" da würde auf einmal das Herz leicht werden, alle Sorgen würden sich verlieren, ich würde denken: Nein, nein, das ist unmöglich, daß ein so lieber Vater dich vergessen sollte, er wird gewiß alles gut machen. Wenn mir es bisweilen nicht nach Wunsche ging, ich wäre etwa krank, oder die Menschen betrübten mich, und ich klagte es Gott und sagte: „Du siehst, lieber Vater, wie es mir geht; dieser Jammer, der mir begegnet, hätte nimmermehr mich treffen können, wenn du es nicht erlaubt hättest, und du hast mich ja lieb, das habe ich, seitdem ich lebe, erfahren. Ganz gewiß meinst du es also gut,

daß du mir dieses Leiden zugeschickt hast. Wie kurz ist mein Leben! aber ewig, ewig werde ich bei dir sein und mich mit dir freuen!" Da würde ich mich gewiß auch bei dem empfindlichsten Leiden beruhigen können. Es kommt, würde ich denken, von Gott; es muß also gut sein.

Sollte wohl ein Kind, das das Gebet von dieser Seite kennen lernt, den, der es uns gelehrt hat, Jesum, für einen Irrlehrer halten können? Gewiß hält es ihn für den rechtschaffensten Mann. Und da dieser rechtschaffene Mann gesagt hat, er sei Gottes Sohn, so wird es kein Bedenken tragen, ihn dafür zu erkennen.*)

3. Die Wunderwerke und Weissagungen, diese können noch als ein Nebenbeweis mit angeführt werden. Als ein Nebenbeweis, sage ich, denn meiner Überzeugung nach gehörte dieser Beweis eigentlich für die vorigen Zeiten.

Bei Erzählungen der Wunder sollte man nicht sowohl dieselben zu vervielfältigen und zu vergrößern, als die Glaubwürdigkeit derselben darzuthun suchen.

Oft glaubt man der Offenbarung einen Dienst damit zu thun, daß man die Wunder vergrößert und alles, was wunderbar ist, zum Wunderwerke zu machen sucht, und bedenkt nicht, daß man dadurch die Wahrheit der Schrift verdächtig mache. Je größer, je mannigfaltiger die Wunder sind, desto schwerer fällt es, sie zu glauben. Die Seele staunt eine Zeitlang, wenn sie dieselben erzählen hört; wenn sie aber wieder zu sich selbst kommt und sieht, daß itzo sich gar nichts Ähnliches mehr zuträgt, dann fängt sie an zu zweifeln und denkt: Sollte dies auch wohl wahr sein?

Besser, dächte ich, wäre es, wenn man die vorzüglichsten Wunder, z. E. den Durchgang der Israeliten durch das rote Meer, die Auferweckung des Lazarus, die Auferstehung Jesu heraushübe und sie so vortrüge, daß die Glaubwürdigkeit derselben den Kindern entgegen leuchten müßte.**)

Der kürzeste Weg, diese Absicht zu erreichen, scheint mir der zu sein, daß man die Kinder auf den edeln Charakter des Wunderthäters, die Notwendigkeit des Wunders und seine Wirkungen aufmerksam macht. Wenn das Kind erst den wunderthätigen Mann von der besten Seite kennen lernt, mit den vorzüglichsten seiner Handlungen, aus denen

*) Folglich muß der innere Wert der Lehre die Glaubwürdigkeit der Wunder, nicht aber jene diese beweisen. Anmerkung der zweiten Auflage.

**) Es möchte doch wohl besser sein, die Wunder und Weissagungen nicht als Beweisgründe für die Göttlichkeit der Schrift anzuführen, sondern ihrer nur beiläufig Erwähnung zu thun und dabei zu äußern, daß ein großer Mann, der seine Zeitgenossen weit an Einsichten und Kräften übertrifft, allemal auch große Thaten thut, die seine Zeitgenossen in Erstaunen setzen; daß wir jetzt über die Beschaffenheit eines jeden Wunders wegen der großen Entfernung der Zeit nicht mehr urteilen können.

Menschenliebe, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit hervorleuchtet, bekannt gemacht wird, so bekommt es Liebe und Zutrauen zu ihm, und es wird eher alles Wunderbare von ihm glauben, als ihn für einen Betrüger halten können. Das Unglaubliche bei den Wundern wird noch mehr verschwinden, wenn man das Kind nach und nach zur Anhörung derselben zubereitet, ihm die damalige Lage des Wunderthäters, den noch kindischen Verstand seiner Zeitgenossen, der noch wenig Fähigkeit hatte, durch Vorstellungen gelenkt zu werden, schildert, damit das Kind von selbst etwas Außerordentliches erwarte. Auf diese Art wird dem allzugroßen Erstaunen, das mehrenteils mit Zweifeln pflegt verknüpft zu sein, vorgebeugt. Das Unerwartete erschüttert freilich mehr, es ist mir aber hier nicht um Erschütterung, sondern um stille Überzeugung zu thun.

Den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit verschafft endlich die Wirkung, die das Wunder hervorgebracht hat. Daß Himmel und Erde in Bewegung sollte gesetzt worden sein, um einen kleinen Plan auszuführen, zu dem ein guter Kopf weiter nichts als eigenes Nachdenken, Anstrengung eigener Kraft nötig hat, der vielleicht nur einer kleinen Gesellschaft nützlich ist, ist immer verdächtig und dem Gange der göttlichen Weisheit, die durch kleine Mittel große Dinge ausführt, widersprechend. Und wenn ein solches Wunder durch tausend Zeugen bestätigt würde, so bleibt es doch unglaublich. Deswegen finden die Wunder, die auf dem Grabe des Parisius[1]) geschahen, bei keinem Vernünftigen Glauben, da auf dieselben nicht die geringste merkwürdige Veränderung erfolgt ist. Wenn es aber unleugbar ist, daß durch ein Wunder große, aus gewissen Kräften nicht zu erklärende, auf die ganze Menschenfamilie bleibenden Einfluß habende Begebenheiten gewirkt wurden, dann ist das Wunder höchst glaubwürdig. Und dies kann von Mosis und Jesu Wundern leicht gezeigt werden. Entschlossenheit einer der Sklaverei gewohnten Nation, die Fesseln zu zerreißen, Anhänglichkeit und Folgsamkeit eines Millionen starken Haufens, der eben

[1]) Der französische Abbé Franz von Paris, geb. 1690 zu Paris als der Sohn eines Parlamentsrates. Schon als Kind zeigte Franz „eine sonderbare Liebe zur Gottseligkeit". Er studierte gegen den Willen seiner Eltern Theologie und war dann als Geistlicher an mehreren kleinen Orten thätig. Seit 1724 wohnte er in Paris, lebte ganz zurückgezogen, nur mit Gebet und Ertötung seines Fleisches beschäftigt. Sein Vermögen verwendete er zur Unterstützung der Armen und besonders der um ihres Glaubens halber Verfolgten. Er starb schon im Jahre 1727. Franz war eifriger Jansenist gewesen. Seine Anhänger gaben ihn für einen Heiligen aus und verbreiteten die Meinung, daß auf seinem Grabe unheilbar Kranke plötzlich gesund würden. Infolge davon wurde, nachdem man auch in einer besonderen Schrift die Wahrheit jener Wunder zu beweisen gesucht hatte, der Zudrang zu seinem auf dem Kirchhofe St. Modardi befindlichen Grabe so groß, daß man die Thüren zu diesem Kirchhofe schließen und später sogar zumauern lassen mußte.

itzo das Joch los geworden ist, das erste Mal Freiheit atmet und also vermöge des natürlichen Ganges der menschlichen Leidenschaften ganz unbändig und zügellos ist gegen einen Mann und seine Gesetze, Gründung der Erkenntnis des wahren Gottes bei einer Nation zu einer Zeit, da die ganze Welt den Schöpfer vergessen hatte und seine Geschöpfe anbetete, Errichtung eines Archivs für Wahrheit zu einer Zeit, da alles mit Irrtum überschwemmt war, und folglich Grundlage für die Glückseligkeit der sämtlichen Nachwelt, dies sind unleugbare Wirkungen, die auf Mosis Wunder erfolgten.

Schnelle Ausbreitung der Lehre Jesu, standhaftes Bekenntnis derselben auf der Folterbank und unter dem Todesschmerze, Umsturz des Götzendienstes, Öffnung eines Weges, auf dem jeder Mensch, wenn er nur will, wahre, der Würde seines Geistes entsprechende Glückseligkeit finden kann, sind durch Jesu Wunder unwidersprechlich bewirkt worden und machen sie unleugbar. Wenn nun die Kinder auf solche Umstände beizeiten aufmerksam gemacht werden, so werden sie gewiß auch Neigung empfinden, der Wahrheit jener so vielen anstößigen Wunder Beifall zu geben.

Eben diese Behutsamkeit sollte auch alsdann angewendet werden, wenn man die Göttlichkeit der Schrift aus Weissagungen zu erweisen sucht. Weissagungen ausspüren, die dunkel und zweideutig sind, ist nichts anderes, als Zweifel zusammentragen, die Glaubwürdigkeit der Schrift zu bestreiten. Von einer Weissagung, deren Verstand sicher ist, die unleugbare Erfüllung darzuthun, muß ungemeine Ehrerbietung gegen den Urheber derselben erwecken. Daher wünsche ich alle die Aussprüche der Psalmen und Propheten, die nicht anders als mit Zwang auf die Begebenheiten des neuen Testamentes können gedeutet werden, die ganze Lehre von den Vorbildern aus dem Unterrichte der Kinder weg. Wenn sie überzeugt werden, daß in vielen Stellen der Propheten, z. E. Jes. 53, der Messias so deutlich geschildert sei, daß, wenn man Jesum von Nazareth dagegen hält, die Ähnlichkeit einleuchtend ist; daß von Jerusalem aus die ganze Welt ist erleuchtet worden, wie es Jes. Kap. 2 vorhergesagt hat; daß der Untergang des jüdischen Staates gerade so, wie Jesus es prophezeiete, erfolgt ist, so sind sie meines Erachtens hinlänglich zubereitet, den göttlichen Ursprung der Weissagungen und folglich auch des Buches, in dem sie enthalten sind, anzunehmen.

4. Inneres Zeugnis des heiligen Geistes, eigene Empfindung der wohlthätigen Wirkungen der Wahrheit, oder wie man es sonst nennen will.

Dieses bleibt immer der bündigste Beweis für den göttlichen Ursprung der Schrift für den, der ihn hat. Dieser sieht mitleidig auf den herab, der der Schrift ihr Ansehen zu rauben sucht, sowie wir einen angehenden Arzt zu belächeln pflegen, der uns eine Speise, aus

der wir schon seit vielen Jahren gesunde Nahrung gesogen haben, verdächtig machen will.

Wenn wir immer dahin arbeiten, Kinder so weit zu bringen, daß sie nach ihren Einsichten, die sie durch Vernunft und Schrift erhalten haben, handeln (und bei unermüdetem Fleiße können wir uns wenigstens von einigen diese Ernte versprechen); wenn sie einigemal schon gefühlt haben, wie süß es sei, recht gethan, Leidenschaft besiegt, Menschen beigestanden zu haben; wenn sie schon einigemal die belebende, stärkende, beruhigende Kraft des Gebetes empfunden haben, dann hat der Glaube so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es zu den außerordentlichen Vorfällen müßte gerechnet werden, wenn er durch Zweifel und Spötterei wieder ausgerissen werden sollte. So jemand will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei.

Was nun die Lehren selbst betrifft, die den Kindern aus der Offenbarung sollen mitgeteilt werden, so giebt mir wohl jeder Prüfende zu, daß man ihnen nicht alles gleich vortragen dürfe, was in der Bibel steht. Denn sonst müßte man sie ja auch mit Lastern bekannt machen, über die jeder Redliche dicke Nacht gezogen wünscht. Überdies ist die Schrift ein Lehrbuch, das für alle Klassen der Menschen, davon die Kinder nur ein Teil ausmachen, bestimmt ist. Ist's nun nicht unbedachtsam, die Kinder mit Lehrsätzen bekannt zu machen, die nur für Menschen von geübterem Verstande gehören? Welches aber die Lehren sind, die für Kinder und Erwachsene gehören, traue ich mir nicht zu entscheiden. Für mich habe ich es entschieden. Aber bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Urteile meine Entscheidung anderen aufzudringen, halte ich für unbillig. Eine einzige Anmerkung will ich mir erlauben.

Die Hauptperson, welche Kinder nun kennen lernen, wenn man anfängt, sie aus der göttlichen Offenbarung zu unterrichten, ist Christus. Die Bekanntmachung mit demselben kann bei keiner Unterweisung, die christlich sein soll, vermißt werden. Er ist die Person, an welche man nun die Kinder als an ihren Lehrer und Beförderer ihres Glückes weist, und es muß also viel darauf ankommen, von welcher Seite sie ihn zuerst kennen lernen. Je liebenswürdiger er ihnen vorgestellt wird, desto herzlicher muß auch ihre Zuneigung, Vertrauen und Folgsamkeit gegen ihn werden.

Wenn ich nun einem Kinde Menschenliebe einflößen wollte, würde ich meine Absicht wohl erreichen, wenn ich es stundenlang von der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, von der Denkungskraft, von der Freiheit, von der Verbindung zwischen Leib und Seele, von dem Ungrunde der vorherbestimmten Harmonie[1]) unterrichtete? Schwerlich. Es

[1]) Nach der Ansicht von Leibniz sind Leib und Seele von Gott für

würde mich nicht verstehen, folglich meinen Unterricht mit Verdruß anhören und anstatt Liebe vielleicht gar Abneigung gegen den Menschen fassen. Ein anderer, der auf ganz einfache Art seinen Kindern die Vorteile erzählte, die sie in der menschlichen Gesellschaft genießen, würde gewiß weit eher zu seinem Zwecke kommen. Ebenso zweckwidrig scheint es mir zu sein, wenn man den Anfang des Unterrichtes von Christo mit der Frage macht: Wer ist Christus? Man erkläre, wie man will, man erklärt doch umsonst, die Kinder verstehen doch davon gar nichts. Und aus was für Absicht wird diese Frage gethan? Um Liebe und Vertrauen zu Christo zu wirken? Dieses kann dadurch nicht bewirkt werden, da die Kinder sich keine Vorstellung von der Vereinigung der beiden Naturen machen und also den inneren Wert, den Christus dadurch bekommt, gar nicht begreifen können. Wenn anders die Lehre von Christo in der Absicht vorgetragen wird, um Liebe, Vertrauen und Gehorsam gegen ihn zu erregen, und dies sollte doch billig bei der Unterweisung der Kinder die Hauptabsicht sein, so glaube ich, daß man weit leichter und sicherer zu seinem Zwecke komme, wenn man den Anfang mit Schilderung des liebenswürdigen Charakters dieses vortrefflichen Mannes macht. Ohne Zweifel sendete ihn Gott auch in dieser Absicht in die Welt, daß er das höchste Muster moralischer Vollkommenheit uns geben, ein Vorbild uns lassen sollte, damit wir nachfolgen möchten seinen Fußtapfen. Dieser hohen Bestimmung handelte er immer gemäß. Unter allen Umständen war er Menschenfreund, beförderte die unschuldigen Freuden der Menschen, wie auf der Hochzeit zu Kana, arbeitete unermüdet, ohne irdische Vergeltung, für Menschenglück; jeder Notleidende fand bei ihm Zutritt und gewisse Hilfe; gegen die boshaftesten Beleidigungen war er höchst sanftmütig, und unter dem schmerzhaftesten Leiden zeigte er die größte Geduld. Ein Mann von diesem Charakter findet bei allen sanften Seelen, dergleichen Kinder, die Erziehung und Umgang noch nicht verderbt hat, durchgängig haben, Liebe und Zutrauen. Überdies fassen Kinder das Vortreffliche dieses Charakters weit leichter als die Vereinigung der beiden Naturen. Da nun die gesunde Vernunft verlangt, daß man bei jeder Art von Unterweisung mit dem Leichteren den Anfang mache, so muß man auch aus diesem Grunde mit der Schilderung des Charakters Jesu den Unterricht anfangen.

Der Mensch pflegt ferner die Dinge in dem Grade zu lieben, in dem sie ihm nützlich sind. Die kleinen Menschen sind ebenso. Das liebe sanfte Fritzchen, das mit seiner Gesellschaft Karlchen so viele ver-

---

einander passend eingerichtet, so daß sie gegenseitig aufeinander einwirken können. Diese Einrichtung nennt Leibniz die prästabilierte (vorher bestimmte) Harmonie.

gnügte Stunden macht, ist ihm gewiß lieber, als der Friedrich, der durch eigene Verdienste sich zu einer Höhe emporgeschwungen hat, vor welcher dem größten Teile der Menschen schwindelt. Dies ist Naturtrieb, der von Gott herrührt. Denselben ausrotten, das Kind so weit bringen wollen, daß ihm Personen wegen ihrer Größe lieber sein sollen als andere minder große, die aber auf eine fühlbare Art ihr Glück befördern, heißt Gott und der Natur entgegen arbeiten.

Der Trieb, das zu lieben, was uns nützlich ist, giebt uns vielmehr einen Wink, wie wir dem Unterrichte von Jesu mehrere Wirksamkeit verschaffen können. Wir müssen nämlich den Kindern die großen Wohlthaten, die sie durch ihn empfangen haben, so nahe als möglich zu legen suchen.

Bisher haben viele die durch Jesum geschehene Versöhnung als die einzige Wohlthat, die wir ihm zu danken hätten, angepriesen und dadurch Liebe und Vertrauen zu ihm bei den Kindern zu erwecken gesucht. Sie haben aber auch das Unbequeme dieser Methode gefühlt und oft bemerkt, daß ihre Kleinen oft ganz kalt geblieben sind. Dies hat sie gedrungen, auf Mittel zu sinnen, ihnen den großen Wert dieser Wohlthat recht fühlbar zu machen. Einige bemüheten sich die ausgestandenen Qualen des Erlösers mit den lebhaftesten Farben zu schildern und die Einbildungskraft der Kinder so zu erhitzen, daß sie den Unschuldigsten mit zerfleischtem Rücken, blau geschlagenen Wangen, mit durchbohrten Händen und Füßen, von dem Abschaume der Menschheit verlacht, zu erblicken glaubten. Da ergossen sich Thränenströme, und der Lehrer freute sich und glaubte, daß nun der Glaube wirklich sei gewirkt worden. Wenn nur nicht die tägliche Erfahrung lehrte, daß solche Rührungen ebenso schnell vorbeigingen, als sie entstunden, und daß diejenigen, die sonst keinen Beweis ihrer Sinnesänderung als diese Thränen gegeben haben, in ihren Gesinnungen dem Gekreuzigten so ganz unähnlich wären. Es ist auch gar nicht zu erwarten, daß die bloße Vorstellung der Martern, die Jesus ausgestanden hat, Liebe, beständige, thätige Liebe zu ihm hervorbringen sollte. Mitleiden kann sie wohl erregen, aber nicht echte Liebe, nicht Bestreben, die Gesinnung des Leidenden anzunehmen. Überdies muß die Einbildungskraft sehr thätig sein, wenn das Bild des Gekreuzigten in der Seele sein soll. Da nun diese Thätigkeit mit den Geschäften und Zerstreuungen, in die man verwickelt ist, nicht bestehen kann, so verschwindet dieses Bild wieder, sobald die Seele wieder auf die Dinge, die außer ihr sind, zu wirken anfängt, und alle die guten Eindrücke gehen verloren, die jenes Bild gemacht hatte. Dies ist wohl die wahre Ursache, warum so vielen Christen, die so oft unter dem Kreuze Jesu stehen und sich in Betrachtung seiner Wunden verlieren, die echten Merkmale mangeln, an denen man nach Aussage der Schrift selbst die Freunde Jesu er-

kennen soll —, Herrschaft über sich selbst und Fleiß zu guten Werken. Gal. 5, 24. Tit. 2, 14.*) Daher bemühten sich andere, den Kindern recht anschaulich zu machen, daß er diese Martern für uns erlitten habe. Und dies war freilich der sicherste Weg, sie von dem großen Werte dieser Wohlthat zu überzeugen. Allein die redliche Begierde, ihren Kindern den großen Wert des Erlösers recht fühlbar zu machen, verleitete sie oft auf Abwege, nach denen ich ohne Grauen nicht blicken kann. Sie schilderten Gott mit so schwarzen Farben, daß notwendig die armen Kleinen sich vor ihm entsetzen mußten. Sie pflanzten Sklavenfurcht, da sie Kindesliebe zu erzeugen glaubten. Sie legten der menschlichen Natur ein scheußliches Ansehen bei — das sicherste Mittel, Menschenhaß zu befördern, — und erhoben den Satan zu einer Höhe, die er nie bestiegen hat. Muß man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen, wenn man Kindern den Wert der Erlösung begreiflich machen will?

Die natürlichste Folge, die hieraus fließt, ist diese, daß die Lehre

*) Man merke wohl, daß ich dies Urteil nur von vielen, nicht aber von allen, deren Einbildungskraft sich mit den Wunden Jesu beschäftigt, gefällt habe, teils weil ich es für äußerst lieblos halte, eine ganze Klasse von Menschen geradezu für Heuchler zu erklären, teils weil ich bei weiterem Nachdenken einen Grund glaube gefunden zu haben, aus dem es sich begreifen läßt, wie die sinnlichen Vorstellungen des Gekreuzigten gute Gesinnungen wirken können. Ich habe zwar gesagt, daß die Einbildungskraft sehr thätig sein müsse, wenn sie das Bild des Gekreuzigten hervorbringen will, und dies ist unleugbar. Wenn sie aber in einem hohen Grade angestrengt wird, wenn sie sich sehr oft mit einem gewissen Bilde beschäftigt, so kann sich dieses Bild auch so tief in die Seele eindrücken, daß sie es bei allen Beschäftigungen und Zerstreuungen fest hält und bei der entferntesten Veranlassung ohne viele Anstrengung es wieder hervorbringen kann. Wenn nun die Eindrückung immer in Verbindung mit seiner Lehre geschieht, so kann dies Bild gleichsam eine Hieroglyphe werden, bei deren Anblick eine Menge von Wahrheiten in die Seele strömt. Man erblickt alsdann in dem Gekreuzigten das höchste Ideal von Menschenliebe, Leutseligkeit, Sanftmut, Geduld und Gehorsam gegen Gott, das notwendig über das Herz eine wohlthätige Wärme verbreiten muß. Unterdessen muß man wohl merken, daß eigentlich die Lehre Jesu, nicht aber sein Bild diese Wirkung thut. Das Bild ist nur Erinnerungsmittel und Hülle, in der uns die Wahrheit erscheint. Wer durch dieses Mittel die Kräfte der menschlichen Seele in Thätigkeit setzen will, hat die größte Behutsamkeit nötig. Er muß notwendig erst den Verstand auf die Wahrheit aufmerksam machen und sich überzeugen, daß er sie richtig gefaßt hat, ehe er sie in dem Bilde Jesu der Einbildungskraft eindrückt. Vernachlässigt er dieses, so macht er den Menschen von seiner Einbildungskraft abhängig, die doch nie ein sicherer Wegweiser sein kann; er bildet Schwärmer, indem er Christen zu bilden glaubt. Überdies — sollten wohl alle Menschenseelen eine so lebhafte Einbildungskraft haben, als zur Fassung dieses Bildes nötig ist? Wäre dieses nicht, könnte man wohl diese Art des Unterrichts als allgemein anpreisen? Könnte die allzugroße Anhänglichkeit an demselben uns nicht verleiten, Menschen für ungläubig und verstockt zu erklären, die weiter keinen Fehler haben, als daß ihre Einbildungkraft nicht feurig genug ist?

von der Erlösung noch ganz außer der Sphäre kindischer Fähigkeiten liege.*)

Jesus hat uns ja außer der Erlösung noch viele andere Wohlthaten erzeigt, die ihn uns wert und liebenswürdig machen müssen. Sein ganzes Geschäft wahr wohlthun, und die Größe jeder andern Wohlthaten fassen die Kinder leichter als die Erlösung. Daß durch seine Bemühung die Erkenntnis Gottes bis zu uns gekommen ist, und durch ihn die Götzen, die unsere Vorfahren anbeteten, gestürzt sind; daß er uns belehrt hat, wie wir uns von unseren Verirrungen wieder zurechtfinden sollen; daß er uns Mut gemacht habe, mit dem Ewigen wie mit unserm Vater auf das vertraulichste umzugehen; daß wir in den größten Leiden durch ihn den Trost haben, daß es Arznei zur Beförderung der Gesundheit unserer Seele sei; daß wir es ihm zu danken haben, was wir von unserm künftigen Zustande wissen; das kann ja leicht gezeigt und der Wert dieser Wohlthaten den Kindern faßlich gemacht werden.*) Deswegen halte ich es für schicklicher, die Kinder mit diesen Wohlthaten vorläufig bekannt zu machen, die Lehre von der Erlösung entweder bis zu reifern Jahren zu versparen oder sie nur beiläufig anzuführen, und verspreche mir durch diese Art des Unterrichts mehr herzliche Liebe und Zutrauen zu Jesu als durch alle Dogmatik, die für die Theologen im eigentlichen Verstande gehört, erzeugen zu können.

Ist nun erst durch diese Art des Vortrages Jesus den Kindern liebenswürdig geworden, so kann man ihnen denselben auch in seiner Größe zeigen, wie er itzo die Welt regiere, über die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts wache und jedem, der sein Glück redlich sucht, dazu beförderlich sei, wie er uns einst aus dem Grabe wieder helfen, unsere Handlungen beurteilen und nach dem Verhältnisse derselben Belohnungen und Strafen austeilen werde.

*) Lieblos wäre es, wenn man diese Behauptung als einen Ausfall auf die Lehre von der Erlösung verschreien wollte. Müssen denn die Kinder eben alles wissen, was wahr ist? Daß der Mensch durch Beischlaf erzeugt werde, ist wahr. Gleichwohl werden die meisten Eltern Bedenken tragen, ihre Kinder mit dieser Wahrheit bekannt zu machen. Die Lehre von der Erlösung soll Gefühl unserer Unwürdigkeit und Vertrauen zu Jesu erzeugen. Beides kann bei Kindern auch ohne nähere Bekanntschaft mit diesem Geheimnisse hervorgebracht werden. Man mache sie nur immer aufmerksam auf die Unvollkommenheit der menschlichen Handlungen und auf die Art und Weise, wie gute Gesinnung in uns gewirkt wird, und sie werden es sich gewiß nicht einfallen lassen, sich ihres Verdienstes gegen Gott zu rühmen. Man zeige ihnen, wie Jesus von Gott verordnet sei, das Wohl der menschlichen Seelen durch Erkenntnis der Wahrheit zu befördern, und sie werden gewiß Vertrauen zu ihm bekommen. Die Frage, wodurch werde ich aber meiner Begnadignng gewiß, fällt Kindern noch nicht bei und verdient also noch nicht beantwortet zu werden.

*) Vorzüglich wenn man die traurige Lage recht lebhaft beschreibt, in welcher sich die Welt vor Jesu Ankunft befand.

Dies sei die einzige Erinnerung, die ich in Ansehung der Lehren, die Kindern aus der Offenbarung vorzutragen sind, zu geben wage.

Was ich von dem Unterrichte in der Religion, der aus natürlicher Erkenntnis der Dinge genommen wird, gesagt habe, gilt auch von dem Unterrichte aus der Offenbarung, daß man ihm die möglichste Anmut müsse zu verschaffen suchen. Kindern erst Gott und ihre Pflichten mit möglichster Anmut durch die Betrachtung der Dinge kennen lehren, dann gleich das christliche System mit aller Trockenheit, mit welcher es mehrenteils vorgetragen wird, beibringen wollen, heißt Abneigung gegen das Christentum und Liebe zum Naturalismus einflößen.

Da es nun unleugbar ist, daß der Unterricht durch Erzählung für Kinder der anmutigste ist, so wünschte ich auch, daß man ihnen die Wahrheiten, insofern sie geoffenbart worden, auf diese Art bekannt machte.

Gott selbst giebt uns ja hierzu einen Wink und hat uns vorgearbeitet, da er die mehrsten Wahrheiten in Erzählungen eingewebt hat. Hierbei könnte man folgende Kautelen beobachten.

1. Die Hauptbegebenheiten, die in der Schrift vorgetragen werden und auf Mitteilung und Ausbreitung der Wahrheit eine besondere Beziehung haben, in chronologischer Ordnung erzählen.

Die Hauptbegebenheiten sage ich. Denn da es mir noch immer um Mitteilung guter Gesinnungen zu thun ist, so sehe ich nicht, warum man sie mit Anführung solcher Geschichten, die mit der Hauptsache in keiner Verbindung stehen, die schwer zu erklären oder wohl gar anstößig sind, bei denen zwar auch etwas Gutes, aber weit gezwungener als bei Geschichtchen, die man selbst erdichtet, gesagt werden kann, aufhalten will. Lots Ausschweifung, Judas und Onans Schandthaten, Bileams redenden Esel, das Stillstehen der Sonne u. dgl. möchte ich Kindern noch nicht bekannt gemacht wissen.

In chronologischer Ordnung. Denn da lernen die Kinder nach und nach die ganze Geschichte der Religion übersehen, ihre Liebe, ihr Vertrauen zu Gott bekommt immer neuen Zuwachs, wenn sie hören, wie er vom Anfange her geschäftig gewesen ist, Erkenntnis der Wahrheit in die Welt zu bringen, sie zu schützen und immer weiter auszubreiten. Ihr Glaube an die Wahrheit selbst wird fester, wenn sie dieselbe aus Gottes Schoße gleichsam hervorgehen sehen.

Es versteht sich von selbst, daß dieses auch auf eine herablassende, Kindern faßliche Art geschehen, die Landesart, Sitten, Gewohnheiten der damaligen Zeiten beiläufig geschildert werden müssen.*)

2. Sich einige Zeit bei Erklärung der vorzüglichsten Reden frommer Personen aufhalten.

*) Herrn Kirchenrat Seilers Geschichte der Religion könnte hier zum Leitfaden dienen.

Dies wäre das Mittel, ihnen auf eine angenehme Art auch die geoffenbarte Wahrheit beizubringen.

Bei dieser Gelegenheit redete Gott folgendes; bei jener Gelegenheit brach der fromme Mann in folgende Worte aus; das waren merkwürdige Worte! O Kinder, wie vieles liegt darinnen! Durch dergleichen Übergänge könnte man immer auf die Erklärung der wichtigsten Wahrheiten kommen.

Dies gilt besonders von dem Leben Jesu, in welches gar bequem das ganze christliche Religionssystem gebracht werden kann.*)

Einige Schwierigkeiten fühle ich hierbei. Sie sind aber nicht so groß, daß sie nicht könnten gelöst werden. Wo kommen, könnte man fragen, die trefflichen Lehren hin, die in den Psalmen, Salomons Sprichwörtern und den Briefen der Apostel liegen? Darinnen liegt nun freilich das meiste. Und wer die Schrift in der redlichen Absicht lieset, Wahrheit zu finden, wird seine Absicht durch aufmerksames Lesen dieser Bücher am sichersten erreichen. Allein die trefflichsten, für Kinder am dienlichsten Aussprüche können ja ebenfalls mit zur Erzählung gezogen werden. Man kann ja leicht sagen: Seht, was David für ein weiser Mann gewesen ist! So spricht er in diesem, so in jenem Psalm. Und Salomo, — was das für ein weiser Ausspruch ist, den wir da, dort in seinen Sprichwörtern finden. Wie liebreich Jesus für unser Glück gesorgt hat! So läßt er uns durch Paulum, so durch Petrum sagen. Überdies könnten ja auch wohl die Psalmen und Sprichwörter bisweilen von Kindern gelesen und ihnen erklärt werden.

3. Die Charaktere der biblischen Personen recht lebhaft schildern.

So wird auf dem Grunde fortgebaut, der durch die erdichteten Erzählungen gelegt worden. Durch jene wurden die Kleinen in die Gesellschaft guter Kinder, durch diese werden sie in die Gesellschaft frommer Männer gebracht. Ein so lehrreicher Umgang kann nicht ohne Nutzen sein.

Freilich sind wir auch gezwungen, bisweilen schlechte Charaktere aufzustellen. Ischarioths Charakter, wie mich dünkt, der scheußlichste unter allen, kann wohl schwerlich aus der biblischen Geschichte wegbleiben. Wenn man aber die Laster der Menschen, wie ich schon erinnert habe, immer als beklagenswürdige Verirrungen vorstellt, die niemandem nachteiliger als dem Verirrten sind, so sind auch diese nicht nur unschädlich, sondern auch lehrreich.**)

*) Herrn Pastor Feddersens biblische Geschichte und Leben Jesu für Kinder könnten zu dieser Absicht mit großem Nutzen gebraucht werden.

**) Des Herrn Niemeyers[1]) Charakteristik der Bibel würde für Lehrer zu dieser Absicht sehr lehrreich sein.

[1]) Niemeyer (Aug. Herm.), geb. 1754, gest. 1828. Im Jahre 1780 wurde Niemeyer Professor der Theologie zu Halle, 1785 Mitdirektor des Päda-

4. Auf den Gang der göttlichen Weisheit bei den Schicksalen der Menschen aufmerksam machen.

Hierzu dient die biblische Geschichte vorzüglich. Sie läßt uns nicht nur im kleinen an den Schicksalen einzelner Personen und Familien sehen, wie der Weg, auf den Gott uns leitet, zwar oft unangenehm, dunkel und schrecklich sei, aber doch immer, wenn man ihm redlich nachgeht, zur Freude leite, sondern sie macht uns auch auf den mächtigen Einfluß aufmerksam, den die göttliche Regierung auf ganze Staaten, ja auf das Wohl der Welt hat.

Unstreitig müßte diese Art des Unterrichts noch mehr Anmut bekommen, wenn man dabei auch gute Kupfer vorzeigen könnte. Schade nur, daß die mehrsten Bilderbibeln zur Erreichung meiner Absicht, Einflößung guter Gesinnungen, gar nicht gebraucht werden können. Die mehrsten, sage ich, denn alle habe ich sie nicht gesehen. Wenn der Ewige in manchem Holzschnitte mit einem Barte und langem Schlafrocke vorgestellt wird; wenn der Schönste unter den Menschenkindern an die Seite des Satans gestellt wird, fast ebenso gebildet wie er, Hörner und Klauen ausgenommen, so möchte ich wissen, in welcher Absicht diese Fratzen wären gestochen worden. Vielleicht Abneigung gegen Gott und Jesum zu erregen? Dies ist die Wirkung, die man am sichersten von solchen elenden Gemälden erwarten kann.*) Doch auch die mehrsten Kupfer, in denen die Natur mit vielem Geschmacke nachgeahmt ist, sind zur Erreichung meiner Absicht undienlich. Wenn z. E. Simson abgebildet wird, wie er einen Philister bei den Haaren hält und grimmiglich mit einem Eselskinnbacken auf ihn losschlägt, oder David, wie er die badende Bathseba belauscht —, was ist hierin Lehrreiches für Kinder? Ist etwa das letztere Kupfer entworfen worden, um die Jugend auf weiblichen Reiz aufmerksam zu machen?

Hier sind einige Gedanken, die bei künftiger Entwerfung biblischer Kupfer befolgt werden könnten.

1. Die Gottheit sollte niemals gemalt werden. Denn wer hat

---

gogiums und des Waisenhauses, 1787 Direktor des pädagogischen Seminars, 1807 als Geisel nach Frankreich deportiert, nach seiner Rückkehr im Jahre 1808 Kanzler und rector perpetuus der Universität Halle. Die von Salzmann angeführte Schrift umfaßt 5 Bände. Wir nennen außerdem noch seine „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts", 3 Bde., und sein „Lehrbuch der Religion für obere Klassen in gelehrten Schulen", welches viele Auflagen erlebt hat, aber unter dem Ministerium Eichhorn in Preußen verboten wurde.

*) Der Einfall, den unsere Alten gehabt haben, die für den ersten Religionsunterricht der Jugend bestimmten Bücher mit Holzschnitten zu versehen, gehört ohne Zweifel unter die abgeschmacktesten. Die Kinder denken sich gewiß bis in das zwanzigste Jahr, manche lebenslang Gott und Jesum nur unter diesen Bildern.

sie jemals gesehen? Wollte man sie unter Sinnbildern, z. E. unter einem aus der Wolke hervorlauschenden Auge oder einem Dreiecke vorstellen, so würde dieses zu lauter falschen Neben-Ideen verleiten.

2. Der Abdruck der Gottheit, Jesus, kann gemalt werden. Er kann nicht nur, sondern er soll und muß auch gemalt werden. Denn das Kind, das immer von Jesu reden hört, fängt nun gewiß an, sich ihn unter dem Bilde eines gewissen Mannes zu denken. Und es ist gar nicht gleichviel, unter welchem Bilde es sich ihn vorstellt. Ist es ein reizendes Bild, so gewinnt die Zuneigung zu ihm ungemein viel. Ist es ein Bild, wie es in vielen Dorfkirchen steht, das einem Sünder ähnlicher als dem Schönsten unter den Menschenkindern sieht, so ist es schon ungleich schwerer, Zuneigung gegen ihn zu erregen. Deswegen wäre es gut, wenn man dem Bilde Jesu die höchste männliche Schönheit, insofern sie mit seinem sanften und doch männlichen Charakter bestehen kann, erteilte. Und hier wäre der Ort, wo die Lavatersche Sammlung von Christusköpfen ihren großen Nutzen haben könnte.

3. Wenn Handlungen sollen vorgestellt werden, so wähle man immer diejenigen Scenen, die für die Jugend am lehrreichsten sind. Ausübungen der Tugend. Z. E. Jakobs Versöhnung mit Esau; Hiobs Bild, die Worte ausdrückend: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Davids Abschied von Jonathan u. s. w.

4. Vorzüglich aber bilde man die Folgen der Handlungen ab. Und, wie ich schon erinnert habe, mehr die gewöhnlichen als ungewöhnlichen Folgen. Sollte ich z. E. den Lohn des kindlichen Gehorsams in Josephs Bilde zeigen, so würde ich nicht die Scene wählen, da er auf dem königlichen Wagen fährt. Denn tausend Kinder sind ihren Eltern so gehorsam als Joseph und fahren deswegen doch nicht auf königlichem Wagen. Ich würde lieber den alten Vater malen lassen, wie ängstlich er um den geglaubten Verlust des gehorsamsten Sohnes klagt, oder die rührende Scene, da er ihn nach langer Trennung das erste Mal wieder in seine Arme schließt. Denn der Lohn, von Eltern geliebt zu werden, ist groß, vielleicht größer als der, auf Königs Wagen zu fahren, und gleichwohl wird er selten bemerkt. Sollte ich die betrübten Folgen der Treulosigkeit des Judas abdrucken lassen, so würde ich nicht den am Stricke hängenden Verräter wählen. Denn wie leer würde bald die Welt werden, wenn alle Treulose sich das Leben nehmen sollten? Lieber würde ich ein Gesichte stechen lassen, das verzweiflungsvoll den schrecklichen Gedanken ausdrückte: Ich habe unrecht gethan, daß ich unschuldiges Blut verraten habe.

Ich habe bemerkt, daß eine kurze Sentenz, in die ein fruchtbarer Gedanke gedrängt ist, er mag nun falsch oder wahr sein, die Seele zu den kühnsten Entschließungen bringen kann. So wie das Samenkorn,

wenn es ein ihm günstiges Land findet, aufschwillt, keimt und sich ganz entwickelt, so entwickelt sich auch bald ein solcher Gedanke nach seinem ganzen Umfange, wenn er in einer ihm günstigen Minute von der menschlichen Seele gedacht wird.

Wenn wir oft die Sachen aus ganz falschen Gesichtspunkten betrachteten, wenn wir schon im Begriffe waren, uns nach unseren Vorstellungen zu bestimmen —, was hielt uns zurück? Wenn wir in schweren Leiden unser Vertrauen auf Gott fahren lassen wollten, was stärkte uns? Gemeiniglich ein Vers aus einem guten Dichter, ein biblischer Spruch oder auch eine andere Sentenz eines erfahrenen Mannes.

Niemandem kann diese Erfahrung bekannter als meinen Amtsbrüdern sein, die durch treue Führung ihres Amtes sich das Zutrauen ihrer Zuhörer zu erwerben wissen. Wie oft bekennen diese uns, daß ein biblischer Spruch sie von den größten Thorheiten zurückgezogen, in langen qualvollen Nächten sie erquickt habe! Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sei der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden, — rief mir einmal ein Mann, der seit vielen Jahren wegen eines Krebsschadens im Gesichte von aller menschlichen Gesellschaft verbannt war, mit heiterem Blicke entgegen, als ich kam, um ihn zu trösten.

Die Ursache hiervon ist leicht zu erklären. Eine kurze Sentenz ist gleichsam der Extrakt von einer weitläuftigen Abhandlung. So wie nun der Extrakt von einer Sache allemal stärker wirkt als die Sache selbst, so muß auch eine Sentenz wirksamer als eine weitläuftige Demonstration sein, die mit vielem saget, was bei jener in wenigen Worten enthalten ist.

Diese Erfahrung lehrt uns nun, wie nötig und nützlich es sei, dem Gedächtnisse der Jugend die Wahrheit, die man ihr in einer weitläuftigen Erzählung gezeigt hat, in kurzen biblischen Sentenzen beizubringen.

Es ist ja freilich wahr, daß das protestantische Deutschland von Christen wimmelt, die ein ganzes Buch voll biblischer Sprüche im Kopfe haben, und die demunerachtet an der Seite des Sokrates eine armselige Rolle spielen würden. Aber wie abgeschmackt sind auch sehr vielen diese Sprüche beigebracht worden.

Ohne Auswahl — Sprüche, die oft gar nicht enthielten, was sie der Absicht des Sammlers nach enthalten sollten, — dunkele unerklärbare Sprüche, — lange Sprüche, die mehr Abhandlung als Sentenz waren; ganze Psalmen mußte die Jugend, um vor den Schlägen des Bakels und der Rute sicher zu sein, auswendig lernen. Wenn irgend ein verschlagener Freigeist sich vorgenommen hätte, die liebenswürdigste Religion verhaßt zu machen, würde er die Sache wohl listiger haben anfangen können?

Allen diesen Mängeln ist aber leicht abzuhelfen. Wenn ein gar guter Lehrer in seiner Erzählung einen kurzen, kräftigen Extrakt von einer langen Unterredung täglich anführte, erklärte, seinen Wert anpriese, dann sagte: Kinder, dies ist ein herrlicher Spruch. Dieser hat mich schon zu mancher guten That ermuntert. Wenn ich oft ganz kleinmütig war und ich dachte an diesen Spruch, dann — ach wie wohl ward mir, wie wurde meine Seele gestärkt und erquickt! Wie gut wäre es für euch, wenn ihr ihn auch behieltet! Ich will doch morgen untersuchen, wer ihn am besten gemerkt hat. Ich hoffe, ihr werdet ihn alle merken, — wenn, sage ich, die biblischen Sentenzen auf diese Art der Jugend beigebracht würden, dann müßten sie gewiß die große fortdauernde Wirkung thun, die ich mir davon verspreche.

Vierter Abschnitt.

Dritter Grad des Unterrichts in der Religion.

Bisher hat sich das Kind mehrenteils leidend verhalten. Man hat ihm die Dinge, die auf dasselbe eine nähere Beziehung haben, aus einem Gesichtspunkte gezeigt, aus dem es ihren wahren Wert beurteilen konnte; man hat in seiner Gegenwart andere urteilen lassen und es gereizt, diesen Urteilen beizustimmen; man hat diesen Urteilen durch göttliches Urteil das nötige Gewicht gegeben.

Nun muß ihm noch Gelegenheit gegeben werden, seine gesammelten Ideen, seine eigenen gesammelten Ideen, seine eigenen Urteile mit seinen eigenen Worten vorzutragen, damit der Lehrer Gelegenheit bekomme, von ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu urteilen und sie, wo es nötig ist, zu berichtigen. Es muß auch bisweilen der Gesichtspunkt verschoben, und die Dinge müssen aus dem Gesichtspunkte gezeigt werden, aus dem sie der große Haufe betrachtet, um zu sehen, ob das Kind den rechten Gesichtspunkt wiederfinde.

Dies geschieht wohl am besten durch Unterredung, und zwar, da man dergleichen Unterredung, durch welche man anderen ihre wahre Meinun gablockt, Sokratische zu nennen pflegt, durch Sokratische Unterredung.*)

*) Die Sokratische Unterredung mag wohl ganz gut sein, wenn man, wie Jesus und Sokrates, mit einzelnen oder einigen wenigen Personen zu sprechen hat. Mit mehreren Schwierigkeiten wird sie verbunden sein, wenn man sie bei einer großen Versammlung von Kindern anwenden will. Die natürlichste, für den größeren Teil der Religionslehre brauchbarste Methode möchte wohl diese sein, wenn man bei seinem Unterrichte ein Buch zum Grunde legte, in welchem wie in einem christlichen Religionsunterrichte die Religionswahrheiten in kurzen Sätzen abgefaßt sind, und sich über dieselben und die bei-

Diese ist von einem katechetischen Examen sehr unterschieden. Bei diesem legt man eine gewisse Wahrheit zum Grunde, zergliedert sie, erkundigt sich, ob das Kind dieselbe gefaßt hat, und giebt ihm durch vorgelegte Fragen Gelegenheit, so zu antworten, wie es weiß, daß wir es gern hören.

Bei jenem fängt man von einer gleichgiltigen Sache an zu sprechen, läßt das Kind darüber urteilen, faßt das Kind bei dem gefällten Urteile, macht es auf die Folgen aufmerksam, die in diesem Urteile wie Keime verschlossen liegen, macht ihm Einwendungen und läßt sie sich beantworten. Auf diese Art bekommt man Gelegenheit, die wahre Meinung des Kindes zu erfahren, sie zu berichtigen, durch Aufsuchung neuer Gründe zu befestigen und durch Verbindung verschiedener Ideen es mit neuen Wahrheiten bekannt zu machen.

Damit meine Leser mich desto besser verstehen mögen, so will ich von beiden Methoden eine Probe hersetzen.

Exempel der gewöhnlichen katechetischen Methode.

Wir sind, mein lieber Fritz, stehen geblieben bei der Gefälligkeit. Was ist denn die Gefälligkeit?

Fritz stockt.

Lehrer. Besinne dich doch! Was ist denn die Gefälligkeit?

Fritz. Wenn man gefällig ist.

Lehr. Recht, wenn man gefällig ist. Wenn man gefällig ist, da hat man die Gefälligkeit. Aber was ist denn die Gefälligkeit selbst? Es ist eine Bemühung —

Fr. Es ist eine Bemühung —

Lehr. Sich in allen billigen Dingen —

Fr. Sich in allen billigen Dingen —

Lehr. Es ist eine Bemühung, sich in allen billigen Dingen nach anderer Willen zu richten. Was ist also die Gefälligkeit?

Fr. Es ist eine Bemühung, sich in allen Dingen —

Lehr. Nicht in allen Dingen, in allen billigen Dingen nach anderer Menschen Willen zu richten. Noch einmal. Was ist die Gefälligkeit?

Fr. Sie ist eine Bemühung...

Lehr. Nach wessen seinem Willen muß man sich also richten?

Fr. Nach anderer Menschen Willen.

Lehr. In allen Dingen?

---

gefügten Verse und Sprüche mit den Kindern bespräche. Wollte der Lehrer bei seinem Lesen immer auf sein Amt Rücksicht nehmen und die wahren Geschichten zusammentragen, die zur Erläuterung gewisser Begriffe, z. E. Freiheit, Vertrauen auf Gott u. dgl., dienen könnten, und davon bei dem Religionsunterrichte Gebrauch machen, so würde er ihm dadurch gewiß mehr Anmut und Wirksamkeit verschaffen.

Fr. Nein, in billigen Dingen.

Lehr. Hat man Nutzen davon?

Fr. Ja.

Lehr. Erwirbt man sich dadurch Freunde?

Fr. Ja.

Lehr. Siehe also, was Gefälligkeit für eine schöne Tugend ist!

Exempel der andern Methode.

Lehr. Ei, wie so freundlich, mein Fritz? Es hat gewiß ein klein Geschenk gegeben.

Fr. Nein, wirklich nicht.

Lehr. Nun, da ist doch wenigstens ein Sommervogel ausgekrochen. Ja, ja! ich denke, ich habe es erraten.

Fr. Ein Sommervogel? gewiß nicht, die Püppchen liegen noch alle in guter Ruhe.

Lehr. Da möchte ich doch wirklich wissen, warum Fritz so vergnügt ist.

Fr. Ich will es Ihnen nur sagen; die Mutter hat mir erlaubt, diesen Abend bei Karln zu gehen.

Lehr. Drum! ich dachte ja wohl, daß es so etwas sein müßte. Aber warum kommt denn Karl nicht zu dir? Du bist ja erst vor kurzem bei ihm gewesen.

Fr. Ja, er ist unpäßlich. Er darf nicht ausgehen.

Lehr. Unpäßlich? der arme Karl! wenn er nur nicht etwa gar stirbt.

Fr. Warum denn nicht gar? Karl wird auch nicht sterben.

Lehr. Der kleine Ludewig ist doch auch gestorben, das weißt du ja.

Fr. Ah! machen Sie mir doch nicht angst!

Lehr. Ich will dir gar nicht angst machen. Aber wenn nun Karl stürbe, was wolltest du wohl anfangen?

Fr. Er wird auch nicht sterben.

Lehr. Wir wollen es nicht hoffen. Wenn er aber stürbe?

Fr. Da gäbe ich mich in meinem Leben nicht zufrieden.

Lehr. Da würdest du wohl den ganzen Tag auf deiner Stube bleiben?

Fr. Das wäre mir unmöglich, da müßte ich bei den kleinen Alexander gehen.

(Das war der Satz, den ich haben wollte: Der Mensch kann ohne Freund nicht recht glücklich sein.)

Lehr. Nun, da würdest du Karl bald vergessen.

Fr. In meinem Leben nicht.

Lehr. Alexander ist doch ein guter Knabe.

Fr. Das ist wahr. Aber — Karl! Karl! In der ganzen Welt gefällt es mir nicht so wie bei ihm.

Lehr. Da möchte ich doch nur wissen, warum es dir bei Karl eben so gefiele.

Fr. Ja, Karl hat hübsche Spielsachen. Wenn Sie es nur sehen sollten! Eine ganze Schachtel voll bleierne Soldaten — ein Damenbrett — eine Armbrust — ein —

Lehr. Der arme Alexander! warum kauft ihm doch sein Vater nicht auch solches Spielwerk?

Fr. Er hat des Zeuges genug. Er hat noch mehr als Karl.

Lehr. Da hast du also Karl wohl seines Spielwerkes wegen nicht lieb?

Fr. Freilich.

Lehr. Und warum hängst du denn so an ihm?

Fr. Ich weiß es selber nicht. Vielleicht, weil er mir allemal etwas Gutes vorsetzt.

Lehr. Das thut aber Alexander wohl auch?

Fr. Das ist wahr. Er brachte mir letzthin einen ganzen Teller voll Feigen. So etwas Delikates habe ich bei Karl nicht bekommen.

Lehr. Und bist ihm doch so gut?

Fr. Ach, es ist gar ein guter Junge. Wenn ich zu ihm komme, so läuft er mir entgegen und fragt: Nun, mein lieber Fritze, was wollen wir denn spielen? im Damenbrette? kegeln? nach dem Vogel schießen? sag nur, was du am liebsten spielst!

Lehr. Thut denn das Alexander nicht?

Fr. Ach der! der will, ich soll allemal mit ihm im Damenbrette spielen. Und wenn ich das nicht thue, so hängt er das Maul.

(Nun sind wir auf den Fleck gekommen.)

Lehr. Nach wessen Willen richtet sich Karl, nach seinem oder deinem Willen?

Fr. Nach meinem Willen.

Lehr. Wenn macht man sich also beliebt, wenn man seinem eigenen Kopfe in allen Stücken folgt, oder wenn man sich nach anderer Willen richtet?

Fr. Wenn man sich nach anderer Willen richtet.

(Wieder ein Satz.)

Lehr. Das ist Gefälligkeit, mein lieber Fritze, wenn man sich bemüht, sich nach anderer Willen zu richten. Ist das nun wohl etwas Gutes?

Fr. Ei freilich.

Lehr. Wozu nützt es denn?

Fr. Man macht sich dadurch bei anderen beliebt.

(Wieder einen Schritt näher!)

Lehr. Also wird sich Fritz künftig wohl bemühen, sich nach anderer Willen zu richten?

Fr. Ja, das will ich wirklich thun.

Lehr. Aber, wie kam es denn, daß Alexander ohnlängst so böse von dir ging?

Fr. Ei, er wollte mich bereden, ich sollte von meiner Mutter Weinstöcken Trauben abschneiden und ihm geben, das wollte ich nicht thun.

Lehr. Und gestern war er ja auch mißvergnügt.

Fr. Freilich! denken Sie nur, er verlangte, ich sollte ihm den kleinen Atlas schenken, den mir meine Mutter gekauft hat.

Lehr. Und warum hast du ihm denn nicht ein paar Trauben abgeschnitten?

Fr. Das wäre ja unrecht gewesen. Da hätte ich ja gestohlen.

Lehr. Aber den Atlas hättest du ihm ja geben können. Der gehörte dir ja zu.

Fr. Woraus hätte ich denn die Geographie lernen sollen?

Lehr. Du hast recht gethan. Worin muß man sich denn also nach anderer Willen richten? In billigen oder unbilligen Dingen?

Fr. In billigen Dingen.

Noch einige Fragen — und Fritze hat auch den Begriff von Billigkeit. Ich breche aber hier ab, um des Raumes zu schonen, und überlasse es jedem prüfenden Leser zur eigenen Überlegung, welche von beiden Methoden den Vorzug habe.

Beiläufig erinnere ich nur dieses, daß ich glaube, die letztere Methode könne ebensowohl die Christliche als die Sokratische genannt werden. Hätte es der göttlichen Weisheit gefallen, die Unterredungen, die Christus bald mit seinen Freunden, bald mit seinen Feinden gehalten hat, ausführlich aufzeichnen zu lassen, ich vermute, wir würden Meisterstücke haben, neben welchen die Sokratischen viel verlieren würden.

Wenn ich z. E. Luc. 14, 1—6 die Unterredung lese, die Christus mit den Leuten hielt, die Till und Münze verzinsten und das Schwerste im Gesetz, die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit, vernachlässigten, so denke ich oft: Hier ist mehr als Sokrates.

Ich stelle mir den Menschenfreund vor, wie er unter der unerträglichsten Art von Menschen, unter Heuchlern sitzt, die ihm einen elenden Wassersüchtigen aufstellen, boshaft lauern, was er thun werde, und bei sich selbst denken: „Läßt er ihn ohne Hilfe fortgehen, so machen wir seine wunderthätige Kraft verdächtig; heilt er ihn, so erklären wir ihn für einen Sabbathschänder.“ Ich sehe, wie er diese Tücke bemerkt, wie weislich er ihr ausweicht, indem er folgendes Gespräch anfängt:

Christus. Lieben Leute, habt ihr noch nicht den Fall gehabt, daß euch am Sabbathtage ein Ochse oder Esel in den Brunnen gefallen ist?

Pharisäer. Einigemal.

Chr. Das arme Tier! das wird schmählich sein Leben haben beschließen müssen.

Phar. O nein! wir haben es herausgezogen.

Chh. Am Sabbathtage?

Phar. Und warum nicht?

Chr. Es ist doch aber unerlaubt, am Sabbathe etwas vorzunehmen.

Phar. Ganz recht. Aber so etwas ist ein Notwerk.

Chr. Wer ist aber wohl mehr, ein Ochse oder ein Mensch?

Phar. (Tiefes Stillschweigen.)

Chr. Ihr schweigt? Ihr gebt also zu, ein Mensch ist mehr als ein Ochse? Wenn ihr also glaubt berechtigt zu sein, das Leben eines Ochsen zu retten am Sabbathe, so kann ich auch mit eben dem Rechte eines Menschen Leben erhalten. Gehe hin, geplagter Freund! ich schenke dir deine Gesundheit.

Aber von dieser Methode Gebrauch zu machen, ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Und dies ist wohl die Ursache, warum man bei dem Unterrichte in Schulen so wenige Spuren davon bemerkt.

Ich fühle mich zu schwach, alle die Schwierigkeiten wegzuräumen; aber doch wage ich es, einige Vorschläge zu thun, die dieselben wenigstens vermindern können.

1. Der Lehrer muß notwendig die Kunst besitzen, sich das völlige Zutrauen seiner Lehrlinge zu erwerben. Er darf nie mit finsterm Blicke, der Schrecken um sich verbreitet, unter sie treten, sondern muß immer mit nachsichtsvoller, gefälliger, heiterer Miene sich zeigen. Kindische Thorheiten muß er übersehen können, bei ihren Spielen Gehilfe und Ratgeber sein. Kurz, er muß durch diese und andere Mittel es so weit zu bringen suchen, daß die Kinder mit ihm von ihren bleiernen Soldaten, ihren Kegeln, Damenbrette, Armbrust u. dgl. sich ebenso offenherzig wie mit ihresgleichen besprechen. Denn wenn man mit einem feierlichen, gebieterischen Anstande erscheint, so fürchten sich die Kinder. Sie antworten nie nach ihren Empfindungen, sondern so, wie sie glauben, daß man es gern höre.

2. Man muß sich an die Kindersprache gewöhnen und nach und nach lernen sich über die wichtigsten Gegenstände ebenso sinnlich wie über ein Geschäft, das aus dem Kreise der kindlichen Wirksamkeit herausgenommen ist, zu besprechen.

3. Man muß das große Talent sich zu erwerben suchen, mit seinen Gedanken immer gegenwärtig zu sein, so, daß man seinen Plan, nach dem man handeln will, immer übersehen, immer neue Vorteile, den verlangten Satz abzulocken, erfinden und jede erteilte Antwort benutzen kann. Wer dieses Talent sich nicht erwerben kann und mit

seinen Gedanken immer auswärts ist, der kann ein würdiger brauchbarer Mann, kann ein Genie sein, aber zum Sokratischen Unterrichte hat er keine Fähigkeit.

4. Man darf nie ohne Vorbereitung in den Kreis seiner Lehrlinge treten. Man muß zuvor den Plan entwerfen, nach dem man ihnen beikommen will. Man muß sich mit ihrer ganzen Lage, mit ihrer ganzen Geschichte wohl bekannt machen, um in derselben immer den Stoff zur Unterredung zu finden. Denn wenn der Lehrmeister mit Fritzens Zuneigung gegen Karl unbekannt ist, wenn er Karls Charakter nicht kennt, so kann er unmöglich mit Fritzen das vorhin gesetzte Gespräch anstellen.

5. Vorzüglich muß man erst in seinen Gedanken den Punkt festsetzen, von dem man ausgehen und das Gespräch anfangen will. In voriger Unterredung nahm der Lehrer von dem Abendbesuche, den sein Zögling abstatten sollte, Gelegenheit, ein Gespräch anzufangen. Ein aufmerksamer Lehrer kann immer ähnliche Begebenheiten finden, von welchen er zur Unterredung Veranlassung nimmt und den Schüler dahin bringt, wohin er ihn haben will. Eine merkwürdige Begebenheit, die sich in der Stadt zugetragen hat, ein neuer Auftritt in der Natur, ein kleiner Vorfall, der sich bei einem seiner Schüler zugetragen hat, eine Geschichte, die ihm wie von ungefähr beifällt, ein biblischer Spruch, — dies sind ja lauter Dinge, die benutzt werden und zu vertrauten Unterredungen reichen Stoff geben können.

6. Man muß lernen auch die ungeschickteste Antwort zu benutzen und durch Vorlegung neuer Fragen dem Kinde zur Erkenntnis seines Irrtums zu verhelfen. Denn wenn man bei jeder unschicklichen Antwort dem Kinde bittere Verweise giebt, so wird es scheu und redet nicht mehr nach seiner Empfindung.

Das beste Mittel, die noch übrigen Schwierigkeiten, die mit dieser Art des Unterrichts verknüpft sind, wegzuräumen, ist wohl dieses, daß man die Kinder gleich anfänglich nach den Vorschlägen, die ich gethan habe, unterrichte.

Denn insgemein ist man bei den Unterredungen, die man mit Kindern anstellt, von ihnen in einer gar zu großen Entfernung. Man nimmt einen gewissen ehrwürdigen Anstand an und läßt es die Kinder fühlen, daß ein Mann mit ihnen spricht, der auf ihre Ehrfurcht die gerechtesten Ansprüche machen kann. Und was ist der Erfolg davon? Die Kinder werden scheu. Das ehrwürdige Ansehen, das wir uns zu geben suchen, sehen sie als einen Wink an, sich zu verstellen. Sie verbergen ihre wahre Meinung, lauern auf Miene, Ton und Frage, um zu erfahren, wie wir gern geantwortet haben wollen, — und dann antworten sie. Wir selbst sprechen in einem steifen, unbiegsamen Tone, wir fühlen das Unbequeme, wir geben uns Mühe, den Ton

herabzustimmen, es will immer nicht gehen, und wir wissen nicht, woran es liegt.

Es liegt, wenn ich recht beobachtet habe, daran, daß wir immer mit Kindern wie Vorgesetzte mit ihren Subalternen sprechen. In diesem Verhältnisse findet kein geschmeidiger vertraulicher Ton statt.

Lasset uns das Verhältnis ändern. Lasset uns als Freunde zu den Kindern setzen, durch anmutige Erzählungen uns ihre Zuneigung und Zutrauen verdienen und durch diese Erzählung unserm Tone eine gewisse Biegsamkeit geben, — dann können wir viel leichter Sokratische Unterredungen anstellen.*)

Ferner fangen wir dergleichen Unterredungen oft mit Kindern an, die noch gar keine Ideen gesammelt haben. Wir fragen und bekommen entweder gar keine oder so unrichtige Antworten, daß uns gleich in der ersten Minute die Geduld zerreißt. Wir wollen ernten, wo wir nicht gesäet haben.

Wenn wir aber die Seele des Kindes mit einem ziemlichen Vorrate von Ideen auf die von mir angepriesene Art versehen haben, dann ist es leicht, ihnen zur Vortragung derselben behilflich zu sein.

So sehr ich mich auch bemüht habe, meine Gedanken recht deutlich vorzutragen, so muß ich doch besorgen, daß für einige Leser manches noch dunkel sein möchte. Ich will also meine Gedanken nur noch durch ein einziges Exempel erläutern.

Ein Lehrer hat sich vorgenommen mit seinen zween Schülern, Ludewig und Maximilian, eine Unterredung über Gottes Allmacht anzustellen. Er braucht nicht lange nachzusinnen, wovon er die Unterredung anfangen soll. Ein schreckliches Gewitter, das in der vorigen Nacht tobte, hat ihm hierzu die schönste Gelegenheit gegeben. Wäre das Gewitter nicht gekommen, so würde er schon einen andern Umstand zu dieser Absicht zu benutzen gewußt haben. Er setzt sich also hin, durchdenkt den Gang, den sein Gespräch nehmen soll, und alle das Gute, das er einflechten will, und nun verfügt er sich an den Ort, wo ihn seine Schüler erwarten. Kaum zeigt er sich, so fängt Ludewig das Gespräch selbst mit diesen Worten an:

Lud. Sind Sie diese Nacht auch munter gewesen?

Lehr. Ja wohl, lieben Kinder!

M. Ei, das war ein schreckliches Gewitter. Ich dachte, ich müßte vor Angst vergehen.

Lehr. Ein Gewitter in der Nacht ist freilich immer etwas fürchterlich. Aber wofür ist dir eigentlich angst gewesen?

M. Ich dachte alle Augenblicke, der Blitz würde in unser Haus fahren.

Lehr. Nun, würde dir dies etwas geschadet haben?

*) Mehrere Anweisung hierzu findet man in meinem **Ameisenbüchlein.**

M. Ei, ja wohl. Er hätte mich ja totschlagen oder das Haus anzünden können.

Lud. Ja, dafür war mir auch angst. Ich habe erst gestern in der Zeitung gelesen, daß der Blitz in einem westfälischen Dorfe ein paar Leute totgeschlagen und ein Haus angezündet hat.

Lehr. Euer Haus ist doch aber fest, dem würde der Blitz so leicht nichts anhaben können.

M. Wirklich? ich glaube selbst, denn es ist ja von lauter Steinen gebaut. Aber die Fenster, — wie bald kann die der Blitz zerschlagen!

Lud. Ich denke auch. Und die Steine selbst würden ihn nicht aufhalten können. Mein Vater hat mir ja erzählt, daß er vor etlichen Jahren in den Kirchturm geschlagen hat.

Lehr. Aber sage mir doch, Maximilian, war denn dein Vater nicht bei euch, da es donnerte?

M. Freilich war er da.

Lehr. Und doch fürchtetet ihr euch?

M. Was würde uns denn dieser liebe Vater haben helfen können? er konnte ja so gut vom Blitze erschlagen werden als wir.

Lehr. Das ist nun allerdings wahr. Was thatest du denn aber, Ludewig, da dir so bänglich ums Herz wurde?

Lud. Ich betete.

Lehr. So? darf ich wissen, was du betetest?

Lud. Ich dachte immer bei mir selbst: Guter, lieber Gott, ich bin in deiner Gewalt, mache es mit mir, wie es dir gefällt! du wirst doch alles gut mit mir machen. Du hast mich ja lieb, — du bist ja mein lieber Vater.

Lehr. Dies Gebet wird Gott gefallen haben. Aber wenn du gebetet hast, so scheint es, als wenn du glaubtest, daß der Blitz und Donner von Gott regiert würden?

Lud. Ei freilich.

Lehr. Und woher weißt du das?

Lud. Wie wollte denn ein Mensch so etwas thun können?

Lehr. Ein Mensch kann freilich so eine erstaunliche Begebenheit nicht hervorbringen. Aber das Gewitter entsteht vielleicht von selbst. Die schwefelichten und salzichten Dünste steigen aus der Erde empor, sammeln sich in der Luft, entzünden sich alsdann, und so entsteht Blitz und Donner. Wer weiß, ob Gott sich darum bekümmert?

Lud. Er bekümmert sich ja um alles.

Lehr. Wer hat dir das gesagt?

Lud. Der Herr Jesus spricht ja: Kein Sperling fällt von dem Dache ohne eures Vaters Willen.

Lehr. Ein trefflicher Spruch. Aber Sperlinge sind lebendig; vielleicht trägt Gott nur für lebendige Geschöpfe Sorge?

Lud. Das wäre nicht gut, da könnte mich ja der Donner erschlagen, ohne daß Gott darum wüßte.

Lehr. Allerdings. Glaubst du aber, daß du ohne Gottes Willen sterben kannst?

Lud. Unmöglich. Ich bin ja doch wohl besser als ein Sperling.

Lehr. Du hast recht. Wenn also Gott für dein Leben sorgt, so muß er sich auch um Blitz und Donner bekümmern. Mir ist auch, als wenn ich ein Sprüchelchen gelesen hätte, wo Gott der Donner zugeschrieben wird.

M. Ich weiß es, — ich weiß es. Es heißt: Der Gott, ja es heißt: der Gott der Ehren donnert.

Lehr. Recht. Und ich will dir noch eines sagen: Seine Blitze leuchten auf den Erdboden, das Erdreich siehet's und erschrickt.

Lud. Nun besinne ich mich. Ich habe es in den Psalmen gelesen.

Lehr. Wer ist es also, der aus den Wolken blitzet und donnert?

Lud. Gott.

Lehr. Du hast besorgt, der Blitz möge dich töten oder dein Haus anzünden, — so glaubst du also wohl, daß Gott Macht genug habe, dich zu töten und dein Haus anzuzünden, sobald es ihm gefällt?

Lud. Allerdings.

Lehr. Aber euer Haus ist doch sehr schön. Wer mag es wohl gebaut haben, Maximilian, weißt du es?

M. Das kann ich nicht wissen. Mein Vater hat es von einem andern Bürger gekauft.

Lehr. Ob es wohl ein einziger Mensch gebaut hat?

M. Schwerlich. Sie führten mich einmal in die neue Straße und ließen mich zusehen, da ein Haus erbaut wurde. Ei, was da für Leute arbeiteten!

Lehr. Kannst du dich noch besinnen, wie vielerlei Menschen Hand anlegen mußten, um diesen Bau zustande zu bringen?

M. Ich will sehen. Sie zeigten mir einen Mann, der über die Arbeit die Aufsicht hatte, und sagten, das wäre der Baumeister. Hernach sah ich viele Fuhrleute, die Holz beiführten, andere, die es zuhieben. Es waren auch welche da, die an den Steinen arbeiteten, und noch andere, die in die Erde gruben.

Lehr. Und da das Haus errichtet war, wurden noch mehrere beigerufen. Ziegeldecker, Schmiede, Schlosser, Schreiner, Töpfer, Glaser, die alle mußten helfen das Haus vollkommen zu machen. Und ist wohl so ein Haus geschwinde hergesetzt?

M. Ich dächte, man hätte ein halbes Jahr an diesem Hause gebaut.

Lehr. Und wie lange hätte Gott wohl Zeit gebraucht, dieses Haus in einen Aschenhaufen zu verwandeln?

M. Eine einzige Nacht.

Lehr. Nicht einmal. Eine Stunde wäre hinlänglich gewesen, dieses und noch mehrere Häuser hinzurichten. O, Kinder, wie mächtig ist Gott! In einer Stunde kann er hinrichten, was viele hundert Menschen in einem halben Jahre zustande gebracht haben. Aber bist du, Ludewig, heute noch nicht in deinen Garten gekommen?

Lud. O ja! Ei, wie schön war es da!

Lehr. Schöner als sonst?

Lud. Viel schöner. Gestern Abend noch war alles so welk, wie wenn es verdorren wollte.

Lehr. Du hättest es gießen sollen.

Lud. Ich habe auch gegossen. Meine Nelkenstöckchen, die Levkojen, die Rosmarin habe ich gegossen. Maximilian hat auch mit geholfen. Aber den ganzen Garten zu begießen, waren wir nicht imstande.

Lehr. Ich glaube es. Ob es wohl im Felde ebenso traurig wie in eurem Gärtchen ausgesehen hat?

Lud. Ei freilich. Die Berge waren ganz grau, wie wenn alles Gras verdorrt wäre.

Lehr. Wenn nun die Berge, die Äcker und Wiesen hätten sollen begossen werden, da hätten wohl viele Menschen helfen müssen.

Lud. Mein Gott, wie viele Menschen! Ich glaube, wenn alle Leute, die in der Stadt wohnen, mit Gießkannen auf das Feld gegangen wären und es hätten begießen wollen, so wären sie doch nicht fertig geworden. Wie lange hätten sie arbeiten müssen, wenn sie nur unser Winterfeld hätten begießen wollen!

Lehr. Nun? Waren denn aber heute deine Gewächse nicht mehr so welk wie gestern?

Lud. Beileibe nicht. Da stand alles so frisch, so grün — es schien, wie wenn alles größer geworden wäre.

M. Meine Balsaminen sehen auch viel munterer als gestern aus.

Lehr. Woher mag das wohl kommen?

Lud. Doch vom Regen.

Lehr. Aber du hast ja deine Gewächse wohl mehrmals gegossen. Stehen sie des Morgens nicht ebenso frisch da, als wenn es geregnet hätte?

Lud. So frisch doch nicht.

Lehr. Ihr seht also, daß Gott in ein paar Stunden möglich machen kann, was hunderttausend Menschen in vielen Tagen nicht ausführen können. Und so giebt es wohl noch gar viele Dinge in der Natur, aus denen wir Gottes Macht erkennen können?

Lud. Allerdings.

Lehr. Maximilian! kannst du dich nicht noch auf etwas besinnen, *wodurch Gott* auch große Dinge thut?

M. Der Wind.

Lehr. Und was thut denn der Wind?

M. Ei, der brauset, daß bisweilen unser ganzes Haus erschüttert wird.

Lehr. Aber braucht ihn denn Gott sonst zu nichts?

M. Er deckt die Häuser ab und reißt die Bäume aus. Ich denke noch immer an den Sturm, den wir im vorigen Sommer ausstehen mußten. Ei, das war ein Lärmen! Ich dachte, alle Häuser würden einstürzen.

Lehr. Ludwig, kannst du dich nicht auf eine Gegend besinnen, wo der Sturm noch größeren Schaden thut und bisweilen in wenigen Stunden viele hundert Menschen umbringt?

Lud. Gewiß, das Meer.

Lehr. Recht. Nichts kann schrecklicher gedacht werden als ein Sturm auf dem Meere. Stellt euch einmal vor, liebe Kinder, man sieht da nichts als Himmel und Wasser! Das Wasser wird in die fürchterlichste Bewegung gesetzt. Es wird ein Lärmen, daß niemand sein eigen Wort mehr hört. Das Wasser schlägt Wellen so hoch wie unser Turm. Da werden die Schiffe bald so hoch wie auf eine Turmspitze getrieben, bald werden sie wieder hinunter geschlagen. Da winselt alles und glaubt alle Augenblicke von den Wellen bedeckt zu werden. Ehe man es sich versieht, da wird das Schiff an einen Felsen geschlagen, — krach, da hat es ein Loch. Das Wasser dringt ein, die Schiffsleute arbeiten zwar, um das eindringende Wasser herauszupumpen; gemeiniglich aber sind ihre Bemühungen vergeblich, das Wasser dringt immer stärker ein, es sinkt und —

M. Und was wird aus den Leuten?

Lehr. Das kannst du leicht denken, die müssen ersaufen.

Lud. Ach Gott, wie schrecklich muß es da sein!

Lehr. Sehr schrecklich, sehr schrecklich. Was das für ein Jammer sein muß, wenn so viele Leute ersaufen müssen!

M. Wieviel Leute sind wohl auf einem Schiffe?

Lehr. Das wird Ludwig wissen.

Lud. Wohl funfzig bis sechzig.

Lehr. Auf kleinen Schiffen. Auf größeren befinden sich gemeiniglich etliche hundert Mann. Was meinst du, werden diese wohl gelassen ertrinken?

Lud. Ich glaube nicht. Ich denke, sie werden recht arbeiten, um sich zu retten. Wenn ich in dieser Not wäre, ich arbeitete gewiß so lange, bis ich liegen bliebe.

Lehr. Und doch hilft ihre Arbeit nichts, wenn Gott sie töten will. Und wem gehören wohl die Schiffe?

Lud. Den Kaufleuten.

Lehr. Die kleineren, auf welchen Ware beigeführt wird. Die größeren stehen den Königen zu. Ob diese es wohl gern sehen, wenn ihre Schiffe versinken?

Lud. Unmöglich.

Lehr. Ich glaube auch nicht. Sie müssen vieles Geld aufwenden, um Schiffe zu erbauen und dasjenige beizuschaffen, was zur Erhaltung und Verteidigung der Soldaten nötig ist. Dieses Geld geht alles zu Grunde, wenn das Schiff zu Grunde geht. Und Könige sind wohl sehr mächtig?

Lud. Ei, jawohl. Die haben vieles Geld und viele tausend Soldaten, die alles thun müssen, was sie befehlen.

Lehr. Und wenn nun ein König hunderttausend Mann, ja alle seine Unterthanen aufböte, ein Schiff, das durch den Sturm umher geschlagen wird, zu retten, wird er es wohl möglich machen können?

Lud. Ich glaube nicht.

Lehr. Und warum nicht?

Lud. Man kann ja dem Schiffe nicht beikommen.

Lehr. Also ist Gott wohl mächtiger als der mächtigste König?

Lud. Ei, freilich.

Lehr. Und dieser kann doch wohl vieles thun?

Lud. Jawohl.

Lehr. Wenn der König auf dich ungnädig wäre, wer würde dich wohl schützen können?

Lud. Vielleicht ein anderer König, der noch mächtiger wäre.

Lehr. Nun das ist wahr. Aber da müßtest du wohl in jenes Königs Land fliehen?

Lud. Notwendig.

Lehr. Aber kannst du wohl in ein Land fliehen, das Gott nicht gehörte?

Lud. Ich wüßte nicht, wohin —, die ganze Welt gehört ihm ja.

Lehr. Und kennst du wohl einen König, der mächtiger ist als er?

Lud. Ich? Keinen.

Lehr. Wer kann dich also gegen Gott schützen?

Lud. Niemand.

Lehr. Wenn aber der König dir gut wäre, der sollte dir wohl viel Gutes thun können? Was meinst du, Maximilian?

M. Ei, das glaube ich. Der König könnte mir ja wohl ein paar tausend Thaler, ein schön Haus und seinen großen Garten schenken, in dem die vielen Springbrunnen sind.

Lehr. Aber wer ist mächtiger als der König?

M. Gott.

Lehr. Der muß also wohl noch mehr an dir thun können?

M. Ei, freilich.

Lehr. Wenn nun niemand Gott widerstehen kann, was kann er da?

Lud. Alles.

Lehr. Also auch lügen?

Lud. Warum nicht?

Lehr. Kannst du wohl deinen Bruder, den freundlichen, lieben Maximilian totstechen?

Lud. Behüte Gott! Sie werden ja so etwas von mir nicht glauben.

Lehr. Und warum nicht? Du brauchtest ja nur ein Messer hier in das Herz zu stechen, so —

Lud. Das könnte ich wirklich nicht.

Lehr. Traust du dir denn nicht so viel Stärke zu?

Lud. Gar wohl. Aber das könnte ich nicht über mein Herz bringen.

Lehr. Warum kannst du deinen Bruder also nicht totstechen?

Lud. Weil das etwas Abscheuliches wäre.

Lehr. Wenn nun die Lügen in Gottes Augen auch etwas Abscheuliches wären, würde er wohl lügen können?

Lud. Ja, nun sehe ich es ein, Gott kann nicht lügen.

Lehr. Also Gott kann nicht alles?

Lud. Nein.

Lehr. Was kann er sonst?

Lud. Alles, was ihm gefällt.

Lehr. Vielleicht weiß Maximilian einen Spruch, in dem Gott eine solche Macht beigelegt und von ihm gesagt wird: er kann thun, was er will.

M. Ja. Unser Gott ist im Himmel, er kann schaffen, was er will.

Lehr. Also ist's wohl gut, Gott zum Freunde zu haben?

M. Das wollte ich meinen.

Lehr. Wie mußt du es nun wohl anfangen, wenn du Gott zum Freunde bekommen willst?

M. Da muß ich ihm wohl gehorchen.

Lehr. Gar recht. Gehorcht dem guten allmächtigen Gott, liebe Kinder! da werdet ihr euch nicht vor ihm fürchten dürfen. Wenn ihr seinen Donner brüllen, seine Sturmwinde sausen hört, dann denkt ihr: Ist doch der allmächtige Herr dieses Donners und dieses Sturmes mein Freund. Der wird es doch wohl gut mit mir machen.

Laß Erd und Welt!
So kann der Fromme sprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen!
Gott ist es, dessen Hand mich hält.

Daß es die Nacht zuvor donnerte, da der Lehrer mit seinen Kindern sich über Gottes Allmacht besprechen wollte, war etwas Zufälliges.

Und die Punkte selbst auszuspüren, von denen man ein schickliches Gespräch über bestimmte Wahrheiten anfangen könnte, hat nicht jeder Talent genug. Wenn aber eine Sammlung deutlicher biblischer Sprüche, die den Kern der christlichen Lehre enthielte, gemacht, in eine bestimmte Ordnung gebracht, derselben eine kurze Anweisung zum rechten Gebrauche derselben vorgeschickt und einige Exempel Sokratischer Unterredung über biblische Stellen beigefügt würden, so könnte auch dieser Schwierigkeit abgeholfen werden. Der Lehrer könnte alsdann aus diesem Buche bei dem Anfange des Unterrichts einen solchen Spruch lesen lassen und daher Gelegenheit nehmen, die Unterredung anzustellen.[1])

Daß diese Art des Unterrichts mehr Nutzen stifte als die gewöhnliche Katechisation, ist wohl unleugbar. Das Kind bekommt hier Gelegenheit, seine eigenen Vorstellungen und Empfindungen vorzutragen; man hat gar nicht zu besorgen, daß es etwas vorbringe, das es nicht verstehe oder nicht glaube; man kann in sein Herze blicken und seine irrigen Vorstellungen berichtigen. Aber schwer ist diese Art der Unterredung freilich. Es hat mir einige Mühe gekostet, dieses Gespräch aufzusetzen. Und ich weiß aus Erfahrung, daß es noch weit mehr Mühe koste, es wirklich mit Kindern zu halten. Man bekommt so viele unerwartete Antworten, auf die man sich nicht bereitet hat, daß es sehr leicht ist, den Faden, an dem man zu gehen dachte, zu verlieren. Aber die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß anhaltender Fleiß alle diese Schwierigkeiten überwinden kann:

Wenn 1. Meister sich fänden, die es sich zur Pflicht machten, in Gegenwart solcher Personen, die sich dem Erziehungsgeschäfte widmen, dergleichen Unterredungen anzustellen und ihnen die Vorteile zu zeigen, die dabei zu beobachten wären.

2. Niemandem das wichtige Geschäft des Religionsunterrichts anvertraut würde, der ganz ohne Fähigkeiten ist.

3. Dergleichen Unterredungen nicht in öffentlichen Versammlungen, die Lehrer und Kinder scheu machen, sondern nur im Kreise der Kinder angestellt würden.

4. Diejenigen, die sich diesem Geschäfte widmen, etwas mehr Anstrengung bewiesen und sich durch ein paar fehlgeschlagene Versuche nicht gleich niederschlagen ließen, — dann könnte von dieser Art der Unterweisungen gar leicht Gebrauch gemacht werden.

Und ob es schon das Ansehen haben möchte, daß diese Bedingungen beinahe unmöglich zu erfüllen wären, so habe ich doch das Zutrauen

[1]) Dieses Unterrichtsbeispiel, durch das Salzmann den vorausgehenden didaktischen Gedanken zu veranschaulichen sucht, hat er in der dritten Auflage weggelassen. Weil es eine recht gute Erläuterung seiner „Sokratischen Unterredung" — wir erinnern nur an seine Forderung, für dieselbe einen geeigneten Ausgangspunkt zu finden — giebt, haben wir es trotzdem mitteilen zu sollen geglaubt.

zu dem Vater der Wahrheit, daß er gar leicht die Mittel uns zeigen könne, dem menschlichen Verstande mehr Aufklärung, dem Herzen größere Veredelung zu verschaffen. Bei Menschen scheinen viele Dinge unmöglich, aber bei Gott sind ja alle Dinge möglich.*)

Fünfter Abschnitt.

Vierter Grad des Unterrichts in der Religion.

Nun noch etwas weniges von der Art, wie man Kindern die Vorstellungsarten, die die Kirche, zu der sie sich bekennen, sich von den Geheimnissen des Christentums macht, bekannt machen soll.

Ein Kind, das nach meinen Vorschlägen unterrichtet ist, muß schon einige Kenntnis von den Geheimnissen haben. Da es bei Anhörung der Lebensgeschichte Jesu sein ganzes System kennen lernte, so erfuhr es auch, daß sich Gott als einen Dreieinigen offenbart, daß Jesus Gottes Sohn sei und die Menschen erlöst habe u. s. w. Nun ist noch übrig, ihm zu zeigen, in welchem Verstande Gott dreieinig, Jesus Gottes Sohn sei und die Menschen erlöst habe. Dies kann füglich bis zuletzt, bis in die Wochen verspart werden, da das Kind zum Genuß des Abendmahls vorbereitet wird. Bis zuletzt sage ich. Denn diese Lehren sind gerade das Allerschwerste, was sie zu lernen haben. Und ist es nicht klüglich, das Schwerste bis zuletzt zu versparen?

Es kommt hierbei alles darauf an, daß das rechte Verhältnis bestimmt wird, das diese Vorstellungsarten zur Berichtigung der menschlichen Gesinnung haben.

Sie sollen die Gesinnungen des Kindes nicht bestimmen. Dies ist schon durch den vorhergehenden Unterricht geschehen. Das Kind, das diesen Unterricht genossen hat, wird schon geneigt sein, seine ganze Liebe und Vertrauen Gott, seinem Schöpfer und Erhalter, und Jesu, dem Beförderer seines Heils, zu schenken. Es kennt den Wert der Tugend, die Thorheit und Häßlichkeit des Lasters. Es ist überzeugt,

*) Die Erfahrungen, die ich seit der Zeit, da ich dieses schrieb, gemacht habe, leiteten mich auf immer mehrere Schwierigkeiten, die mit Ausübung dieser Methode verknüpft sind, und überzeugten mich, daß die Anstellung der hier niedergeschriebenen Gespräche wohl bei Vätern und Privatlehrern, die hierzu Talent haben, gelegentlich, aber in öffentlichen Anstalten, zu festgesetzten Stunden, schwerlich ausführbar sei.

Zugleich habe ich auch erfahren, daß das Lesen eines zweckmäßig geschriebenen Buches, das so faßlich, wie z. E. die Campischen und Weißischen Schriften und, wie ich glaube, mein moralisches Elementarbuch ist, die geschicklichste Anleitung zu einer solchen Unterredung gebe. Anmerkung der zweiten Auflage.

daß die Güter dieses Lebens einen unbestimmten Wert haben, daß ihr Wert lediglich von dem Gebrauch abhängt, den man davon macht. Das menschliche Leben betrachtet es aus dem rechten Gesichtspunkte als Vorbereitungszeit zur Ewigkeit. Die nähere Erklärung der Geheimnisse kann also weiter keinen Einfluß auf des Kindes Gesinnung haben, als daß sie derselben mehr Befestigung giebt.

Ist dies das richtige Verhältnis der besonderen Vorstellungsarten der Geheimnisse zur Gesinnung des Menschen, so entspringen daraus notwendig diese Folgen:

1. Man darf sich nicht gar lange bei der Unterweisung in den Geheimnissen aufhalten, nicht die Kinder in ein weites Feld von Spekulationen führen. Sobald man dieses thut, hat man das Ziel verloren, zu dem man die Kinder zu führen dachte. Man lehrt Theologie, da man doch Religion lehren wollte. Man erweitert Erkenntnis, da man sich doch vorgenommen hatte, die Gesinnung zu berichtigen.

2. Man darf Kindern die Annehmung gewisser Vorstellungsarten nicht so wichtig machen, als wenn sie das Hauptwerk der Religion wären, nicht so wichtig, als wenn Gott bei Austeilung seiner Belohnungen vorzüglich darauf Rücksicht nähme, und man also in diesen Punkten ohne Gefahr der Seligkeit nicht irren könnte.

Es ist wahr, daß unter zehn Vorstellungsarten, die zehn verschiedene Religionsparteien sich von einem Geheimnisse machen, nur eine die richtige sein kann, und alle übrigen Irrtum sein müssen. Da nun zwischen Wahrheit und Irrtum ein großer Unterschied ist, so ist die Annehmung oder Verwerfung einer bestimmten Vorstellungsart insofern wichtig. Aber da fragt sich's, ob die Annehmung einer gewissen Vorstellungsart so wichtig sei, daß sie einen so merklichen Einfluß auf die menschliche Gesinnung habe, daß der gerechte Gott bei Abfassung seines Urteils darauf Rücksicht nehmen müsse? Und aus was für Gründen wollen wir diese Fragen entscheiden? Aus Aussprüchen der Schrift? Diese möchte ich doch sehen. Ich weiß, daß der Glaube an Jesum die Bedingung ist, unter der denen, die in der Lehre Jesu sind unterrichtet worden, die Seligkeit verheißen ist. Aber zwischen Glauben an Jesum und Annehmung gewisser, von der Kirche bestimmter Vorstellungsarten ist, dünkt mir, doch noch einiger Unterschied. Oder aus Erfahrung? So müßte man darthun, daß die Bekenner dieser Vorstellungsart edlere Gesinnungen hatten als die Bekenner der entgegengesetzten. Und diese zu beurteilen, ist allein das Werk dessen, der unsere Gedanken von ferne versteht.

Oder aus der Vernunft? Nun, diese möchte wohl die Frage zu meinem Vorteile entscheiden.

Wie, wenn nun die menschliche Gesinnung dabei litte, wenn man die Annehmung bestimmter Vorstellungsarten als das Hauptwerk in

der Religion anpriese? So wäre es entschieden, daß diese Anpreisung den Absichten Gottes zuwider wäre.

Und dies ist wohl nicht zu leugnen. Ich sage nicht geradezu, daß bei Annehmung gewisser Vorstellungsarten die menschliche Gesinnung leide. Nicht behaupte ich mit einigen Neuern, daß der Lehrbegriff unserer Kirche die Ursache von dem überhandnehmenden Unglauben und Untugend sei; sondern daß die menschliche Gesinnung alsdann leide, wenn man die Annehmung einer bestimmten Vorstellungsart als das Hauptwerk in der Religion ansieht. Wer den Unterschied zwischen diesen Behauptungen nicht einsieht und also der letztern wegen mich der Heterodoxie beschuldigen kann, der lasse, was nun noch folgt, ungelesen. Es ist nicht für ihn geschrieben. Er betrachte es als ein äthiopisches Manuskript, das für ihn keinen weiteren Wert hat und nur von dem kann beurteilt werden, der diese Sprache versteht. Wer aber den Unterschied faßt, den bitte ich folgende Sätze zu prüfen.

Sobald man die Meinung hat, als wenn die Annehmung gewisser Vorstellungsarten das Hauptwerk in der Religion sei, so muß notwendig ein heimlich Mißtrauen gegen Gott entstehen. Die Entscheidung, ob eine gewisse Vorstellungsart richtig oder unrichtig sei, ist mehrenteils das Werk der Kritik und der Philologie. Die Gründe, die der einen vor der andern den Vorzug geben, beruhen oft auf dem Altertume eines Manuskripts, der Richtigkeit einer Lesart oder der Bedeutung einer Partikel. Auf diese Art hängt die Seligkeit der Menschen von dem Scharfsinne der Ausleger ab. Und wenn ein Ausleger irrt, und sein Irrtum Beifall findet, so verlieren Myriaden ihr Recht zum Himmel. Kann ein solcher Gedanke wohl mit dem Vertrauen auf Gott bestehen? Kann ich eine herzliche Liebe zu ihm empfinden, wenn ich glaube, daß er die Menschen zu Tausenden bloß deswegen verdamme, weil sie ein griechisch Wörtchen nicht recht verstanden haben? Die Einwendung, daß doch jeder Mensch prüfen und die Erklärungen seiner Vorgesetzten beurteilen könne, ist sehr schwach. Wie kann man doch von einem guten, ehrlichen Handwerksmanne verlangen, daß er entscheide in Sachen, über die sich die größten Gelehrten nicht vereinigen konnten?

Die christliche Religion selbst verliert durch seine Behauptung viel von ihrer Glaubwürdigkeit. Man bekenne sich, zu welcher Kirche man wolle, so verhält sich gewiß immer die Zahl derer, die den Unterscheidungslehren dieser Kirche beitreten, zu der Zahl derer, die sie leugnen, wie 1 zu 5 bis 10. Für den größeren Teil der Christen müßte also die christliche Religion ganz unnütz sein. Und wenn sie noch so treulich nach ihren Einsichten handelten, so verdammte sie Gott doch, weil sie in der Hauptsache fehlten. So ist die christliche Religion ein Irrlicht, das zehn in Moräste stürzt, ehe es einem den

rechten Weg zeigt. Ist eine solche Meinung ihrem Ansehen nicht höchst nachteilig?

Die allgemeine, von Jesu so nachdrücklich empfohlene Menschenliebe, — auch diese wird durch diese Meinung geschwächt. Wenn die Annehmung gewisser Vorstellungsarten die Hauptsache in der Religion ist, so kann ich nicht anders als alle, die sich derselben weigern, als unglückliche, zur Verdammnis bestimmte Geschöpfe betrachten. Daraus folgt nun freilich nicht notwendig, daß ich sie hassen müsse. Aber die Begierde, ihre Seele zu retten, kann mich doch leicht zum Gebrauch unbilliger, dem Geiste des Christentums ganz widersprechender Mittel verleiten, und manche fromme Betrügereien können in meinen Augen das Ansehen guter Werke bekommen. Und wenn ein Mann Sätze ausbreitet, die meinem Systeme entgegen sind, dann kann ich doch nicht anders als ihn als einen Rebellen in Gottes Reiche, als einen Verführer betrachten und behandeln. Nächst der Habsucht der Priester ist die Meinung, als wenn die Annehmung bestimmter Begriffe von den Geheimnissen das Hauptwerk der Religion sei, immer die vornehmste Ursache von den unmenschlichen, das Christentum entehrenden Verfolgungen gewesen, die Christen gegen Christen erregt haben.

Endlich kann diese Meinung leicht den einen in Sicherheit, den anderen in Verzweiflung stürzen.

In Sicherheit. Denn wenn ich nun überzeugt bin, daß ich den Lehrbegriff der Kirche treulich annehme und also die Hauptbedingung, unter der mir die Seligkeit verheißen ist, erfüllt habe, — was brauche ich so sehr nach Vollkommenheit zu streben, so viel Fleiß auf Vollbringung guter Werke zu wenden? Wenn ich nur grobe Verbrechen meide, so wird Gott mir schon alles übrige als Schwachheiten verzeihen. Dies folgt aus dieser Meinung ganz natürlich. Und die traurige Erfahrung lehrt nur allzuoft, daß die Christen diese Folge zu finden wissen. Denn wie zahlreich ist die Klasse derer, die kein Recht an dem Himmel aufzeigen können als treue Annehmung des Glaubensbekenntnisses — und die darauf trotzen!

Aber auch in Verzweiflung. Jeder denkende prüfende Christ weiß ja, wieviel Zweifel gegen die Vorstellungsart seiner Kirche gemacht werden. Der müßte gewiß weit gekommen sein, der sich dieselben alle so zu beantworten wüßte, daß er jene mit vollkommener Überzeugung annehmen könnte. Und ist dieses nicht, bleibt noch immer der Gedanke zurück: Es ist möglich, daß ich verdammt werde. Ich habe zwar immer nach meinen besten Einsichten gehandelt; ich habe um Erleuchtung gebeten; ich bin dem Wege redlich nachgegangen, der mir gezeigt wurde; meine Fehler erkenne ich mit herzlicher Wehmut und glaube, daß ich ohne Jesu Vermittelung keine Belohnung erwarten darf —, aber wenn nun die richtige Vorstellung von diesem und jenem

Geheimnisse die einzige Bedingung ist, unter der ich die Seligkeit erlangen soll, und ich irrte mich darin, so bin ich ewig verloren und finde einmal da meinen Platz, wo der Habsüchtige, der Geile, der Trunkenbold den Lohn seiner Thaten empfängt.

Wenn nun die Meinung, als wenn die Annehmung der bestimmten Erklärungen, die diese und jene Religionspartei von den Geheimnissen Gottes giebt, Mißtrauen gegen Gott erregt, das göttliche Ansehen der Religion Jesu niederschlägt, die Menschenliebe schwächt und bald in Sicherheit, bald in Verzweiflung stürzt, so kann ich nicht anders als die Ausbreitung derselben widerraten und alle meine Amtsbrüder von ganzem Herzen bitten, daß sie doch ja den Glauben an solche Erklärungen den Kindern nicht so wichtig machen, als wenn davon ihre Seligkeit abhinge.

Ich gebe vielmehr den wohlmeinenden Rat, daß man:

3. den Kindern die Stellen zeige, auf denen die Unterscheidungslehren beruhen, und ihnen soviel als möglich erkläre; allemal aber sie erinnere, daß wenn sie auch dies alles glaubten, ihnen es nichts helfen würde, wenn sie nicht auch nach der Erleuchtung lebten, die ihnen Gott in dem zeither genossenen Unterrichte gegeben hätte.*)

Dies ist nach meinen Einsichten alles, was man in Ansehung des Vortrages der näheren Bestimmung der Geheimnisse thun kann.

Es ist nicht Liebe zum Sonderbaren, nicht übertriebenes Zutrauen zu mir selbst, es ist Wahrheitsliebe, Trieb, verjährten, die menschliche Glückseligkeit zernagenden Vorurteilen einen Streich nach meinen wenigen Kräften beizubringen, die mich bewog, dieses so freimütig niederzuschreiben.

Und eben deswegen habe ich das feste Vertrauen, daß der Gott der Wahrheit, vor dem die geheimsten Falten meines Herzens offen liegen, meine Arbeit nicht ohne allen Nutzen sein lassen werde.**)

---

*) Man thut auch wohl, wenn man bei dem Vortrage der Dogmen sagt: Sie sind von verschiedenen Menschen ganz verschieden erklärt worden. Die Erklärung, die unsere Kirche davon giebt, ist folgende.

**) Diese Gedanken habe ich nach der Zeit hier und da, besonders in den Vorreden zu meinen Gottesverehrungen und in den Beiträgen zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen weitläuftiger ausgeführt und verfolge sie in der Vorrede zu den Antworten der von mir unlängst aufgegebenen Preisfrage.[1]) Anmerkung der zweiten Auflage.

---

[1]) Diese Preisfrage, die Salzmann in der Allgem. Deutschen Bibliothek" vom Jahre 1785 gestellt hatte, lautete:

„Ist in der Bibel oder in der gesunden Vernunft ein Grund vorhanden, der uns verpflichtet, die Erklärungen anderer Menschen von den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel zu Glaubensartikeln zu machen und von den Christen zu fordern, sie als wahr und unerträglich anzunehmen? Und wenn dies nicht, vielmehr erweislich wäre, daß es geradezu gegen die Bibel und die gesunde